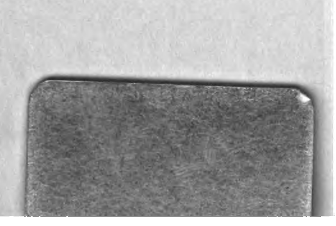
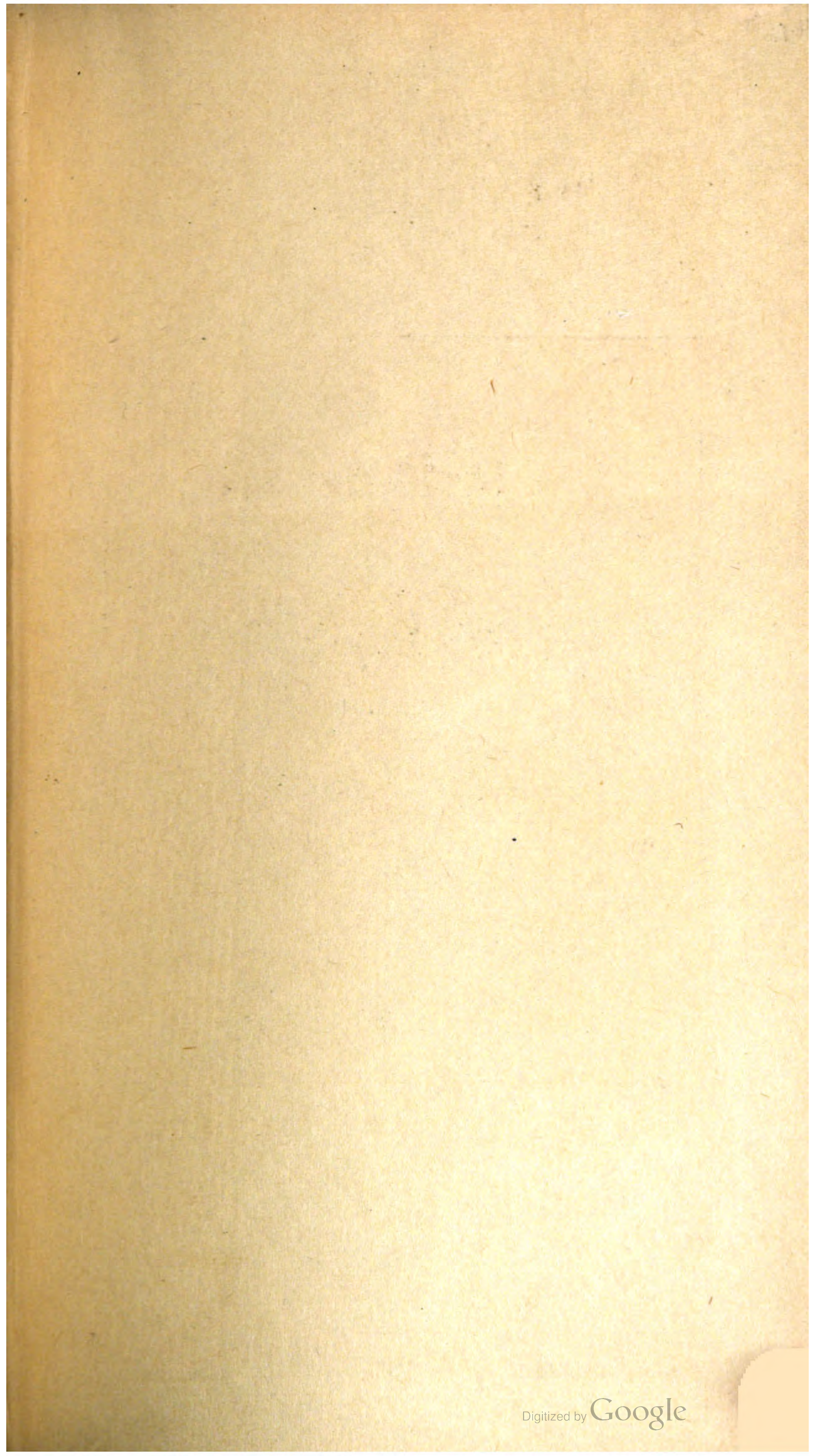
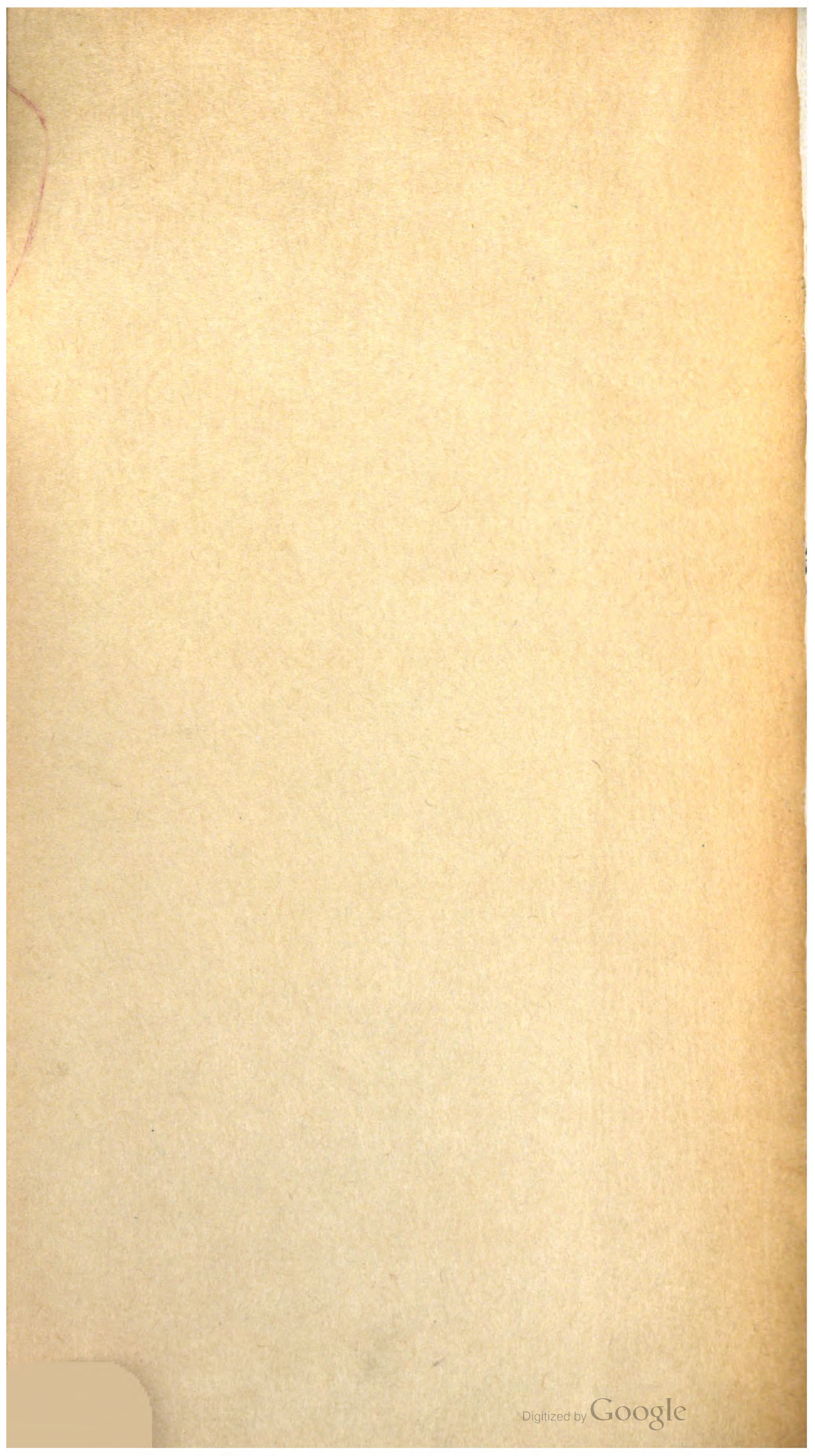

WIDENER LIBRARY
HX GF2G D


VE
RI
TAS







Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Vierten Bandes erstes Stück.

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes erstes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1795.

Jean-Baptiste Poquelin Moliere.

(Gebohren zu Paris im Jahr 1620. Er bekleidete bis an seinen Tod die Stelle eines Valet de chambre tapissier du Roi und dirigirte das Theater der Comédiens de Monsieur. Er starb an einem Blutsturz den 17. Februar 1673. nach einer heftigen Anstrengung seiner Brust in der Rolle des Malade imaginaire. *)

In der Mitte des sechszehnden Jahrhunderts wurde Frankreich zuerst mit den dramatischen Werken des Alterthums bekannt. Man fing an, sie zu übersetzen und nachzuahmen, und diese Nachahmun-

*) Die zuverläßigen Nachrichten über Molieres Lebensumstände und seinen Charakter sind gesammelt in der Vie de Molière par Mr. de Voltaire; welches Le Bret, mit einem Anhange vermehrt, seiner Ausgabe der Oeuvres de Molière (à Paris. 1773. VI. Bände in gr. 8.) vorgesetzt hat. Die Lebensbeschreibungen, welche vor den ältern Ausgaben stehn, sind voll von Mährchen und Unrichtigkeiten.

gen verdrängten allmählig die unsittlichen Farcen und Mysterien, in denen man ohne Bedenken die Geheimniße der Religion mit der profansten Lustigkeit gepaart hatte. Jodelle und Garnier a) suchten die Spuren des Alterthums auf; und ihre Trauerspiele, zum Theil getreue Copien der griechischen Tragödien, erhielten den vorübergehenden Beyfall ihrer Zeitgenoßen. Indessen ging die Kunst, welcher die Unterstützung eines wahren Genies mangelte, auch nach jenen ersten Schritten nur langsam vorwärts. Das Trauerspiel erwartete einen Corneille, das Lustspiel einen Moliere, um sich aus dem Zustande der Mittelmäßigkeit emporzuheben, aus welchem es die Versuche einiger kalten Nachahmer des Alterthums nicht hatten reißen können. War es eine Wirkung des Zufalls, welcher so oft in der Geschichte der Wissenschaften ähnliche Erscheinungen zeigt, oder haben sich in der That unter der Re-

a) Etienne Jodell ließ im Jahr 1552 ein regelmäßiges Trauerspiel Cléopatre captive aufführen, welche großen Beyfall fand, und dem Verfasser eine ansehnliches Belohnung von Heinrich II. erwarb. s. Abrégé de l'histoire du théâtre françois. T. III. p. 12. Man kennt seine unglaubliche Schnelligkeit im Arbeiten aus einigen Anekdoten bey Du Verdier in der Bibl. Franç. p. 286. — Robert Garnier verdunkelte den Ruhm seines Vorgängers durch mehrere Tragödien, unter denen man dem Hippolyte den Vorzug gab. Eine kurze Beurtheilung dieses und einiger andern dramatischen Dichter der Franzosen aus der ältern Zeit s. in der Histoire abrégée du poème dramatique, dans la Bibliotheque du théâtre français par Mr. le Duc de Valière.

gierung Ludwig des XIII. und seines Nachfolgers so günstige Umstände vereinigt, daß aus ihnen die schnelle Bildung des Geschmacks erklärt, und die Möglichkeit gezeigt werden könnte, wie gerade damals so viele und so vortrefliche Köpfe zur Reife kamen? Richelieus Schutz hat wohl nur wenig gewirkt. Denn wenn er mittelmäßige Talente begünstigte und hervorrief, so unterdrückte er, so viel an ihm lag, den Glanz großer Geister, den seine kleinliche Eitelkeit fürchtete. b) Wäre sein Wille geschehn, so hätte sich Corneille nie zu der Höhe erhoben, die er errungen hat, und die Nation wäre bey jenen verwirrten und geschmacklosen Tragödien geblieben, welche sie der von einer bestochnen Akademie getadelte Cid zuerst verachten lehrte. Doch drang die Stimme des guten Geschmacks schon damals durch. Die Vorurtheile, welche Eigenliebe und Schmeicheley zu verbreiten gesucht hatten, verschwanden; und wir sehen nach Verlauf weniger Jahre die Dichtkunst auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit, den sie in Frankreich zu ersteigen fähig war.

Die Zeit, in welcher Corneille groß ward, war die Jugendzeit unsers Jean-Baptiste Poquelin, welcher mit einer entschiedenen Neigung für die Wis-

b) Man s. la Vie de Corneille par Mr. de Voltaire, vor der Ausgabe seiner Werke.

senschaften c) eine brennende Liebe für die dramatische Dichtkunst verband. Um dieselbe Zeit hatte sich zu Paris zum erstenmal eine stehende Truppe niedergelassen. Der Eindruck, welchen die Vorstellungen derselben auf die Gemüther der Jugend machen, vereinigt eine Gesellschaft von Jünglingen, die mit jenen Schauspielern wetteifern. d) Der junge Poquelin tritt zu ihnen, und hier entwickelt sich sein Talent als Schauspieler und Dichter. Bald beschließt er, sich dieser Kunst auf immer zu widmen. Er legt den Nahmen seiner Familie ab, und durchwandert als Moliere mit seinen Gefährten das Reich. Die Schauspiele, welche er während dieser achtjährigen Wanderung entworfen oder ausgeführt hat, sind, einige wenige ausgenommen, verlohren gegangen. Jene Ueberbleibsel sind die unreifen Erstlinge eines Mannes von

c) Molieres Vater erzog seinen Sohn zu einem marchand fripier, wie er selbst war. Aber gar bald zeigte er eine entschiedne Abneigung gegen diese Beschäftigung, und brachte es durch seinen Großvater dahin, daß er in die Jesuiterschule geschickt wurde. Hier studierte er fünf Jahre, und genoß mit Chapelle und Bernier Gassendis Unterricht. Die Bekanntschaft, welche er hier mit der Philosophie des Epikur errichtete, veranlaßte seine erste schriftstellerische Arbeit, eine Uebersetzung der schönsten Stellen des Lukrez.

d) Diese Gesellschaft spielte im Jahr 1650 in der Fauxbourg St. Germain einige Monate hindurch unter dem Nahmen de l'illustre Théâtre. Da sie aber nicht im Stande war, sich neben den Comédiens de l'Hotel de Bourgogne zu erhalten, verließ sie die Hauptstadt und durchzog die Provinzen.

Genie, welcher keine vollendeten Muster vor sich fand; es sind die Versuche eines Schauspielers, welcher genöthigt war, den Geschmack des Publikums und die Fähigkeiten der Gesellschaft, für welche er schrieb, zu Rathe zu ziehn. *)

Die ersten Schritte eines dramatischen Dichters, welcher Genie besitzt, werden fast immer Fehltritte seyn. Nur eine unausgesetzte Uebung, eine große Reife der Beurtheilungskraft, und mannichfaltige, wiederholte Erfahrungen lehren ihn den Irrthum vermeiden, in welchen ihn, bey dem Anfange seiner Laufbahn, die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, der herrschende Geschmack des Parterrs, und die Begierde zu gefallen fast unvermeidlich reißt. Mittelmäßige Köpfe folgen lebenslang dem gebahnten Wege, und werden oft, mit einigen Talenten, die Helden und Muster ihrer Zeit. Aber die Nachwelt rächt die beleidigte Kunst, und weißt unpartheyisch einem jeden den ihm gebührenden Platz an. Nur derjenige, der sich über seine Zeit erhebt, verdient in die folgenden Zeiten überzugehn. Aber das ist unmöglich ohne ei-

*) Von einigen dieser Schauspiele haben sich nichts weiter als die Titel derselben erhalten: le Docteur amoureux; les trois Docteurs rivaux; le maître d'école. Einige Bruchstücke aus dem Médecin volant und dem Fagoteux nahm Moliere in den Médecin malgré lui auf; und in dem dritten Akte des George Dandin benutzte er die Farce la Jalousie de Barbouille.

nen entschiednen Beruf, und dieser Beruf ist das Genie. Dieses lehrt die Regeln der Kunst und zeigt den Weg zur Vollkommenheit, troz den Vorurtheilen des herrschenden Geschmacks.

Während der letzten Jahre seines Aufenthalts in der Provinz, trat Moliere mit einigen Lustspielen auf, in denen sich die anhebende Reife seines Geistes ankündigte. Seine Schritte wurden schneller und sicherer. Jeder neue Versuch beförderte die Entwicklung seines Genies; und jedes neue Stück, das er auf die Bühne brachte, war ein Triumph des guten Geschmacks. e)

Jetzt kehrte Moliere in die Hauptstadt zurück. Hier fanden seine Talente Aufmunterung, und der Umgang mit aufgeklärten Männern und geschmackvollen Kunstrichtern sicherte und stärkte sein natürliches Gefühl. f) Hier schrieb er in dem Zeitraum von

e) Das erste Stück Molieres, das seinem Genie Ehre machte war der 'Etourdi, welcher zum erstenmal im J. 1653 zu Lyon aufgeführt wurde. In dem darauf folgenden Jahre gab er den Dépit amoureux; und der Beyfall, welchen diese beyden Lustspiele bey dem Prinzen Conti fanden, zogen Moliere nach Paris (im J. 1658.) wo er eine Zeitlang das Theater du Petit-Bourbon mit den italienischen Schauspielern theilte.

f) Die Stücke welche Moliere zu Paris schrieb, zeigen, wie viel der Beyfall unpartheyischer Richter und die scharfen, oft unbilligen Kritiken seiner Gegner zu der Ausbildung seines Geistes beytrugen. Voltaire sagt: Molière se fit dans Paris un très-grand nombre de Partisans et presque autant d'ennemis. Il accoutuma le public, en lui faisant

funfzehn Jahren eine Reihe von Schauspielen, welche der beßre Theil seiner Zeitgenossen g) mit Beyfall aufnahm, und die Nachwelt, welche keinen ihm gleichen Geist hervorgebracht hat, mit Enthusiasmus bewundert.

Die Verdienste eines Dichters, welcher auf der Grenze eines ungebildeten und eines verfeinerten Zeitalters steht, bedürfen einer doppelten Würdigung. Erstlich, in Rücksicht auf den Zustand der Kunst, die er ausübte; zweytens in Rücksicht auf das Ideal derselben überhaupt.

---

connaître la bonne comédie, à le juger lui-même très-sévèrement. Les mêmes spectateurs, qui applaudissaient aux pièces médiocres des autres auteurs, relevaient les moindres défauts de Molière avec aigreur u. s. w. Moliere selbst war über den Dünkel, der die Kritik zu verachten pflegt, weit erhaben. Boileau sagt von ihm: Il plaît à tout le monde et ne saurait se plaire. Bey der Lectüre dieses Verses ergriff Moliere die Hand seines Freundes und rief aus: Voilà la plus grande vérité que vous ayez jamais dite; je ne suis pas du nombre de ces esprits sublimes dont vous parlez; mais tel que je suis je n'ai jamais rien fait dont je sois véritablement content.

g) Einige der besten Stücke Molieres die Ecole des femmes, der Avare, der Misanthrope, die Femmes savantes erhielten bey ihren ersten Vorstellungen eine kalte Aufnahme von Seiten des Publikums, welches sich nur langsam von dem schlechten Geschmacke entwöhnte, der durch die Vorgänger Molieres so lange genährt worden war. s. Eloge de Molière dans les Discours et Mémoires de Mr. Bailly. T. I. p. 110.

Moliere fand das komische Theater in einem Zustande der Roheit, und bildete es bis zur Vollendung aus. Die Natur war von der Bühne verbannt; er führte sie auf dieselbe zurück. Der Geschmack des Publikums war im höchsten Grade verdorben, und er gab ihm allmählig Richtigkeit und Sicherheit. So hat er den Nahmen eines **Vaters der Comödie** verdient.

Die lebhafte Einbildungskraft, die Gewandheit und das fertige Spiel der italienischen Comödianten hatte sie und ihre Schauspiele überall beliebt gemacht. Auf allen Theatern in Frankreich wurden italienische Canevas aufgeführt, groteske Compositionen, in denen man das Interesse durch verworrene Intriguen, und die komische Kraft durch die ungeheuersten Uebertreibungen hervorzubringen suchte. Die Sprache der Comödie war diesem Stoffe angemessen. Sie war niedrig, verworren, schwülstig und im höchsten Grade gesucht. — Man glaubte um desto geistreicher zu seyn, je weiter man sich von der Natur entfernte. *b*)

b) In dem Etourdi unsers Dichters zeigen sich noch hin und wieder sehr auffallende Spuren des verdorbnen Geschmacks der damaligen Zeit. In folgender Stelle aus der dritten Scene des ersten Akts herrscht vollkommen die Sprache der Précieuses ridicules.

Lélie.

Ah que le ciel m'oblige, en offrant à ma vue
Les céleftes attraits dont vous êtes pourvue!
Et, quelque mal cuisant que m'aïent causé vos yeux,
Que je prens de plaisirs à les voir dans ces lieux!

Diese unförmlichen und geschmacklosen Werke wurden indeß für unsern Dichter, was die Werke des Ennius für den Virgil gewesen waren. *i)* Eine Menge komischer Situationen, welche entweder ungeschickt angebracht, oder in der Ausführung verdorben waren, schienen nur auf einen Mann von Genie zu warten, welcher sich ihrer bemächtigte, um sie in ihr wahres Licht zu setzen. Dieser Mann war Moliere. Denn es ist gar nicht zu leugnen, daß ein großer, ja der größte Theil der Comödien dieses Dichters aus den Ruinen vergeßner und verachteter Stücke erbaut ist; daß er sich mit den Ideen seiner Vorgänger, der Novellenschreiber, der Satyriker, der Romanendichter bereichert hat; und daß die Grundzüge vieler seiner glücklichsten Scenen in einem fremden Gehirne entsprungen sind. *k)* Es ist eben so thörigt, als unnütz, die-

---

Célie.

Mon coeur, qu'avec raison votre discours étonne,
N'entend pas que mes yeux fassent mal à personne;
Et si en quelque chose ils vous ont outragé
Je puis vous assurer que c'est sans mon congé.

Lélie.

Ah leurs coups sont trop beaux pour me faire une injure!
Je mets toute ma gloire à chérir leur blessure. u. s. w.

i) Dicere solebat Virgilius se aurum ex sterquilinio Ennii colligere. Donatus in vita Virgilii.

k) So viele Mühe sich die Freunde Molieres auf der einen Seite gegeben haben, den Dichter gegen die Beschuldigung des Plagiats aus den Schriftstellern neuerer Zeit zu

ses leugnen zu wollen. Es ist unnütz; weil es durch eine sehr vollständige Induction erwiesen werden kann; *l*) es ist thörigt, weil das Eingeständniß dieses Umstandes dem Ansehn des Dichters nur in den Augen unwissender und gedankenloser Richter schaden wird. Denn es ist nicht sowohl die Erfindung der Situationen, was den dramatischen Dichter in seiner Größe zeigt; als vielmehr die Kunst, mit welcher er sie entstehn läßt, und sie zu den höhern Zwecken seiner Arbeit benutzt. *m*) Mag doch immerhin die

---

retten, eben so ängstlich haben sie auf der andern Seite jede Spur einer Nachahmung aus den Alten aufgesucht. Menage meynte, Moliere könnte die berühmte Replik des Geizigen, sans dot, wohl aus dem Verse Homers genommen haben; ἤτει Πριάμοιο θυγατρῶν εἶδος ἀρίστην Κασσάνδρην, ἄεδνον; und le Bret vermuthet, die Idee ungleichartige Heyrathen auf die komische Bühne zu bringen, habe Moliere vielleicht dem Plautus zu danken, wo Euclio und Megadorus (in der Aulularia) einige Worte über diesen Gegenstand wechseln.

l) Dieser Beweis ist am vollständigsten und auf eine ganz unwidersprechliche Weise geführt von Cailhava im dritten Theile seines Werks de l'art de la Comédie. à Paris. 1772.

m) „Der dramatische Dichter bleibt noch immer Erfinder, auch wenn er seinen Plan aus einem erzählenden borgt: auch wenn er ihn von einem andern dramatischen Dichter borgt, sobald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal alles anders, und seine Einbildungskraft muß jeden Augenblick etwas Neues schaffen.“ Engel über Handlung, Gespräch und Erzählung in der N. Bibl. der sch. Wiss. XVI. S. 246.

Situation selbst eine fremde Erfindung seyn; der Dichter, welcher sie zu einem nothwendigen Gliede in der Kette der Begebenheiten zu machen versteht, wird darum nicht weniger den Nahmen eines Erfinders verdienen. Ich werde vergessen, daß sich schon andere Personen in der nemlichen Lage befunden haben; diese Lage wird mir neu scheinen, weil sie mir in einer andern Verbindung, weil sie mir als nothwendig gezeigt, weil mir der Glaube an ihre Wirklichkeit abgezwungen wird.

Aber man mag die Richtigkeit dieser Bemerkung immerhin in Zweifel ziehn, und Moliere bleibt doch auch als Nachahmer groß. Die Originale sind vergessen, während die Nachahmungen noch immer in den Händen aller Freunde des Theaters sind. Würde sich wohl die Welt einer so fortdaurenden Unbilligkeit schuldig gemacht haben, wenn der Nachahmer nicht um vieles größer gewesen wäre als die Erfinder? Man stelle nur eine Vergleichung ihrer Werke an; man versuche es nur den Originalen Molieres Geschmack abzugewinnen; oder, wenn man Genie zu dieser Dichtungsart in sich fühlt, so setze man sich selbst an die Stelle Molieres; man versuche es, jene verworrenen Gewebe aufzulösen, Klarheit und Licht in das Dunkel der Handlung zu bringen, den Charakteren Festigkeit, den Situationen Wahrscheinlichkeit, den Reden Anstand zu geben; mit einem Wort, man nehme sich vor nachzuahmen wie Moliere. Derselbe Stoff liegt

zum Gebrauche eines jeden da. Viele sind zu ihm zurückgegangen; aber keiner hat ihn so wie Moliere zu brauchen gewußt.

Dieser Dichter folgte indeß nur selten einem einzigen Original. Ein Schatz des mannichfaltigsten dramatischen Stoffs, aus verschiedenartigen Werken gesammelt, lag in seinem Gedächtniße aufbewahrt. Seine rege Einbildungskraft machte diesen Stoff zu einem Eigenthume seines Geistes, indem sie ihn mit ihren eignen Ideen auf das innigste verband. Wo dieser Zusatz auch am geringsten ist, sucht man doch vergeblich nach einer Spur, welche die Anmaßung eines fremden Gutes verriethe. So genau ist alles den Umständen angepaßt; so vollkommen ist die Harmonie in allen Theilen des Ganzen.

In der Männerschule, der ersten Arbeit Molieres, in welcher sich die männliche Stärke und Reife seines Geistes zeigte, ist die Intrigue aus einer Novelle des Bocaccio; die Charaktere der beyden Brüder aus den Adelphis des Terenz; die eine und die andre Situation aus dem Lope de Vega entlehnt; aber vergebens würden diese Dichter ihr Eigenthum zurückfordern wollen, das von den eignen Ideen Molieres nicht mehr zu trennen ist. n)

Der

n) Nur die ersten Stücke, mit denen Moliere seinen Ruhm gründete, schmecken noch zu stark nach der Quelle, aus welcher er sie geschöpft hatte. Die Nachahmungen sind auffal-

Der glücklichste Stoff für die dramatische Poesie ist doch nicht mehr, als was der rohe Diamant ist, den nur das Auge des Kenners von den gemeinen Kieseln, mit denen er vermischt liegt, unterscheidet, und dem nur die Hand eines Künstlers seinen blendenden Glanz geben kann. Wir glauben es daher, für unsre Person, ganz wohl der literarischen Neugierde überlassen zu können, in den Schwänken der Bocaccio, Straparole und Scarron, den Comödien des Plautus und Terenz, und der zahllosen Menge spanischer und italienischer Farcen, die Fäden aufzusuchen, welche Moliere seinen Arbeiten eingewebt hat; o) und unbekümmert um den Antheil, welchen fremde Köpfe an der Materie derselben gehabt haben, wollen wir viel-

auffallender, und ob sie schon fast durchaus Verbesserungen sind, so ist doch die Anlage der Handlung und ihre Entwicklung der Wahrheit weniger angemessen, als in seinen spätern Arbeiten, wo seine Einbildungskraft zu ihrer völligen Reife gelangt war. In dem Etourdi ist die Nachahmung italienischer Muster unverkennbar. Solcher Theaterstreiche, wie die doppelte Ohnmacht ist, auf welcher die Handlung des Cocu imaginaire beruht; und einer so verwickelten Anlage, als in dem Depit amoureux herrscht, hat sich Moliere in seinen spätern Werken nicht mehr erlaubt. Auf dem italienischen Theater waren diese Fehler einheimisch und sind es zum Theil noch.

o) Zur Schärfung der Beurtheilungskraft und zur Uebung für Jünglinge, welche sich der Bühne widmen wollen, kann die Vergleichung Molieres mit den Quellen, aus denen er schöpfte, sehr nützlich seyn. Die beste Anleitung dazu findet man bey Cailhava am angef. Ort.

mehr das Genie unsers Dichters nach der Form beurtheilen, die er jenen fremden oder eignen Erfindungen zu geben gewußt hat.

Wenn die Bewunderer Molieres die Seite anzeigen wollen, von welcher er seine Nebenbuhler am meisten übertroffen habe, so preisen sie vornemlich den feinen Beobachtungsgeist, mit welchem er die herrschenden Sitten seiner Zeit, die Thorheiten seiner Mitbürger, ihre Neigungen, und die Neigungen des menschlichen Herzens überhaupt aufgefaßt habe. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß Moliere dieses Talent besessen habe; aber sein grösstes Verdienst in einen vorzüglichen Grad desselben zu setzen, ist schlechterdings ungerecht. Ein la Bruyere, ein Rochefoucault, ein Addison haben sowohl die Sitten ihrer Zeitgenossen, als die innersten Tiefen des menschlichen Herzens vielleicht noch besser gekannt und noch tiefer durchschaut als Moliere. Marivaux war vielleicht ein noch feinerer Bebbachter; alle unsere neusten komischen Dichter bemühen sich gute Psychologen zu seyn. Kein Komiker der alten und neuen Zeit hat die Sitten seiner Zeitgenossen mit so treuen Farben geschildert, keiner die Denkungsart seiner Nation so genau beobachtet, als Goldoni. Aber wie weit von einander stehn Goldoni und Moliere!

Die Aufmerksamkeit, der Scharfsinn und ein festes Gedächtnis — denn dieses sind wohl die Eigenschaften, welche vereinigt Beobachtungsgeist genennt

werden — mögen also immerhin unter die Eigenschaften des dramatischen Genies gerechnet werden; aber es sind ohne Zweifel weder die einzigen, noch auch bey weitem die wichtigsten desselben. Sie machen vielleicht seine Grundlage aus; aber das Gebäude selbst darf nur das Werk jener Stärke der Einbildungskraft seyn, welche aufgefaßte Bilder, die in mittelmäßigen Köpfen ein bloßes Depositum bleiben, in ein Eigenthum des Geistes verwandelt. Ein solches Eigenthum aber wird ein Bild nur dann, wenn es die Individualität verliert, in welcher es aufgefaßt ward; wenn sich das Gleichartige zu dem Gleichartigen sammelt, und aus der trüben Masse mannichfaltiger Bilder Ideen emporsteigen, welche durch ihre Klarheit, Einheit und Vollkommenheit die Originale der Natur hinter sich lassen.

Das Ziel des dramatischen Dichters ist Wahrheit in der Darstellung; aber diese Wahrheit wird durch eine treue Copie der Natur auf keine Weise erreicht. Die vollkommensten Werke der Natur und der Kunst werden immer so von einander verschieden seyn, wie die Zwecke der Kunst und Natur selbst sind. Dort liegt das Ziel nah und kein Theil des Ganzen darf seyn, welcher sich nicht nach demselben hinneigte und dessen Neigung nicht bemerkt werden könnte; hier liegt es unendlich weit, und jeder Theil des Ganzen erlaubt, als das Glied einer unermeßlichen Kette, die Vorstellung mannichfaltiger Zwecke, welche den Begriff der

Vollkommenheit bald erschweren bald erleichtern. Daher thut eine treue Schilderung der Natur dem Geiste fast niemals genug. Er begehrt in den Werken der Kunst einen strengern Zusammenhang, kräftigere Umriße, ein frischeres Colorit, mit einem Worte, ästhetische Vollkommenheit, welche die Natur nur zufällig und selten erreicht. Aber diese Vollkommenheit ist einzig und allein das Werk des Genies. Umsonst hat das Gedächtnis die mannichfaltigsten Schätze gesammelt; umsonst bietet der Witz seine Kräfte auf, sie zu ordnen; überall erscheinen die Fugen, überall die Spuren der Arbeit und des Schweißes, wenn nicht der schöpferische Geist die Arbeit belebt, erleichtert und fördert.

Es giebt keine Art von schöner Kunst, in welcher die schaffende Einbildungskraft nicht ohne Unterlaß dem Auge des richtenden Verstandes unterworfen seyn müßte; aber es giebt doch keine Dichtungsart, in welcher der Mangel einer strengen Aufmerksamkeit desselben sich so unvermeidlich bestrafte, als in der dramatischen Poesie. Wenn wir in dem Leben selbst die Wahrheit einer Begebenheit aus ihrer Wirklichkeit beurtheilen, ohne gerade die mannichfaltigen Ursachen derselben ergründen zu wollen, so soll sich auf der Bühne keine nur einigermaßen wichtige Begebenheit ereignen, von deren Wirklichkeit wir nicht durch die begleitenden Umstände auf das vollkommenste überzeugt würden. Aber wie groß muß die Aufmerksam-

keit des Dichters seyn, alles zu vermeiden, was diese Ueberzeugung stören könnte! Nach wie vielen Seiten muß sie gerichtet seyn, wenn jedes Glied der Kette an seiner Stelle, und wenn es fest genug seyn soll! Ist ihm die Anlage der Handlung gelungen, so hat er mit der Erfindung der Charaktere zu kämpfen. Sind auch diese bestimmt, so muß er an die Umstände denken, in denen sie sich am vollkommensten entfalten können; aber dieselben Umstände, welche zur Entwicklung der Charaktere dienen, sollen zu gleicher Zeit seinen Hauptzweck, die Entwicklung und Auflösung der Handlung, befördern. Dieses alles kann glücklich zu Stande gebracht seyn, und er scheitert noch an der Ausführung. Die Nothwendigkeit befiehlt ihm eine vollkommne Klarheit, und die Wahrscheinlichkeit will, daß er seine Absicht verbergen soll. Jedes Wort, jede Bewegung der handelnden Personen muß von ihm überdacht seyn, und doch muß er nichts mehr fürchten, als diese Bedachtsamkeit merken zu lassen. Zu gleicher Zeit sollen die Reden den Umständen angemessen und unterhaltend, der Dialog soll lebhaft, der Gang der ganzen Handlung feurig seyn. Die einzelnen Reden sollen die Entwickelung der Scenen, die Scenen die Entwickelung der Akte, die Akte die Entwicklung der ganzen Handlung hervorbringen. Wie viel giebt es hier zu bedenken! nicht eines nach dem andern, sondern fast alles zugleich! Wie viel giebt es hier Schwierigkeiten zu besiegen, und

warum wundern wir uns, daß es zu allen Zeiten so wenige vortrefliche dramatische Dichter gegeben hat?

Durch diese allgemeinen Betrachtungen, welche bey der Beurtheilung eines der größten Meister in seiner Kunst nicht überflüßig scheinen können, haben wir die Gesichtspunkte bestimmt, aus denen seine Werke in dieser Charakteristik betrachtet werden sollen. Wir werden zuerst auf dasjenige Rücksicht nehmen, was vorzüglich ein Werk des Genies, und dann auf das, was mehr das Werk des Geschmacks, des Studiums und der Erfahrung ist.

Es scheint mir, daß sich die Größe seines Genies vornehmlich in zwey Stücken zeige. Erstlich in der Kraft, der Wahrheit und dem Leben seiner Darstellung, und zweytens in der Hervorbringung großer Wirkungen mit den wenigsten Mitteln.

Welch' eine Gallerie von mannichfaltigen Charaktern stellen die Comödien dieses Dichters auf! Wie kräftig sind sie fast durchaus gezeichnet und colorirt! Mit einer sichern Hand führt er sie durch die mannichfaltigsten Situationen, und jeder erhält, unter allen Umständen, seine ganze Individualität. Oft sind es nur wenige Worte, eine Ausrufung, eine Bewegung, worinne sich die Eigenthümlichkeiten desselben, wie in einem Spiegel, zeigen. *p*)

p) „Moliere ist öfters unnachahmlich. Er hat Scenen von vier bis fünf Personen, die aus lauter einsylbigen Wörtern bestehn und wo jede Person nur ein einziges solches

Die Hauptperson im Tartüff ist ein Nichtswürdiger, der unter dem Mantel der Devotion die niedrigsten Leidenschaften verbirgt; der die Frau seines Wohlthäters zu verführen sucht, ihn mit seinen Kindern entzweyt und ihn endlich um den Besitz seines Vermögens, seiner Ehre und Freyheit bringen will. Er spielt die Rolle der Andacht und Demuth, und diese Rolle ist ihm zur andern Natur geworden. Alles was er sagt und thut, wie gleichgültig oder wie nichtswürdig es auch seyn mag, trägt den Anstrich einer heuchlerischen Frömmigkeit. Die ersten Worte, mit denen er die Bühne betritt, charakterisiren jene Art der Andacht, welche sich andern zum Schauspiel giebt. q) Er findet das Kammermädchen der Frau, die er verführen will; ihr Busen ist ihm ein Anstoß, und er verlangt ihn bedeckt zu sehn, bevor sie mit ihm

Wort sagt. Allein dieses Wort ist ihrem Charakter gemäß und schildert ihn. Es giebt in seinen gelehrten Frauenzimmern Stellen, worüber einem die Feder aus der Hand fällt. Hat man ein wenig Genie, so verschwindet es da." Diderot an Grimm. S. 402. deutsch. Uebers.

q) Acte, III. Sc. II.

Laurent, serrez ma haire, avec ma discipline,
Et priez que toujours le ciel vous illumine.
Si l'on vient, pour me voir, je vais aux prisonniers,
Des aumônes que j'ai partager les deniers.

reden darf. Dieser Zug vollendet das Gemälde. Dorine sagt ihm, daß ihn ihre Gebieterinn um eine Unterredung bitte. Helas! très volontiers, antwortet er; und jedermann fühlt, daß nur ein Tartüff auf diesen Antrag mit Helas antworten kann. Elmire erscheint und Tartüff macht ihr bekannt, daß sie vielleicht dem Eifer seines Gebetes die Wiederherstellung von ihrer Krankheit verdankt. Die ganze folgende Unterredung ist in Rücksicht auf die Richtigkeit der Zeichnung sowohl als den komischen Effekt meisterhaft. So misbraucht nur ein vollendeter Heuchler die Ausdrücke der Frömmigkeit bey den profansten Gegenständen; so trägt sich nur eine niedrige Seele an. Selbst seine strafbare Liebe zu Elmiren soll aus der Quelle der Andacht zu fließen scheinen. r) Der Ruf von

r) Acte. II. Sc. III. Tom. IV. p. 331.

L'amour, qui nous attache aux beautés éternelles,
N'étouffe pas en nous l'amour des temporelles.
Nos sens, facilement, peuvent être charmés
Des ouvrages parfaits, que le ciel a formés.
Ses attraits réfléchis brillent dans vos pareilles,
Mais il étale en vous ses plus rares merveilles.
Il a sur votre face épanché des beautés,
Dont les yeux sont surpris, et les coeurs transportés;
Et je n'ai pu vous voir, parfaite créature,
Sans admirer en vous l'auteur de la nature,
Et d'un ardent amour sentir mon coeur atteint,
Au plus beau des portraits, où lui-même il s'est peint.

seiner Tugend soll ein Grund für Elmiren seyn, sich ihm ohne Bedenklichkeit zu überlassen. s)

s) Ebendas. S. 333.

Votre honneur avec moi ne court point de hasard,
Et n'a nulle disgrace à craindre de ma part.
Tous ces galans de cour, dont les femmes sont folles,
Sont bruyants dans leurs faits et vains dans leurs paroles;
De leurs progrès sans cesse on les voit se targeur. — —
Mais les gens comme nous brûlent d'un feu discret.
Avec qui pour toujours on est sûr du secret,
Le soin que nous prenons de notre rénommée
Répond de toutes choses à la personne aimée;
Et c'est en nous qu'on trouve, acceptant notre coeur,
De l'amour sans scandale et du plaisir sans peur.

Uebrigens ist hier nur von der Wahrheit der Schilderung die Rede, nicht von ihrer Feinheit. Tartüffe ist keiner von den Heuchlern, welche viele Menschen zu betrügen im Stande sind: cet imposteur est à la fois trop lâche, trop fripon et trop grossier: les vrais Tartuffes seraient bien peu redoutables, s'ils n'étaient pas plus adroits. Ceux d'entre eux qui sont coupables des mêmes actions employent bien une autre manège pour les couvrir. Linguet Examen des Ouvrages de Mr. de Voltaire. S. 94. Es wäre sonderbar, wenn Moliere jene feinere Gattung von Heuchlern nicht gekannt hätte; aber gar wohl begreiflich ist es, warum er sie nicht auf die komische Bühne hat bringen wollen. Indeß bemerke ich doch im Anfange der dritten Scene einige Züge, welche für die Stelle, an der sie stehn, zu grell und darum unwahrscheinlich sind. Die Untersuchungen, welche Tartüff an Elmirens Knien und Halstuche anstellt, sind zu kühn für den Anfang der zärtlichen Unterhandlungen eines schleichenden Liebhabers; und sie hätten, meinem Gefühle nach, erst da statt finden können, wo Tartüff wahrnimmt, daß Elmire seine Erklärungen

Indeß fand doch Moliere in dieser einfachen Situation nur wenige Schwierigkeiten zu besiegen, und die Wahrheit des Ausdrucks mußte dem leicht zu finden seyn, der sich mit der Vorstellung des darzustellenden Charakters hinlänglich erfüllt hatte. Aber bald boten sich ihm Situationen dar, die nur ein Mann von seinem Genie mit untadelhafter Sicherheit ausführen konnte. Elmire hat die Erklärung Tartüffs mit Nachsicht angehört. Die Herrschaft, die er über das Gemüth ihres Mannes ausübt, und die Absicht, welche dieser hegt, seine Tochter an ihn zu verheyrathen, bewegen sie, den Heuchler zu schonen, um ihm, wo möglich, eine gänzliche Entsagung seiner Ansprüche auf Marianen abzudringen. Aber Damis, Marianens Bruder, welcher diese ganze Unterredung mit angehört hat, und die Absichten seiner Stiefmutter nicht erräth, tritt vor und kündigt ihm an, daß die Stunde seiner Entlarvung geschlagen habe. In dem Augenblick tritt sein Vater herein; Damis eilt ihm seine Entdeckung mitzutheilen; Elmire widerspricht der Anklage nicht; was wird der Heuchler thun? wird er unverschämt genug seyn, die Wahrheit zu leugnen?

Tartüff scheint einen Augenblick bestürzt, aber auch nur einen Augenblick. Der Ankläger, welcher

---

und Vorschläge mit Nachsicht und ohne Einwendungen anhört.

ihm gegenüber steht, ist glücklicherweise sein erklärter Feind, und der Richter, den er fürchten könnte, ein enthusiastischer Bewundrer seiner Frömmigkeit und Tugend. Er bleibt also auch hier seinem Charakter getreu, und spielt die Rolle des demüthigen Christen. Weit entfernt die Beschuldigung irgend eines Verbrechens von sich abzulehnen, erklärt er sich vielmehr für einen großen Sünder, ja für den größten, den die Erde jemals getragen habe. Er bemerkt, daß ihm der Himmel diese große Demüthigung für seine mannichfaltigen Vergehungen zugeschickt habe:

De quelque grand forfait qu'on me puisse méprendre
Je n'ai garde d'avoir l'orgueil de m'en défendre.

Diese Worte, durch die er sich aller Verbrechen schuldig bekennt, ohne ein einziges einzugestehn, und die mit der Bitte, um eine gänzliche Verbannung aus dem Hause, begleitet sind, thun ihre Wirkung auf den schwachen Orgon, der diese Sprache aus dem Munde seines Freundes zu hören gewohnt ist. r) In seinem

r) Die Vorbereitung zu dieser Scene ist in der Beschreibung, welche Orgon von der Gewißenhaftigkeit seines Freundes macht, enthalten. Act. I. Sc. VI. p. 286.

— vous ne croiriez point jusqu'où monte son zèle;
Il s'impute à péché la moindre bagatelle:
Un rien presque suffit pour le scandaliser;
Jusque là qu'il se vint, l'autre jour, accuser
D'avoir pris une puce, en faisant sa prière,
Et de l'avoir tuée avec trop de colère.

Herzen erwacht die Bewundrung über die erhabne Tugend Tartüffs, die sich in dieser Demuth, wie er glaubt, am herrlichsten offenbart, mit neuer Stärke; und die Anklage seines Sohns scheint ihm die schändlichste Verläumdung, mit der man jemals den Ruhm eines Heiligen zu beflecken gesucht habe. Tartüff benutzt diese Wirkung seiner listigen Heucheley. Seine Ausdrücke werden noch demüthiger; seine Anklagen gegen sich selbst noch härter; er schwört, daß er gar nicht der Mann sey, für den man ihn halte. Er wendet sich gegen seinen Ankläger und fleht ihn an, es bey diesen Beschuldigungen nicht bewenden zu lassen. Damis behandelt ihn mit Verachtung. Orgon geräth über das Betragen seines Sohns in Wuth. Nun bittet Tartüff fußfällig um Verzeihung für seinen Feind. Dieser Zug von Seelengröße fehlt noch, um den Alten außer sich zu setzen. Er jagt seinen Sohn aus dem Hause und giebt ihm seinen Fluch. *) Nun sieht Tartüff seinen Weg gebahnt und das Ziel so gut als erreicht. Er beklagt seinen erzürnten und gekränkten Freund; er bittet ihn nochmals, um der Erhaltung des Hausfriedens willen, sich von ihm zu tren-

*) Als sich Damis entfernt, sagt Tartüff: O ciel pardonne lui la douleur qu'il me donne. An der Stelle dieses Verses stand anfänglich folgender: O ciel pardonne lui, comme je lui pardonne. Man fand die Anspielung profan, und Moliere, welcher leicht nachgab, änderte diese charakteristische und, wegen ihres zweydeutigen Sinnes, höchst komische Zeile.

nen. Man denke, ob Orgon dieses in seiner gegenwärtigen Stimmung zugeben kann. Tartüff muß durchaus bey ihm bleiben. Hé bien, antwortet dieser, il faut donc que je me mortifie. Er setzt hinzu, daß er wenigstens seine Gemahlinn meiden würde, um den bösen Gerüchten, die sich gegen ihn erheben, aus dem Wege zu gehn. Auch hievon verlangt Orgon das Gegentheil. Er ist gegen seine Familie, er ist gegen die ganze Welt aufgebracht: Non, en dépit de tous vous la fréquenterez. Er beschließt ihn zu seinem Erben zu machen pour les mieux braver tous; und wiederholt das Versprechen ihm seine Tochter zu geben. La volonté du ciel soit faite en toute chose; antwortet Tartüff.

In diesen Scenen ist jedes Wort charakteristisch. Das Betragen Tartüffes ist überraschend; aber die Wahrheit in demselben und die vollkommene Consequenz vergnügt uns um desto mehr, je schwerer sie zu finden war. Nur in dieser Rücksicht haben wir dasselbe gegenwärtig betrachten wollen. Die Betrachtung des Einflusses, welchen diese Scenen auf die Verwicklung der Handlung hervorbringen und die komische Kraft, welche aus den vereinigten Contrasten der Personen und der Gesinnungen, der Maasregeln und ihrer Wirkungen hervorgeht, liegt jetzt außer unserm Weg.

Ein zweyter Charakter in demselben Stück, der schwache, irre geführte Orgon, hat eine nicht geringere

Wahrheit und vielleicht eine noch grössere komische Kraft. Seine natürliche Gutmüthigkeit, die nur von einem sehr geringen Antheile von Verstand begleitet ist, wird unter der Leitung eines scheinheiligen Bösewichts die Veranlassung zu den unnatürlichsten Vergehungen. Nur gegen die Erinnerungen seines Freundes folgsam, die er für Winke des Himmels hält, sieht er jeden Widerspruch seines Herzens für eine Eingebung böser Geister an. An jenen verschwendet er alle seine Güte, und den übrigen Gliedern seiner Familie bleibt nichts als die üble Laune und der Eigensinn, welcher der unaufgeklärten und selbstzufriednen Frömmigkeit eigenthümlich ist. Hier mag nur Ein Zug statt mehrerer stehn. Mariane verabscheut die Idee einer Verbindung mit Tartüff, wozü ihr Vater sie zwingen will. Sie bietet die Beredsamkeit ihres Herzens auf, um ihn von diesem Vorsatz abzubringen; er fühlt sich bewegt und gerührt. Aber der Wille des Himmels muß den Neigungen des Herzens vorgehn: Allons ferme mon coeur, point de faiblesse humaine. Dieses ist einer von den charakteristischen Versen Molieres und ein Zug des Genies. So kann sich nur die Bigotterie eines schwachen Mannes ausdrücken, der alle seine Stärke von fremden Motiven borgt. Tartüff würde sich ganz anders ausgedrückt haben. Nun bittet Mariane, sie in ein Kloster zu schicken. Umsonst. Ein heiliger Entschluß aus so

unheiligen Gründen würde dem Himmel misfällig seyn:

> Ah voilà justement de mes réligieuses,
> Lorsqu'un pere combat leurs flammes amoureuses.
> Debout. Plus votre coeur répugne à l'accepter,
> Plus ce sera pour vous matière à mériter.
> Mortifiez vos sens avec ce mariage,
> Et ne me rompez pas la tête davantage.

Alle Stücke Molieres sind voll von ähnlichen Stellen. Was braucht es mehr um einen Trissotin und seine gelehrten Freundinnen *) nach der ganzen Art ihres Geistes und Witzes kennen zu lernen, als die Worte, mit denen jener die Vorlesung eines Epigrammes ankündigt, und diese ihre ungedultige Erwartung an den Tag legen:

Philaminte.

> Ce sont charmes pour moi que ce qui part de
> vous.

*) Es ist bekannt, daß Moliere unter diesem Nahmen den Abbé Cotin auf die Bühne brachte. Er hatte ihm anfänglich den Nahmen Tricotin gegeben, den er in der Folge mit Trissotin vertauschte, um den Vorwurf einer namentlichen Beleidigung zu vermeiden und die Anspielung noch bitterer zu machen. Das Sonnet und das Madrigal, welches Trissotin seinen Gönnerinnen vorliest, findet sich dans les Oeuvres de Cotin. à Paris. 1663. Cotin hatte sich diese harte Züchtigung durch hämische Kritiken der Werke Molieres zugezogen.

Armande.

Ce m'est une douceur à nulle autre pareille.

Bélise.

Ce sont repas friands qu'on donne à mon oreille.

Philaminte.

Ne faites point languir de si pressans desirs.

Armande.

Dépêchez.

Bélise.

Faites tôt, et hâtez nos plaisirs.

Philaminte.

à notre impatience offrez votre épigramme.

Trissotin.

Hélas c'est un enfant tout nouveau né, Madame.
Son sort assurement a lieu de vous toucher;
Et c'est dans votre ceour que j'en viens d'accoucher.

Philaminte.

Pour me le rendre cher, il suffit de son pere.

Trissotin.

Votre approbation lui peut servir de mere.

Als in demselben Stück Philaminte die Nachricht erhält, daß sie einen wichtigen Prozeß verlohren und durch die Entscheidung des Gerichtshofs verurtheilt sey, ruft sie aus: Verurtheilt? Was für ein beleidigendes Wort. Nur von Verbrechern wird es gebraucht.

gebraucht. Ein Ausruf, durch den sich in diesen Umständen die ächte Schülerinn Trissotins verräth. — In dem malade imaginaire eröffnet Argan die Handlung mit der Revision einer Apothekerrechnung. Er findet, daß man ihn übertheuert, und bey einer etwas kostbaren Arzney sagt er: Ah Monsieur Fleuran tout doux! Si vous en usez comme cela, on ne voudra plus être malade. Am Ende der Rechnung entdeckt er, daß er in dem laufenden Monate einige Purganzen und Klystiere weniger genommen habe, als in dem vorigen: Je ne m'étonne pas, ruft er aus, si je ne me porte pas si bien ce mois-ci, que l'autre. Je le dirai à Mr. Purgon afin qu'il mette ordre à cela. Es ist unmöglich, den Geist und die Gesinnungen eines Menschen mit weniger Worten auf eine treffendere und belustigendere Weise zu schildern.

Die Bewunderung aber, welche wir diesem Dichter bey der Betrachtung einzelner Charaktere zu zollen gezwungen sind, steigt zu einem weit höhern Grade, wenn wir mit einem Blicke die ganze Reihe von Charakteren überschauen, welche er in seinen Comödien aufgestellt hat. Denn wenn uns hier zuerst die Mannichfaltigkeit derselben in den verschiedensten Gattungen überrascht, so werden wir bald mit Vergnügen gewahr, daß die Wahrheit der Darstellung in den verschiednen Nüancen einer jeden Art noch bewundernswürdiger sey. Unter allen fruchtbaren Dichtern der komischen Bühne sind Shakspeare und Moliere

die einzigen, welche die Klippe der Einförmigkeit glücklich vermieden haben; welche bey einer großen Mannichfaltigkeit der Charaktere immer neu und der Wahrheit getreu bleiben; während ihre Nachfolger, indem sie sich auf den kleinen Umfang einiger wenigen Charaktere einschränkten, den Vorrath ihrer Ideen frühzeitig erschöpften und nicht einmal ihre wenigen Gemälde zu vollenden im Stande waren. So groß war die Lebhaftigkeit, mit welcher Moliere jeden Charakter ergriff, so groß die Richtigkeit seiner Imagination, daß er aus den gleichförmigsten Grundzügen, durch die Abändrung des Standes, des Alters und der Umstände überhaupt, in welche er seine Personen setzte, die verschiedensten Gestalten hervorgehen ließ. Diese scharfe Beobachtung des Einflusses, welchen die äußere Lage auf ähnliche Charaktere hat, und der Modificationen, welche ihre Denkungsart, ihre Sitten und Reden durch dieselbe erhält, ist ein charakteristisches Merkmal der molierischen Werke. Es ist aber auch zu gleicher Zeit das Merkmal eines für die dramatische Poesie gebohrnen Genies.

Moliere hat eine ganze Gallerie von Eifersüchtigen, aber bey jedem derselben äußert sich diese Krankheit der Seele auf eine verschiedne Art. Beym Don Garcie *) ist es die Krankheit eines edeln Gemüths,

*) Don Garcie ou le Prince jaloux, Comédie héroique, (gespielt im Jahr 1661.) war das erste Stück Molieres, das zu Paris keinen Beyfall erhielt. Gleichwohl gab es der

das, voll Mistrauens gegen seinen eignen Werth, in die Versicherungen seiner Geliebten nur allzuleicht Zweifel setzt, jeden Schein der Untreue für die Wahrheit nimmt, sich jeden Augenblick täuscht, und eben so schnell seine Täuschung erkennt und bereut. Die-

mals noch wenige Schauspiele, in denen die Intrigue so gut angelegt, und der Styl so gebildet war, als dieses. Auch ist die Darstellung der heftigen Eifersucht vortreflich, und Don Garcie hat mehr als einmal spätern Dichtern zu einem Muster der Nachahmung gedient. Indeß fehlt es allerdings der Handlung an Interesse; erstlich, weil sie zu einförmig ist. Don Garcie hält seine Geliebte für treulos; sie überzeugt ihn von seinem Irrthum; er verspricht sich zu bessern. Dieß ist der Kreis von Momenten, welchen Moliere in diesem Stücke mehr als einmal durchläuft. Zweytens, weil die Eifersucht des Prinzen ohne hinlänglichen Erfolg bleibt. Daß ihm Donna Elvira mehr als einmal entsagt, ist keinesweges eine erschöpfende Wirkung der aufgebotnen Mittel; und die Handlung bekömmt dadurch eine Mattigkeit, welche die feurigen Reden des Prinzen keinesweges gut machen können. Drittens, weil das Leidenschaftliche fast nur allein auf eine Person gehäuft ist. Elvira hält sich immer in den Schranken fürstlichen Anstandes, welcher eine freye Aeußerung der Leidenschaft unmöglich macht, und auch um sich her Frost verbreitet. Die übrigen Personen sind untergeordnete Liebhaber, Vertraute u. d. g. Viertens, weil auf die Begebenheiten, welche den Knoten lösen, zu wenig Aufmerksamkeit gerichtet ist, als daß sie Interesse erregen könnten. Endlich enthalten die Reden der handelnden Personen zu viel Schilderungen, die zwar als poetische Gemählde vortreflich, aber dem innern Zustande der Redenden nicht angemessen genug sind.

sem Charakter kömmt der des Misanthropen am nächsten. Aber wie verschieden ist doch bey ihm der Ausdruck derselben Leidenschaft durch den Einfluß geworden, welchen sein thörichter Haß gegen die herrschenden Sitten auf sein Gemüth äußert; und durch den Umstand, daß seine Neigung auf eine Coquette gefallen ist. Wenn daher jeder Vorwurf, welchen Don Garcie seiner Geliebten macht, eine Eingebung der zärtlichsten Liebe ist, so sind dagegen die Vorwürfe Alcests mit aller der Bitterkeit getränkt, welche sein ganzes Wesen erfüllt, und sich in allen seinen Handlungen äußert. Auf eine ganz verschiedne Weise und in einem ganz andern Charakter zeigt sich die Eifersucht in den Handlungen des schadenfrohen Arnolphs *y*), welcher die Unfälle der Ehemänner heimtückisch belacht und nichts schrecklicher findet, als aus demselben Grunde ein Gegenstand des Gelächters zu werden. Da hiezu, seiner Meinung nach, schon der bloße Verdacht einer Untreue der Frau hinreichend ist, so äußert sich seine Eifersucht fast gar nicht in Wor-

y) Ecole des femmes. Act. I. Sc. VI, T. II. p. 328.

Chacun a ses plaisirs qu'il se fait à sa guise;
Mais de ceux que du nom de galans on baptise,
Ils ont en ce pays de quoi se contenter,
Car les femmes y sont faites à coqueter;
On trouve d'humeur douce et la brune et la blonde,
Et les maris aussi les plus benins du monde;
C'est un plaisir de prince, et, des tours que je voi
Je me donne souvent la comédie à moi.

ten — denn schon diese erwecken den Verdacht — sondern sie zeigt sich weit mehr in der rastlosen Geschäftigkeit, mit welcher er alle Mittel aufbietet, sich der Treue seiner Geliebten zu versichern und seine Ehre von dieser Seite unverletzt zu erhalten. z) — Eine solche Art der Eifersucht ist für einen George Dandin zu fein. Bey diesem ist sie eben so wenig eine Folge der Liebe als der Furcht vor dem Lächerlichen, sondern eine Wirkung des Grolls, den er auf seine vornehme und spröde Frau geworfen hat, und der Rechthaberey, welche eingeschränkten Köpfen eigenthümlich ist. Er will seiner Frau die Spitze bieten, und da ihm dieses nicht gelingt, will er wenigstens Recht behalten und sie für ihre Vergehungen bestraft wissen. Weit entfernt also auf Mittel zu sinnen, durch welche ihr die Gelegenheit zu neuen Fehltritten

z) Als Arnolph am Ende der Handlung alle seine Mühe vereitelt und seine Geliebte sich entrissen sieht, flieht er, ohne ein Wort zu sagen, die Versammlung seiner Bekannten, deren wohlverdienten Spott er mehr als den Tod fürchtet. Eine einzige Ausrufung ist alles, was seinen Lippen entschlüpft. Riccoboni hat diesen Zug, den einige von den Feinden Molieres zu tadeln wagten, mit Recht für einen Meisterzug des Genies erklärt; wie es mir scheint, weil er ihn dem Charakter Arnolphs auf das vollkommenste angemessen fand. Man sehe, wie sich Sganarell in der Männerschule bey einem ähnlichen Falle benimmt, und man wird, wie ich glaube, den bedeutenden Seufzer des einen, und das Poltern des andern gleich charakteristisch finden.

abgeschnitten würde, strebt er nach nichts eifriger, als der Welt einen recht auffallenden Beweiß ihrer Untreue vor Augen legen zu können. aa)

Alcest in dem Misanthropen und Sganarell in der Männerschule gleichen sich von mehr als einer Seite; sie gerathen beyde in ähnliche Lagen; aber nie wird man ihre Reden und Handlungen mit einander verwechseln können. Alcest ist ein Mann von Welt, Geist und Geschmack; Sganarell ein Bürger ohne allen Ton, ein eingeschränkter Kopf, dem es gänzlich an aller Bildung fehlt. Beyde sind Feinde der gegenwärtigen Gebräuche. Aber jener ereifert sich vorzüglich über das, was der Strenge seiner moralischen Grundsätze zuwider läuft; dieser greift vornemlich das Aeußere in den Sitten, die Moden und Trachten an. Jener tadelt aus Gründen; dieser aus bloßem Eigensinn. Alcest ist bitter; Sganarell ist ungeschliffen und grob. Der eine wünscht, in der Hitze des Streits, einen wichtigen Prozeß zu verliehren, um die ganze Welt von der herrschenden Ungerechtigkeit überführen zu können; dieser glaubt seinem vernünftigern Bruder

aa) Nur in dem Munde des zum Edelmann gewordnen Bauern passen die glücklich gefundenen Worte am Ende des zweyten Aufzugs: Est il possible — que je ne parvienne point à convaincre mon effrontée? O ciel seconde mes desseins, et m'accorde la grace de faire voir aux gens que l'on me deshonore; und da ihm nun der Himmel diese Gunst erwiesen zu haben scheint, und er ausruft: C'est maintenant que je triomphe et j'ai de quoi mettre à bas votre orgueil.

keinen ärgern Possen zu spielen, als wenn er ihm zum Trotz seiner altmodigen Kleidung getreu bleibt. bb) Nicht weniger verschieden zeigen sich beyde in einer andern ähnlichen Lage. Alceſt hatte so eben die übertriebenen Freundschaftsversicherungen der Leute nach der Mode mit der heftigsten Leidenschaft angegriffen, als ihn Oront überfällt, um ein Beyspiel zu dem Gemälde zu liefern, das jener kaum erst geendigt hatte. Eine Fluth von Höflichkeiten, Schmeicheleyen und Versicherungen der zärtlichsten Freundschaft überströmen den armen Alceſt, der in diesem kritischen Augenblicke fühlt, daß die strengen Maximen, deren Beobachtung er von seinem Freunde Philint forderte, so leicht nicht zu beobachten sind. Doch bleibt er ihnen getreu, so weit es möglich ist. Mit gemäßigtem Ernste weißt er die Zudringlichkeiten Oronts von sich; und er zeigt sich als einen Mann von Welt, indem er die Manieren der Welt tadelt und sich ihnen entgegen setzt. Man vergleiche damit das Betragen Sganarells bey den Höflichkeiten Valers, wobey er durch keine vorhergehenden Umstände, sondern blos durch seine

bb) Act. I. Sc. I. T. II. p. 180.

Quoi qu'il en ſoit, je ſuis attaché fortement
A ne démordre point de mon habillement.
Je veux une coëffure en depit de la mode
Sous qui toute ma tête ait un abri commode u. ſ. w.

natürliche Ungeschliffenheit und üble Laune bestimmt wird. cc)

Das lächerliche Bestreben, mehr Geist zu zeigen als man hat, und mehr zu scheinen als man ist, vorzüglich aber die Ansprüche des weiblichen Geschlechtes auf Kennerschaft in den Künsten und Wissenschaften, sind der Stoff mehr als einer Comödie Molieres. Es ist bekannt, daß man der Wirkung der Précieuses

cc) Act. II. Sc. V. p. 134. Valere hat sich dem Sganarell mit vielen Verbeugungen genähert und sagt: Monsieur, un tel abord vous interrompt peut être?

Sganarelle.

Cela se peut.

Valere.

Mais quoi! L'honneur de vous connaître
M'est un si grand bonheur, m'est un si doux plaisir,
Que de vous salüer j'avais un grand desir.

Sganarelle.

Soit.

Valere.

Et de vous venir, mais sans nul artifice,
Assurer que je suis tout à votre service.

Sganarelle.

Je le crois.

Valere.

Mais Monsieur savez-vous les nouvelles
Que l'on dit à la Cour, et qu'on tient pour fidèles.

Sganarelle.

Que m'importe. u. s. w.

ridicules *) die Verbannung des geschraubten und gernwitzigen Tones zuschreibt, welcher in den Gesellschaften der sogenannten Leute von Geist herrschte; und daß die femmes savantes die Kennerinnen und Philosophinnen nöthigte, ihren Ansprüchen eine andre Farbe zu geben. Es ist hier noch nicht die Stelle zu untersuchen, wie dieses unserm Dichter habe gelingen können, oder mit welchen Waffen er jene Thorheiten bekämpft habe dd); sondern es ist vielmehr hier unsre

*) Der Nahme einer précieuse, welcher bis dahin in einer guten Bedeutung gebraucht worden war, wurde seit der Erscheinung dieses Stücks lächerlich und die Pretiösen verschwanden aus der Gesellschaft. Die Rückkehr eines natürlichen und ungezwungenen Tons wird von dieser Zeit an gerechnet. Vorher glaubten die Virtuosen der guten Gesellschaft, ihrem Witze Schande zu machen, wenn sie ein Ding bey seinem rechten Namen nannten. Eine Nachtmütze nannte man le complice innocent du mensonge; einen Rosenkranz une chaîne spirituelle; das Wasser le miroir céleste u. d. g. Die Briefe von Voiture sind ein bekanntes Denkmal der Thorheiten jener Zeit, die damals für etwas Großes galten, und jetzt fast unbegreiflich gefunden werden. Die Witzlinge dieser Art und ihre Beschützerinnen entschieden über die Werke des Geistes mit einer eben so großen Unwissenheit als Unverschämtheit, und oft hing das Glück eines Schauspiels von dem Urtheile der ruellen ab. So nannte man damals die Cirkel der schönen Geister, und die, welche ihnen beywohnten, hießen des alcovistes. Man lud sich dazu durch Rondeaux und Räthsel ein. Mr. Bret dans son édition des Oeuvres de Molière. T. I. S. 387. ff.

dd) Der Spott Molieres traf eine Menge Personen von großem Ansehn und Einfluß am Hof und in der Stadt.

Absicht, das Talent zu entwickeln, welches Moliere in der Schilderung seiner gelehrten Thoren und Thörinnen gezeigt, und die Kunst bemerklich zu machen, mit welcher er diesen allgemeinen Charakter nüancirt hat. In den gelehrten Weibern führt er drey Philosophinnen, einen Poeten und einen Pedanten auf; jeder von diesen Charakteren sieht dem andern in gewissen Zügen ähnlich, aber jeder hat doch die vollkommenste Individualität. Man versuche es, die Nahmen der redenden Personen wegzulassen; und man wird sie dennoch in den meisten Fällen mit der größten Sicherheit unterscheiden können. Philamintes Herrschsucht und Heftigkeit sticht sehr gut gegen das Phlegma und die Schwerfälligkeit Belisens ab, wodurch sie im Disputiren unermüdlich wird. Diese beyden Charaktere bekommen noch eine größere Individualität durch

---

Den Charakter des Vadius in den gelehrten Weibern deutete man bekanntlich auf Menage, welcher bey manchem Bureau d'esprit präsidirte. Aber Menage zeigte sich sehr billig gegen Moliere. Als nach der Aufführung der Femmes savantes die Tochter der Madam Rambouillet ganz erhitzt zu ihm sagte: Eh bien, Monsieur, vous souffrirez que cet impertinent de Molière nous joue de la sorte? antwortete er: Madame, j'ai vû la pièce, elle est parfaitement belle; on ne peut trouver à rédire ni à critiquer. Und doch hatte er sich getroffen gefühlt. Beym Herausgehn aus dem Schauspiel sagte er zu einem seiner Freunde: Mon ami, il nous faudra bruler les choses que nous avons adorées.

den Umstand, daß die eine die Frau eines schwachen und furchtsamen Mannes ist, den sie despotisch regiert; die andre aber, schon über die Jahre der Blüthe hinaus, keinen ihrer Ansprüche auf die Eroberung eines Mannes aufgegeben hat. Armande, Philamintens Tochter, ebenfalls eine Philosophinn, ist weniger pedantisch und schulgerecht als ihre Mutter und ihre Tante; wie man es von einem jungen Mädchen erwarten wird, die, neben ihrer gelehrten Eitelkeit, von Liebe und Eifersucht beherrscht wird.

Ich will hier nur an eine Scene erinnern, welche zum Belege dienen kann. Philaminte hat Martinen, ihre Köchinn, verabschiedet. Chrisale, der mit Martinens Kochkunst sehr wohl zufrieden ist, verspricht ihr seinen Schutz. Philaminte tritt auf, und eine Fluth von Invectiven überströmt die Unglückliche. Chrisal wagt einige Vorstellungen; seine Frau fährt ihn an; er nimmt seine Einwendungen zurück; es ist nun gar seine Meinung nicht, Martinen zu vertheidigen. Doch wünscht er das Vergehn zu erfahren, welches ihr die Gunst ihrer Gebieterinn entzogen hat. Ist sie nachlässig in ihrem Dienste gewesen? — Was hätte das zu sagen? — So ist sie wohl gar auf einer Untreue ertappt worden? — Auch nicht; auf etwas weit schlimmern. — Auf etwas noch schlimmern? — Allerdings — Aber in aller Welt —! Genug, sie hat sich an dem Vaugelas versündigt, und die Gesetze der Grammatik, denen doch selbst die Könige gehor-

chen müssen, auf das gröbste übertreten. — Martine versucht eine Entschuldigung; ein schrecklicher Solöcismus entschlüpft ihrem Munde; Philaminte fährt auf; Belise setzt den Fehler und den Grund des Fehlers umständlich auseinander. Neue Entschuldigungen von Seiten der Magd; neue Solöcismen; neuer Zorn Philamintens und neue Demonstrationen der gründlichen Belise. ee) Chrisal, dem eine gute Mahlzeit mehr werth ist, als der ganze Vaugelas,

ee) Act. II. Sc. VI. Tom. VI. p. 309.

Martine.

Mon Dieu je n'avons pas étugué comme vous,
Et je parlons tout droit, comme on parle cheuz nous.

Philaminte.

Ah peut-on y tenir!

Bélise.

Quel Solécisme horrible!

Philaminte.

Ah voilà pour tuer une oreille sensible!

Bélise.

Ton esprit, je l'avoue, est bien matériel.
Je n'est qu'un singulier, avons est pluriel.
Veux-tu toute ta vie offenser la grammaire?

Martine.

Qui parle d'offenser grand' mere ni grand pere?

Philaminte.

O ciel!

Bélise.

Grammaire est prise à contre sens par toi;
Et je t'ai dit déjà d'où vient ce mot. — u. s. w.

hat an diesem gelehrten Streite nicht den mindesten Antheil genommen. Seine Frau fordert ihn auf, die ungrammatische Köchinn fortzuschicken; er wagt keinen neuen Widerspruch, sondern führt ihren Befehl mit dem sanften Tone eines Mannes aus, der sich seines Unrechts bewußt ist. Aber so wollte ihn Philaminte nicht ausgeführt sehn: Comment, ruft sie aus, vous avez peur d'offenser la coquine? Vous lui parlez d'un ton tout à fait obligeant! —

Mit eben dieser Bestimmtheit in der Zeichnung und mit eben dieser Mannichfaltigkeit in den Farben hat Moliere eine Menge ähnlicher Charaktere geschildert und individualisirt. Er hat Weiber von jeder Art, von der lächerlichsten Pretiöse bis zur unschuldigsten Einfalt und selbst bis zur Dummheit herab. Agnes und Georgette in der Weiberschule sind beyde einfältig; aber die eine aus Mangel an Unterricht, die andre von Natur. Und in einer entgegengesetzten Gattung — wie verschieden ist die Anmaßung der Comtesse d'Escarbagnas und die Affectation der Bürgerstöchter in den Précieuses ridicules? der gesunde Verstand einer Madame Jourdain in dem Bourgeois gentilhomme und Henriettens in den femmes savantes? und die Schwachköpfigkeit eines Orgon, eines Chrisal und eines Argan?

Die außerordentliche Bestimmtheit und Individualität aber, mit welcher die Charaktere Molieres hervortreten, entspringt nicht aus ihren Handlungen

und Reden allein, sondern eben so sehr auch aus der Art, wie der Dichter sie anzukündigen, aus der Kunst, mit welcher er sie zu gruppiren verstanden hat. Wir können den Charakter der Werke Molieres nicht vollständig zeichnen, ohne uns ein wenig bey der Betrachtung dieser Mittel zu verweilen, deren Gebrauch kein komischer Dichter so gut gekannt, oder die doch keiner mit einer so großen Geschicklichkeit anzuwenden gewußt hat.

Der komische Dichter, welcher die Zuschauer oder die Leser seiner Werke in den Stand setzt, die Personen, welche er als Gegenstand der Belustigung aufführt, sogleich von ihrer rechten Seite zu betrachten, hat dadurch schon die Hälfte seines Weges zurückgelegt. Das Komische muß vorbereitet seyn, wenn es mit seiner ganzen Kraft wirken soll; jeder Umstand, welcher einer Erklärung bedürfen könnte, muß vorher erklärt; jeder Zug, welcher zur Belustigung beytragen soll, muß einigermaßen zum voraus angedeutet seyn; denn jede Dunkelheit, jede Ungewißheit schwächt den Effekt. Es ist gar wohl möglich, daß der vernünftigste und achtungswürdigste Mann mit dem Thoren und dem Nichtswürdigen in einerley Lage geräth; aber in Rücksicht auf die ästhetische Wirkung der Situation macht es einen sehr wichtigen Unterschied, welche Meinung vor dem Manne vorhergeht. Diese Meinung zum voraus zu bestimmen, die Neugierde zu erregen und das Gelächter vorzuberei-

ten, war Moliere äußerst besorgt. Ueberall, wo die komischen Personen seiner Stücke sich nicht selbst mit der größten Bestimmtheit ankündigen *ff*), überall, wo nicht die Art ihrer Erscheinung dem Zuschauer alle Zweifel über ihren Charakter benehmen konnte, hat er sie mit einer Sorgfalt und Geschicklichkeit angekündigt, welche seinem Genie und seiner Beurtheilungskraft gleiche Ehre bringt.

Tartüff tritt zum erstenmal in der zweyten Scene des dritten Aktes auf; aber in allen vorhergehenden ist von ihm, und fast nur von ihm die Rede gewesen. Seine Freunde und seine Feinde haben über ihn geurtheilt, Lob und Tadel über ihn ausgegossen; und diese verschiedenartigen Schilderungen treffen in den wichtigsten Punkten auf eine so bewundernswürdige Weise zusammen, daß wir den durchtriebnen Heuchler vollkommen kennen, ehe er noch selbst erscheint, um unsre Erwartungen zu gleicher Zeit zu befriedigen und zu übertreffen. Unter diesen vorbereitenden Scenen ist vorzüglich eine, welche unsre ganze Bewundrung verdient. Orgon, voll Enthusiasmus für seinen Tartüff, bemüht sich seinen Schwager Cleant mit gleichen Gesinnungen zu erfüllen. Er bietet seine ganze Beredsamkeit auf. Er schildert die wunderbaren Wirkungen, welche der Umgang mit diesem bewunderns-

ff) Wie der Misanthrop, George Dandin und Argan in dem malade imaginaire.

würdigen Manne in seinem Gemüthe hervorbringe. Er spricht von seinen Sitten, seiner Frömmigkeit, seinen Tugenden. Aber ohne es selbst zu ahnden entwirft er das Bild eines vollendeten Bösewichts, der nur die fromme Einfalt durch die vorgenommene Maske zu täuschen im Stande ist. gg) Es bedarf keiner Erinnerung, wie groß die Wirkung einer Scene seyn muß, in welcher, durch den Aufwand so weniger Mittel, so viele und mannichfaltige Zwecke erreicht werden. Denn außerdem daß hier Orgon ein unverwerfliches Zeugniß über den Charakter seines Freundes ablegt, und zu gleicher Zeit den seinigen in sein volles Licht stellt, bringt die Verschiedenheit zwischen der Absicht Orgons und dem was seine Reden bewirken, einen komischen Contrast und die Entwickelung eines wichtigen Moments der Handlung hervor.

Nicht überall ist die Ankündigung der Personen mit einer solchen Umständlichkeit gemacht. Moliere erschöpft

gg) Act. I. Sc. VI. Tom. IV. p. 285.

Oui je deviens tout autre avec son entretien;
Il m'enseigne à n'avoir affection pour rien;
De toutes amitiés il détache mon âme;
Et je verrais mourir frère, enfans, mère et femme,
Que je m'en soucierais autant que de cela.

Und weiter unten S. 286.

Je vois qu'il reprend tout; et qu'à ma femme même,
Il prend, pour mon honneur, un intérêt extrême;
Il m'avertit des gens, qui lui font les yeux doux
Et plus que moi six fois il s'en montre jaloux.

erschöpft die Ressourcen seiner Kunst nicht ohne Noth, und da wo er unzweydeutige Charaktere darstellt, geht er schneller zum Ziel. Aber auch in den leicht hingeworfnen Urtheilen der Lehrer des Mr. Jourdain; in der Schilderung, welche Arnolph von Agnesens Unschuld und Einfalt macht; in der Invective Nerinens gegen Mr. de Pourceaugnac und dem Gemälde, welches Sbrigani von ihm entwirft; ist vollkommen alle die Energie, welche zur Vorbereitung der Zuschauer auf die erste Erscheinung der angekündigten Personen erforderlich ist.

Das zweyte indirekte Mittel, dessen sich Moliere bedient, den Charakteren eine bestimmte und individuelle Gestalt zu geben, ist die Gesellschaft, in die er sie bringt. Bisweilen vertheilt er alle die Eigenschaften, welche zusammengenommen den abstrakten Begriff irgend einer Thorheit bilden, unter mehrere Personen, denen er eine Anzahl anderer entgegen setzt, unter welche er die contrastirenden Eigenschaften vertheilt hat. So ist im George Dandin Hochmuth und Adelstolz, in sehr verschiednen Mischungen, der Antheil des Helden selbst, des Mr. de Sotenville und seiner Gemahlinn; ihnen ist der Vicomte, ein Mann von Welt, und Angelique beygesellt, welche ein Gefühl ihrer Würde ohne Hochmuth zeigt. — Eben so erschöpfen, in den gelehrten Weibern, die drey Philosophinnen mit ihren Freunden das Lächerliche der Pedanterey; während sich in demselben Stücke,

der gesunde Verstand, in mannichfaltigen Nüancen, in dem Charakter Henriettens, Arists, Chrisals und Martinens zeigt. — Auf gleiche Weise steht in den Précieuses ridicules die Affectation Mascarills, Madelonens und ihrer Muhme, dem schlichten, aber ganz ungebildeten, Bürger Gorgibus, und den wegen ihrer verständigen Simplicität verabschiedeten Liebhabern entgegen. — In dem Misanthropen liegt ein großer, ja vielleicht der größte Theil des Werthes, in dieser Kunst, Charaktere von verschiedener Richtung mit einander zu gruppiren, ohne sie in schneidenden Contrasten einander entgegen zu stellen. Mit Alcest, dem Feinde der herrschenden Sitten, dem Eifrer gegen allen Schein, dem unerbittlichen Richter fremder Fehler, stellt der Dichter zuerst einen Mann zusammen, der in allen Stücken der gewöhnlichen Denkungsart folgt und sich nicht überreden kann, daß eine Höflichkeitsformel, bey welcher man nichts denkt, eine abgedrungene Freundschaftsversicherung, eine Schmeicheley, von der man nicht mehr als die Hälfte glaubt, etwas so strafbares, oder auch nur in dem Umgange etwas vermeidliches sey. Neben diesen Mann kömmt ein Geck zu stehn, der durch einen Strom übertriebner Lobsprüche seinen Versen ein günstiges Urtheil bey Alcest zu erkaufen sucht, und diesen, so wie seinen billiger denkenden Freund, in die Nothwendigkeit setzt, ihre so eben vorgetragnen Theorien in Ausübung zu

bringen. bb) Zugleich contrastirt mit dem Misanthropen, welcher die Fehler andrer nur aus einem moralischen Eifer, im Zorne, oder wenn er durch Widerspruch gereizt wird, aufdeckt, eine Gesellschaft von Menschen, die aus Afterredneren, aus Schadenfreude, aus Begierde ihren Witz zu zeigen, die Fehler andrer zu dem beständigen Stoffe ihrer Unterhaltungen machen.

Wie sehr durch diese Schärfe und Unzweydeutigkeit der Charaktere die komische Wirkung derselben befördert wird, haben wir oben bemerkt. Auf diese waren die Bemühungen Molieres gerichtet, und er kannte alle Mittel sie zu erreichen so gut, daß wenn von dem Verfalle der Comödie seit Molierens Zeiten die Rede ist, man vorzüglich auf den Mangel der ko-

bb) Der Dichter vergißt nicht, daß Alcest, bey allen seinen Sonderbarkeiten, doch ein Mann von Welt und Lebensart ist. Er läßt ihn also in der Scene mit Oront die Maxime befolgen, welche er eben erst bestritten hatte que quand on est du monde il faut bien que l'on rende quelque dehors civils que l'usage demande; und es fällt ihm schwer Oronts elendes Sonnet, seinen Grundsätzen gemäß, geradezu zu tadeln. Sein Tadel ist daher anfänglich ganz indirekt; und da jener ein bestimmtes Urtheil verlangt, tadelt er doch noch mehr den herrschenden Geschmack, als das Gedicht, welches in diesem Geschmacke geschrieben ist. Erst dann, als ihn der Eigendünkel des Verfassers aufbringt, rückt er mit dem offenherzigen und bittern Urtheile heraus, das ihn mit Oront entzweyt und manche unangenehme Folgen nach sich zieht.

mischen Kraft Rücksicht nimmt, welcher sich seitdem auf dem komischen Theater gezeigt hat.

Das Lustspiel, diejenige Gattung der Poesie, welche zur Hervorbringung des höchsten Grades von Belustigung bestimmt ist, welche hiezu allein alle Mittel besitzt, hatte weder vor Moliere diese Mittel insgesammt benutzt, noch haben die Nachahmer dieses Dichters den ganzen Umfang ihrer Kunst zu fassen vermocht. Jene hatten ihr Vertrauen allzusehr auf die Situationen gerichtet, und die Charaktere vernachlässigt; diese erschöpften ihre Kunst größtentheils in der Zeichnung der Charaktere und waren zu wenig auf die Verbindung und Belebung derselben durch wohlgewählte Situationen bedacht.

Nur derjenige verdient den Nahmen eines großen Künstlers, der die Haupttheile seiner Kunst mit gleicher Vollkommenheit bearbeitet. Indem Moliere mit den italienischen Dichtern in der Erfindung und Bearbeitung zweckmäßiger Situationen wetteiferte und ihnen in der Zeichnung der Charaktere, in der Anlage der Handlung, in der Sprache und in dem Dialog weit voraneilte, erreichte er den höchsten Gipfel der komischen Kunst. Vornemlich aber verband er auf eine unzertrennliche Weise die Charaktere mit der Handlung, so wie beydes in der Natur unzertrennlich vereinigt ist. Er lehrte die eine so wie die andere zugleich als Mittel und als Zweck zu gebrauchen. Denn indem die Begebenheiten die Charaktere hervortreiben,

so erzeugen die Charaktere ihrer Seits die Begebenheiten.

Wir wollen die vornehmsten Quellen aufsuchen, aus denen die komische Kraft in den Werken Molieres geflossen ist. Eine der vorzüglichsten, und aus welcher er am fleißigsten schöpft, ist der Contrast der Situationen mit den Neigungen und den Absichten der handelnden Personen. George Dandin, der sich, durch große Aufopferungen, des Glücks, einer adlichen Familie eingeimpft zu werden, theilhaftig gemacht hat, wird durch eben die Mittel, welche seinen Hochmuth befriedigen sollten, allen Arten von Demüthigungen und Mishandlungen ausgesetzt. Er ist von der Untreue seiner Frau überzeugt, und wird gezwungen ihren Liebhaber wegen seines Verdachtes um Verzeihung zu bitten; er brennt vor Begierde, die Fehltritte offenbar zu machen, und in dem Augenblicke, wo er dieses Ziel erreicht zu haben glaubt, sieht er sich, durch den Wechsel der Umstände, als einen Trunkenbold und Verläumder behandelt. Es bedarf gar keines Beweises, daß die Kraft der Situationen, welche die Neigungen bestreiten, und die gehegten Wünsche vereiteln, immer um desto größer seyn wird, je stärker die Neigungen und Wünsche der handelnden Personen ausgedrückt, je tiefer sie in ihrem Charakter gegründet, und je fester demnach diese Charaktere gezeichnet sind. Je mehr Mittel Arnolph anwendet, seine Agnes in einer tiefen Unwissenheit zu erhalten,

um dadurch ihre Unschuld zu sichern, und je fürchterlicher ihm das Unglück betrogner Ehemänner erscheint, desto reichlichern Stoff zum Gelächter bietet er dar, wenn wir alle seine Vorsicht vereitelt und seine ganze Geschäftigkeit fruchtlos sehen. Sganarell glaubt seine Mündel durch die strenge Erziehung, die er ihr gegeben hat, zu einem Muster der Tugend gebildet zu haben, und ihrer zärtlichen Liebe vollkommen gewiß zu seyn, in demselben Augenblick, wo sie ihn zum Unterhändler ihrer Liebschaft macht, und ihrem Liebhaber, hinter dem Rücken des Vormundes, ein Zeichen ihrer Gunst giebt. Auf eine ähnliche Weise bietet Sganarell in dem Amour medecin selbst die Hand zu dem Betrug, durch welchen ihm die längst verweigerte Einwilligung in die Verheirathung seiner Tochter entrissen wird. — Gorgibus Tochter und Nichte glauben ihren Wunsch, vornehme und geistreiche Liebhaber zu bekommen, erreicht, als, in dem Augenblicke ihrer höchsten Freude, der Marquis und der Vicomte in die Bedienten ihrer abgewiesnen Liebhaber verwandelt werden.

Es ist nöthig hiebey die Bemerkung zu machen, daß Moliere die Wichtigkeit der Situationen mit den Thorheiten der komischen Charaktere in das genauste Verhältniß setzt: das heißt, je größer die Täuschung, je wichtiger der Schaden, je grausamer die Mishandlung ist, desto thörigter, desto verächtlicher macht er diejenigen, welche er in diese Lagen versetzen will. Was

ist grausamer, als das Schicksal George Dandins, welcher vollkommen Recht hat, aber niemals Recht behält, sondern statt eines gehofften Triumphs jederzeit die schimpflichste Demüthigung erfährt? Aber dem Mitleiden, welches bey der Erzählung des einfachen Factums fast unfehlbar aufsteigen wird, hat der Dichter durch die Darstellung des Charakters auf das vollkommenste entgegengearbeitet. Der nichtswürdigen Feigherzigkeit, mit welcher sich George Dandin gegen den Vicomte benimmt, ist jede Beschimpfung, und dem herzlosen Hohne, mit welchem er dem Unglücke einer Frau spottet, der er sich aufgedrungen hat, ist jede Mishandlung angemessen. *ii*) Zu an-

ii) Rousseau findet in seinem bekannten Briefe an D'alembert den Inhalt dieses Stücks unmoralisch. Was soll man, sagt er unter andern, von einem Lustspiel denken, wo das Parterr der Treulosigkeit, den Lügen und der Unverschämtheit eines Weibes Beyfall klatscht, die ihren Mann zu entehren sucht? und wo es die Dummheit des bestraften Bauern belacht? Man könnte hierauf antworten, daß der komische Dichter das unstreitige Recht habe, das Publikum seinen Neigungen gemäß zu unterhalten, und daß es nun einmal in der menschlichen Natur liege, der Klugheit, der Gewandheit, der Gegenwart des Geistes unsern Beyfall zu schenken (wodurch doch die Misbilligung der Handlung selbst, in so weit sie den Gesetzen der Moral widerspricht, nicht ausgeschlossen wird) und uns dagegen auf Kosten der Dummheit lustig zu machen, vorzüglich wenn sie von Hochmuth und Eigendünkel begleitet wird. Nun ist aber George Dandin zu gleicher Zeit so niederträchtig und herzlos, daß wir ihm jede De-

dern Seiten bemüht sich Moliere, Mitleiden für die Personen zu erregen, deren Interesse dem Interesse derjenigen entgegengesetzt ist, die dem Gelächter Preiß gegeben werden sollen. In der école des femmes erregt er unsern Unwillen gegen den schadenfrohen Arnolph, durch das Mitleiden, das wir mit der unschuldigen Agnes haben, und die Freude, welche wir über den gespielten Betrug empfinden, scheint durch diesen Umstand veredelt zu werden. Dasselbe geschieht in der école des maris, nur auf eine etwas andre Weise. Im Mr. de Pourceaugnac ist es eben sowohl die Person des Helden, als der Antheil, den wir an dem Mädchen nehmen, das er seinem Liebhaber entreißen will, was uns die Streiche billigen heißt, die Sbrigani und Nerine ihm spielen.

Eine andre Quelle des Komischen in den Comödien Molieres fließt aus dem Contraste des eigenthümlichen Charakters mit dem angenommenen, oder dem eingebildeten, der Worte und der Handlungen,

---

mäßigung gönnen, ohne daß wir deshalb das Verfahren seiner Frau gut heißen. Man erinnere sich nur an die Freude, die er äußert, als er seine Frau auf der That ertappt zu haben glaubt und wo er ihre herzlichen Bitten und Versprechungen mit den Worten beantwortet: Je ne veux point perdre cette aventure et il m'importe, qu'on soit une fois éclairci à fond de vos déportemens . . . Je veux qu'on soit détrompé de vous, et que votre confusion éclate.

der Wahrheit und des Scheins. Die gelehrten Weiber bieten mehr als ein Beyspiel dieser Art dar. Armandens Abneigung gegen die Idee einer Heyrath kk), ihre Verachtung der Sinnlichkeit und des Materiellen, und ihre Ehrfurcht gegen die Philosophie contrastirt auf eine sehr komische Weise mit der unerwarteten Eifersucht, die sie gegen ihre Schwester zeigt, den lebhaften Ansprüchen, die sie auf den Liebhaber derselben macht, und ihrem Zorn, als sich dieser für Henrietten erklärt. Chrisale beschließt zu wiederholtenmalen Herr im Hause zu seyn; er will sich den Thorheiten seiner Frau, seiner Schwester und seiner Tochter entgegensetzen; er will Henrietten nach ihrem

kk) Act. I. Sc. I. Tom. VI. p. 290.

Henriette.

Qu'a donc le mariage en soi qui vous oblige,
Ma soeur . . . . .

Armande.

Ah mon Dieu, fi!

Henriette.

Comment?

Armande.

Ah fi! vous dis-je.
Ne concevez-vous point ce que dis qu'on l'entend,
Un tel mot à l'esprit offre de dégoûtant,
De quel étrange image on est par lui blessée,
Sur quelle sale vue elle traîne la pensée?
N'en frissonnez-vous point? et pouvez vous, ma soeur,
Aux suites de ce mot résoudre votre coeur?

Wunsche verheirathen; aber jedesmal machen die ersten Worte seiner gebieterischen Frau den gefaßten Vorsatz schwanken, und fast immer giebt er in den wichtigen, wie in den unwichtigen Dingen nach. Seiner Frau den Spiegel vorzuhalten und ihr ihre Thorheiten sehen zu lassen, wagt er nicht; an Belisen, die er nicht zu fürchten Ursache hat, richtet er die Klagen und den Tadel, welcher beyde treffen soll. Ein andermal macht er Martinen zur Dollmetscherinn seiner Gesinnungen. *u*) — Aehnliche Contraste finden wir auch bey einigen andern Personen desselben Stücks. Philaminte ist dem System der stoischen Schule zugethan, aber jede Kleinigkeit setzt sie in Zorn. Vadius declamirt gegen die zudringlichen Vorleser ihrer Werke und zieht in demselben Augenblick ein Manuscript hervor, dessen Inhalt er dem Urtheile der Gesellschaft unterwerfen will. — In dem Malade imaginaire hält sich Argan auf das Wort seiner Aerzte für einen todkranken Mann, handelt aber in allen Stücken, wie der gesündste Mensch. In dem Amour médecin verspricht Sganarell seiner kranken Tochter die Gewährung aller ihrer Wünsche; aber kaum legt

u) Que Chrisale qui tremble et qui mollit devant sa femme ait trouvé le moyen de lui dire, par l'organe de Martine qu'il ramène avec lui, tout ce qu'un mari ferme peut et doit dire en pareil cas, c'est un trait de génie incomparable, et je ne me souviens pas d'en avoir vû de pareils, ni avant ni après Molière. Riccoboni traité de la réforme du théâtre, p. 288.

sie einen Wunsch an den Tag, als er von nichts mehr weiß und seine Sanftmuth in den hartnäckigsten Zorn verwandelt.

Eine dritte Art des komischen Contrastes, von welchem Moliere bisweilen Gebrauch macht, ist derjenige, welcher zwischen der Denkungsart und dem Betragen einer Person und ihrem angenommenen Stande herrscht. Aus dieser Quelle fließt fast alles das Komische des bürgerlichen Edelmannes. Indem Moliere die Thorheit der Menschen darstellen wollte, mehr zu scheinen als sie sind; eine Thorheit, welche allen Ständen von dem höchsten bis zu dem niedrigsten anhängt; nahm er seinen Helden weder aus der höhern Klasse, weil hier die Thorheit minder auffallend gewesen wäre, noch aus der niedrigsten, weil sie dann gar zu platt würde ausgefallen seyn. Monsieur Jourdain, der Sohn eines reichen Krämers, spielt die Rolle eines Hofmanns mit der Sprache und den Manieren des Standes, in welchem er gebohren ist. Von den Verhältnissen der höhern Stände hat er keinen Begriff. Er glaubt, daß der Betrüger Dorant mit dem Könige spricht, wie er mit seiner Frau, und er wird ganz übermüthig, da ihm dieser versichert, bey dem Könige seiner erwähnt zu haben. Sein Betragen gegen seine Lehrer, deren Unterricht so belustigende Scenen giebt; seine Freude über das, was er gelernt zu haben glaubt; die Art, wie er es wieder anzubringen sucht; der Ton, auf welchem er mit sei-

ner Frau und seiner Köchinn steht; die Leichtigkeit, mit welcher er sich und sein Geld einem adlichen Betrüger hingiebt; alles dieses hängt genau mit seinem Stande zusammen, dessen Eigenthümlichkeiten er mit seinen alten Kleidern abgelegt zu haben glaubt. Auch in den Précieuses ridicules und zum Theil in den femmes Savantes herrscht dieser Contrast. Die Romanensprache und die überspannten Ideen, welche ihr zum Grunde liegen, sind zwar überall lächerlich, aber sie sind es doppelt in dem Hause des ehrlichen Gorgibus, der von dem baragouin, welches seine Mädchen aus dem Cyrus gelernt haben, kein Wort versteht; so wie die Philosophie in der Familie Chrisals, der immer an die Küche denkt, während sich die Weiber mit grammatischen Grillen beschäftigen. Die Comtesse d'Escarbagnas gehört in dieselbe Klasse komischer Personen, welche sich vornehm dünken, weil sie sich einen schallenden Nahmen gegeben und einige Ausdrücke und Gebräuche der großen Welt aufgerafft haben, die in ihrem Munde, und in der Verbindung mit ihren Eigenthümlichkeiten, im höchsten Grade abgeschmackt und lächerlich klingen.

Das Lächerliche entspringt in einigen der angeführten Fälle zum Theil aus der Wichtigkeit, mit welcher unbedeutende Dinge behandelt werden; und dieses ist eine vierte Art des Contrastes, welchen die Worte mit den Gesinnungen oder den Umständen machen. Tartüff trägt seine höchst profane Leiden-

schaft mit den Ausdrücken der Gottesfurcht vor; Arnolph nimmt den Ton eines Lehrers an, als er Agnesen seine Absicht sie zu heyrathen ankündigt; Orgon ruft bey dem Verzeichnisse der Gerichte, die sein Freund Tartüff zu sich genommen hat, einmal über das andre mal aus ah le pauvre homme. mm)

Moliere ist sehr glücklich in komischen Misverständnissen, welche eine fünfte Quelle des Lächerlichen in seinen Lustspielen sind. Wer erinnert sich nicht jenes glücklichen Misverständnisses in dem Geizigen, wo Harpagon in Valer den Räuber seiner Schatulle entdeckt zu haben glaubt, Valer hingegen, in der Meinung, daß das Geheimnis seiner Verkleidung entdeckt worden sey, seine Liebe zu Harpagons Tochter entschuldigt? Was dieser von seiner Leidenschaft sagt, erklärt jener von der Leidenschaft zu seinem Gelde, und beyde sehen am Ende, zu ihrem grossen Erstaunen, der eine, daß er in seiner Hofnung betrogen, der

mm) Die Wahrscheinlichkeit dieses oft wiederholten und wegen des Contrasts höchst komischen Ausrufs, gründet sich auf ein gemischtes Gefühl, womit Orgon erfüllt ist, ein Gefühl der Wehmuth, welches, in dem gegenwärtigen Falle, aus dem unbegränzten Wunsche seiner schwärmerischen Freundschaft und der Freude über das Wohlbefinden Tartüffs entspringt. Eine Anekdote, welche zu dieser Scene Veranlassung gegeben haben soll, wird auf Dolivet's Auctorität erzählt in den Anmerkungen von Mr. Bret zum Tartüffe S. 402. f. Wenn diese Sage gegründet ist, so verdient der geistreiche Gebrauch, welchen Moliere von dem Scherz Ludwig XIV machte, unsre ganze Bewundrung.

andre, daß ihm sein Geheimnis entrissen sey. Ein ähnliches Misverständnis bringt in dem Medecin malgré-lui eine sehr drollige Scene hervor. Sganarells Frau hat ihren Mann, an dem sie sich rächen will, bey Gerontens Bedienten für einen geschickten Arzt ausgegeben, den man aber nur durch die gewaltsamsten Mittel zur Ausübung seiner Kunst bewegen könne. Jene suchen ihn auf und finden ihn beschäftigt, Wellen zu machen. Sie nähern sich ihm mit Höflichkeit und sagen ihm tausend Schmeicheleyen über seine Kunst. Sganarell erklärt ihre Worte ganz natürlich von der Kunst, mit welcher er eben beschäftigt ist, und bemerkt im vollen Ernste, daß man nicht leicht einen solchen Wellenbinder finde als ihn. Endlich aber löst sich dieses Misverständnis auf und jede Parthey hält die andre für verrückt. So erzeugt ein Misverständnis das andre, bis endlich Sganarell, durch die nachdrücklichen Gründe seiner Gesellschafter bewogen, für gut findet nachzugeben und sich für einen Arzt halten zu lassen. Die Erklärungen und Verabredungen, welche Valer und Isabelle in der Ecole des maris in Sganarells Gegenwart treffen, und welche dieser für die deutlichsten Beweise von Isabellens Liebe zu ihm erklärt, gehören in diese nehmliche Klasse.

Die Auflösung dieser Misverständnisse führt gemeiniglich einen belustigenden Contrast in den Situationen herbey, wie aus einigen der angeführten Bey-

spiele erhellt. Ueberhaupt aber sind die Contraste in den Situationen, wie sie auch immer entstanden seyn mögen, die Ueberraschungen, die Vernichtung erregter Erwartungen, die Vereitelung künstlich angelegter Plane, eine der reichhaltigsten Quellen des Lächerlichen in den Werken Molieres. Arnolph bietet dem Sohne seines Freundes, Horaz, seine Börse an. Dieser ergreift das gemachte Anerbieten, weil er gerade Geld zur Ausführung eines verliebten Abentheuers braucht. Arnolph, welchen nichts in der Welt so viel Vergnügen macht, als die listigen Streiche, welche die Weiber ihren Männern spielen, freut sich über die gute Absicht seines jungen Freundes und dringt ihm eine deutlichere Erklärung ab. Nun erfährt er, was er gewiß nicht zu erfahren erwartete, Horazens zärtlichen Umgang mit der unschuldigen, wohlbewachten Agnes, zu dessen weiterer Verfolgung er jetzt selbst die Mittel hergegeben hat. — Sganarell (in der école des maris), von dem regelmäßigen Betragen seiner Mündel Isabelle und den Vergehungen ihrer Schwester Leonore überzeugt, die sich, seiner Meinung nach, ihrem Liebhaber Valer in die Arme geworfen hat, vermittelt in diesem Irrthum die Verbindung Valers und Isabellens und eilt voll Schadenfreude mit der Nachricht von Leonorens Fehltritt zu seinem Bruder, ihrem Vormunde. Hier sieht er sich durch die Auflösung seines Irrthums belohnt, wodurch sich das Gelächter gegen ihn richtet, der so einfältig die

Hände zur Vollendung seines eignen Unglücks bey. — Im George Dandin wird nicht nur jeder Plan, welchen dieser anlegt, sichre Beweise von der Untreue seiner Frau zu erhalten, vereitelt, sondern jede dieser Vereitelungen ist noch überdieses mit einer empfindlichen Kränkung verknüpft. — Tartüff glaubt seine Wünsche gekrönt zu sehn; er öffnet seine Arme um Elmiren zu umfassen und umarmt ihren Mann. Der Etourdi ist ein Gewebe von künstlich entworfnen, und durch den Charakter der Hauptperson vereitelten Planen, von Misverständnissen und Ueberraschungen.

Das Lächerliche, welches in einzelnen Worten liegt, ist beym Moliere bewundernswürdig. Wenn seine Nachfolger nach Epigrammen haschen, überall Einfälle anbringen und allen Personen, die sie auf die Bühne bringen, ihren eignen Witz leihen, so zwingen sie doch dem Zuschauer am Ende nicht vielmehr als ein frostiges Lächeln ab; während Moliere, zufrieden mit dem, was die Umstände und Charaktere anbieten, und ohne seinen Personen einen Funken Witz mehr zuzutheilen, als sie ihrer ganzen Lage nach haben können, auch den Ernsthaftesten zum Lachen nöthigt. Man untersuche die Einfälle, die man bey diesem Dichter am meisten belacht, und ich glaube man wird finden, daß es jederzeit das Einzige ist, was die redenden

Personen

Personen zu Folge ihres Charakters und ihrer Lage zu sagen im Stande waren. **).

**) Wenn Harpagon seinen Sohn von sich jagt, und ihm nachruft: Je vous donne ma malédiction, und dieser antwortet: Je n'ai que faire de vos dons; so sind es nicht blos die Worte des Harpagons, sondern noch mehr sein Charakter, was ihm diese Replik in den Mund legt. Man erinnert sich dabey an das, was vorher von dem Geizigen gesagt worden war: donner est un mot pour lequel il a tant d'aversion, qu'il ne dit jamais je vous donne, mais je vous prête le bon jour. Die Thätigkeit, in welcher Moliere seine Personen zu erhalten weis, erlaubt ihnen selten ruhige Muße genug zu Spielen des Witzes, die nichts weiter sind als das. Desto reicher aber sind sie an humoristischen Ausdrücken und Naivetäten, welche ihren Grund in einer starken Neigung des Gemüths haben, und sowohl aus diesem Grunde, als auch, weil sie tiefe Blicke in das Innre der redenden Personen thun lassen, für die dramatische Poesie vorzüglich geschickt sind. In der Weiberschule befragt Arnolph Agnesen über ihren Umgang mit Horaz: Je voulais apprendre, sagt er

S'il ne vous a rien fait que vous baiser le bras.

Agnès.

Comment? est-ce qu'on fait d'autres choses?

Arnolphe.

Non pas;
Mais pour guérir du mal qu'il dit qui le possède,
N'a-t-il pas exigé de vous d'autre rémède?

Agnès.

Non. Vous pouvez juger, s'il en eût demandé,
Que pour le secourir, j'aurais tout accordé.

Welcher Einfall könnte belustigender seyn, als dieses naive Geständniß, womit Agnes nichts zu sagen glaubt, und womit sie so viel sagt? oder als der Ausruf des unmuthi-

Die komische Kraft der molierischen Werke entspringt indeß keineswegs aus der successiven Anwendung der hier aufgezählten Mittel allein, sondern vielmehr aus der Art ihrer Anwendung, aus der Vereinigung derselben, aus der Fruchtbarkeit, mit welcher sie in dem ganzen Umfange der Handlung wirken. Denn diese Misverständnisse und Ueberraschungen würden ohne Zweifel den größten Theil ihrer Kraft verlieren, wenn sie in einen andern Zusammenhang gesetzt, wenn sie minder natürlich oder nur um ihrer selbst willen herbeygeführt wären. Aber fast immer ist bey diesem bewundernswürdigen Dichter das Lächerliche im höchsten Grade zweckmäßig für die Entwickelung der Charaktere oder der Handlung. Jenes belustigende Misverständnis in dem Geizigen und die darauf folgende Erklärung zieht den Knoten der Handlung zusammen; die ganze Reihe lustiger Streiche, welche man dem Mr. de Pourceaugnac spielt, befördert die Vernichtung seiner Heirath mit der Geliebten Erasts; jede komische Scene in den Ueberlästigen entwikkelt zu gleicher Zeit einen Charakter und befördert den Fortgang der Handlung; jeder neue Schrecken des eifersüchtigen Arnolph hat eine neue Anstalt zur Fol-

---

gen, gemishandelten George Dandin: O ciel seconde mes desseins, et m'accorde la grace de faire voir aux gens que l'on me deshonore!

ge, und jede bringt einen neuen und ärgern Betrug hervor.

Nichts charakterisirt das Genie so sehr, als der Gebrauch einfacher Mittel zu mannichfaltigen Zwecken, und die Wahrnehmung aller Vortheile, welche ein Umstand darbieten kann. Mit welcher Fruchtbarkeit hat Moliere aus den einfachsten Anlagen die reichhaltigsten Handlungen und die komischten Situationen gezogen! Wie alltäglich sind fast immer die Umstände, aus denen sich ohne allen Zwang die Handlung entwickelt! Die Anstalten, welche er macht, sind gering und wenig versprechend. Aber schnell zieht ein Umstand den andern herbey; das Knauel wickelt sich auf und ein weitläuftiges Gewebe überrascht unsern Blick.

In der Männerschule entspringt die ganze Handlung aus dem Umstande, daß Sganarell seine Mündel durch eine strenge Bewachung gegen den Einfluß der verführerischen Sitten seiner Zeit zu schützen vermeint. Es ist sehr natürlich, daß ein junges und schönes Mädchen einem jungen Menschen gefällt; es ist eben so natürlich, daß sie diesen liebenswürdiger findet, als ihren alten, grämlichen Vormund. Indeß will dieser Vormund sie heirathen; und da sie diesem Unglück auf keine andre Weise entgehn kann, als wenn sie sich ihrem Liebhaber entdeckt, so muß sie auf Mittel sinnen, diesen Vorsatz auszuführen. Sie hat keine Vertraute, keinen Bedienten um sich, den sie zum

Unterhändler gebrauchen könnte; niemanden als ihren Vormund selbst; sie ist gezwungen ein Mittel auszusinnen, durch diesen ihrem Liebhaber die nöthigen Nachrichten ertheilen zu lassen. Die List gelingt; der glückliche Erfolg macht sie kühner und klüger; und jeder neue Betrug gilt dem thörigten Alten für einen Beweis von Isabellens Tugend und Zärtlichkeit. Seine Freude über diese Bemerkungen und die vollkommene Sicherheit, in die er durch sie geräth, machen ihn glauben, daß er Valerens Zudringlichkeit nicht besser endigen kann, als wenn er ihm aus Isabellens eignen Munde hören läßt, daß sie ihn haßt und nur für ihren Sganarell lebt. Die beyden Liebenden benutzen diesen günstigen Augenblick zu zweydeutigen Verabredungen, welche Sganarell seinen Wünschen gemäß deutet. Jetzt glaubt der Glückliche nicht genug eilen zu können, ein so unschätzbares Gut, als die tugendhafte Isabelle ist, zu seinem völligen Eigenthume zu machen, und er beschließt, seine Verbindung mit ihr noch denselben Abend zu feyern. Wie glücklich ist dieser Knoten geschlungen! und wie ungezwungen entwickelt sich die ganze Reihe komischer Situationen, durch die er geknüpft wird! **)

**) Es ist zu beklagen, daß die Auflösung des Knotens, so reich sie auch an komischen Zügen ist, doch in Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit dem vorhergehenden Theile der Handlung nicht entspricht. Sganarell täuscht sich auf eine allzu plumpe Weise und beharrt zu lange in dem unwahrscheinlichen Irrthum.

Ein ähnliches Beyspiel einer meisterhaften aus unbedeutenden Veranlassungen entsprungnen Verwicklung, bietet die Weiberschule dar. Horaz, Agnesens Liebhaber, sieht den alten Freund seines Vaters, nach Verlauf einiger Jahre, zum erstenmal wieder; er weiß nicht, daß er sich in dieser Zeit einen adlichen Namen beygelegt hat; er weiß also noch weniger, daß der Mr. de la Souche, welcher seine Geliebte gefangen hält, derselbe Arnolph ist, mit dem er spricht. *pp*) Arnolph, ein Freund verliebter Aben-

pp) Außer dem Einflusse, welchen dieser Umstand auf die Handlung hat, bringt er noch überdieß einige komische Scenen hervor. Horaz, der sich dem Freunde seines Vaters, Arnolph, sehr verpflichtet hält, weiß von seinen Verbindlichkeiten gegen den Herrn de la Souche, und er meynt jenen zu vergnügen, wenn er ihm die nachtheiligen Urtheile der Welt über diesen mittheilt. Act. I. Sc. VI. Tom. II. p. 330.

Pour l'homme
C'est, je crois, de la Zousse, ou Source qu'on le nomme.
Je ne me suis pas fort arrêté sur le nom;
Riche, à ce qu'on m'a dit, mais des plus sensés, non;
Et l'on m'en a parlé comme d'un ridicule.
Le connaissez-vous point?

Arnolphe (à part)
La fâcheuse pilule!

Horace.
Hé, vous ne dites mot?

Arnolphe.
Eh oui, je le connais.

theuer und lustiger Schwänke, über die er ein Buch hält, dringt in den jungen Horaz die Zahl seiner Anekdoten zu vermehren und entreißt ihm das Geständniß seines Liebeshandels. Nach dieser ersten Vertraulichkeit, welche die Umstände und Arnolphs Charakter so natürlich machen, folgen die übrigen, und alles, was Arnolph zur Abwendung des drohenden Unglücks thut, gleichsam von selbst und ohne den mindesten Zwang. Agnesens Flucht ist also die nothwendige Folge von einer unbedeutenden Veränderung des Nahmens und dem sehr gewöhnlichen Charakter eines alten Wollüstlings. — Dieses ist aber nur der eine Faden, an welchem sich die Handlung fortspinnt; ein andrer ist an Agnesens Einfalt geknüpft, die der Dichter aber wiederum auf Arnolphs Charakter gegründet hat. Dieselben Ursachen, die ihn veranlassen, verliebte Abentheuer aufzuzeichnen, bewegen ihn auch, sich der Treue seiner künftigen Frau durch die tiefe Unwissenheit, in welcher er sie zu erhalten gesucht hat,

---

Horace.

C'est un fou, n'est-ce pas?

Arnolphe.

Hé - - -

Horace.

Qu'en dites vous? quoi?

Hé, c'est à dire, oui. Jaloux à faire rire?

Sot? Je vois qu'il en est ce que l'on m'a pu dire.

zu versichern, und ihr die einfältigsten Bedienten zur Wache zu geben. Aber eben diese Mittel schlagen gegen ihn aus. Die einfältigen Bedienten sind von Agnesens Liebhaber mit leichter Mühe gewonnen worden; und Agnes, die gar nicht weiß, was ein Mann ist, oder welche Gefahren ein Mädchen zu fürchten hat, findet in dem Umgange mit dem liebenswürdigen Horaz nichts als einen angenehmen Zeitvertreib. Sie hat diesen Zeitvertreib während der Abwesenheit ihres Argus kennen gelernt und, nach seiner Rückkehr, kann sie sich nicht entschliessen, ihm zu entsagen. Sie besitzt natürlichen Verstand und die Liebe ist ihre Lehrerinn. So folgt eine List, ein Abentheuer auf das andre; jede Schwierigkeit erzeugt einen neuen Sieg, und jeder Sieg eine neue Schwierigkeit. — Im George Dandin hängt die ganze Kette der Begebenheiten an dem Umstande, daß ein hochmüthiger und reicher Bauer ein reiches Fräulein gegen den Willen ihrer Aeltern geheirathet hat. — In den Précieuses ridicules bringen die romanhaften Ansprüche zweyer Bürgerstöchter die Intrigue und ihre Entwicklung hervor; mit einem Worte, man wird fast in allen Stücken Molieres finden, daß die vorausgesetzten Umstände eben so einfach, als die auf sie gebaute Handlung interessant, fruchtbar und reich ist.

Die nämliche Fruchtbarkeit des Genies hat er in einzelnen Incidenten gezeigt. Aus den geringfügigsten Umständen weiß er die wichtigsten Folgen zu ziehn,

die immer um desto glaubhafter scheinen, je weniger Anstalten zu ihrer Hervorbringung gemacht worden sind. Was ist zum Beyspiel einfacher, als das Mittel, durch welches in dem Geizigen die Verkleidung Valers und seine Liebe zu Harpagons Tochter entdeckt wird? Maître Jacques, der Koch und Kutscher des Geizigen, ist aufgebracht gegen Valer, der es mit dem Gesinde verdorben hat, weil er die Gunst des Herrn gewinnen will. Jener ist von seinem Herrn geschlagen worden; Valer lacht ihn aus; Maître Jacques bedroht ihn, und bekömmt noch einmal Schläge. Nun beschließt er sich zu rächen. Harpagon vermißt seine Chatoulle; er stellt Untersuchungen über den Diebstahl an; Maître Jacques wird befragt; er sagt aus, daß er die Chatoulle bey Valeren gesehen habe. Valer wird herbeygeholt und Harpagon empfängt ihn mit den Titeln eines Betrügers und Räubers. Zu welchem Mißverständnisse und Erklärungen dieses Veranlassung giebt, haben wir oben gesehn. So hat Moliere durch eine Scene, die eine bloße Posse schien, zu gleicher Zeit eine neue komische Situation und die Erklärung eines wichtigen Punktes der Handlung herbeygeführt.

Moliere war ohne Zweifel weit glücklicher in der Anlage und Verwicklung der Begebenheiten, als in ihrer Auflösung; und es ist auffallend, daß er dieses mit den komischen Dichtern des Alterthums gemein hat. Wie selten sind die glücklichen Entwicklungen in

den Comödien des Plautus und Terenz? und was mag die Ursache eines Phänomens seyn, das sich bey den größten Meistern der Kunst auf eine so gleichförmige Weise findet? Ist dieser Theil der Kunst in Verhältniß mit den übrigen so schwer? oder ermüdete das Genie am Ende der Laufbahn? oder glaubte man, daß Nachlässigkeiten und Mangel an Wahrscheinlichkeit bey der Eile des Ausgangs weniger schädlich und darum verzeihlicher wären?

Es ist indeß nicht unsre Meinung zu behaupten, daß Moliere in diesem Theile seiner Werke niemals vollkommen sey. Die Auflösung mehrerer seiner Lustspiele ist eben so leicht und ungezwungen, als ihre Anlage ist, und die Kritiker, welche ihm diese Geschicklichkeit absprechen, scheinen nicht an den Ausgang der Précieuses ridicules, des George Dandin, des Bourgeois gentilhomme, des Mr. de Pourceaugnac, des Malade imaginaire und des Amour médecin gedacht zu haben. Sie hatten seine berühmten Comödien im Sinn, und was sie in dem Tartüff, dem Misanthropen, dem Geizigen nicht fanden, schien ihnen ein Mangel aller molierischen Werke zu seyn. Es ist aber allerdings wahr, daß man in der Anlage der Handlung des Tartüff umsonst nach dem Grunde ihrer Auflösung fragt. Der wichtige Vorfall, welcher Orgons ganzes Glück zu vernichten droht, ist fast gar nicht vorbereitet; und man wünscht, daß der poetischen Gerechtigkeit auf eine andre Weise als durch

eine Lettre de cachet Genüge geleistet seyn möchte. Diejenige Strafe, welche der Heucheley Tartüffs und dem komischen Tone der übrigen Handlung allein angemessen war, bestand in der Verachtung der ganzen Welt, der Vernichtung seiner mühsam verfolgten Plane und der Rückkehr in das Elend, aus dem er durch Orgon gezogen worden war. *qq*) Auch in der Weiberschule entspricht die Kunst in der Auflösung der Vortreflichkeit der Anlage in der Handlung nicht. Agnes entflieht mit Horaz; sie treffen auf Arnolph, den Agnes nicht erkennt; und Horaz vertraut seinem alten Freunde den eben eroberten Schatz. Durch dieses Misverständniß sind alle Fäden der Handlung abgeschnitten, und der Knoten ist so vollkommen geschürzt, daß er nur durch das Schwert des Zufalls gelößt werden kann. — Was ist unerwarteter als die Entwicklung der Handlung in den gelehrten Weibern? Arists wohlgemeinter Betrug ist dem Zuschauer vollkommen unbekannt, und die Wirkung desselben bleibt so lange zweifelhaft, bis Trissotin eine Erklärung gethan hat, die zwar den Absichten des Dichters gemäß ist, aber, den übrigen Umständen nach, auch wohl gegen dieselben hätte ausfallen kön-

qq) Ganz recht sagt Linguet dans l'Examen des ouvrages de Mr. de Voltaire. p. 94. Le caractère de Tartuffe est si criminel, que le poète n'a su s'en débarrasser qu'en l'envoyant au prison par une lettre de cachet; ce qui assurement n'est ni instructif ni comique.

nen. Wäre es deshalb nicht nothwendig gewesen, uns vorher etwas besser von Trissotins eigennützigen Absichten, der Großmuth Cleants und der Absicht Arists zu unterrichten, um uns die letzte Entscheidung als ein nothwendige Folge der Charaktere erscheinen zu lassen? — In der Männerschule ist die Auflösung beynahe abentheuerlich, und weder die Entweichung Isabellens in das Haus ihres Liebhabers, noch auch der lange Irrthum ihres Vormundes ist auf eine befriedigende Weise begreiflich zu machen. — Auch in dem Geizigen ist die doppelte Erkennung ein wenig abentheuerlich; aber doch scheint es mir, als sey an dieser Stelle die Unwahrscheinlichkeit von geringer Bedeutung. Denn durch die hinlänglich vorbereitete Erkennung Valers und die Zurückgabe der entwendeten Chatoulle ist die Auflösung schon gemacht; so daß dasjenige, was weiter folgt, kaum noch zur Entwicklung gehört. Dagegen ist in dem Depit amoureux alles unwahrscheinlich, die Anlage, die Ausführung und die Entwickelung.

Wenn man die Comödien Molieres zum erstenmal liest, und ihrer Wirkung sich hingiebt, wird man kaum einen ihrer Mängel wahrnehmen, so sehr reißt die bewundernswürdige Leichtigkeit und Ungezwungengenheit seiner Sprache uns fort. Das natürliche und unbefangene Benehmen der handelnden Personen verbirgt das Unwahrscheinliche oder Zufällige der Situationen, in welche sie der Dichter gesetzt hat; und

die Art, mit welcher sie handeln und reden, läßt uns selten ahnden, daß sie Maschinen des Dichters sind. Es ist daher ein sehr feines Lob, wenn man von Moliere sagt, er habe keinen eigenthümlichen Styl. Er drückt überall die Individualität der Personen aus, welche er aufführt, nicht die seinige. Ihrem Stande, ihrer Lage, ihrem Charakter sind ihre Ausdrücke angemessen; der Dichter mag sie nun in Prosa oder in Versen sprechen lassen. Wie verschieden ist die Sprache in dem Misanthrope und der école des femmes; dem Avare und dem gentilhomme bourgeois? rr)

Moliere ist unnachahmlich in dem Dialog. Immer gedrängt und rasch führt er, gleichsam zufällig, dem Ziele zu, und ist eben so sehr den Zwecken des Dichters als den Zwecken der handelnden Personen beförderlich. Auch die längern Tiraden sind doch meisten-

rr) Moliere vereinigt in seinem Style die größte Klarheit mit der größten Präzision; Schönheit mit Richtigkeit, Anstand mit Lebhaftigkeit. Wenn man Racine ausnimmt, so scheint keinem Dichter der Reim weniger Mühe gemacht zu haben als ihm. Boileaus Urtheil ist in diesem Stücke von Wichtigkeit.

Ta fertile veine
Ignore en écrivant le travail et la peine;
Apollon tient pour toi tous ses trésors ouverts,
Et tu sais à quel coin se marquent les bons vers....
Si tu veux une rime, elle le vient te chercher,
Au bout du vers jamais on ne te voit broncher;
Et sans qu'un long détour t'arrête, ou t'embarasse,
A peine as-tu parlé qu'elle même s'y place.

theils den Situationen so angemessen, sie sind meistentheils von einer so komischen Kraft, oder einem so fruchtbaren Inhalte, daß wir ihre Länge gar nicht einmal wahrnehmen.

Endlich scheint mir noch die Kunst, welche Moliere in der Exposition seiner Stücke gezeigt hat, vorzüglich charakteristisch zu seyn. Was ist langweiliger und zu gleicher Zeit unwahrscheinlicher, als jene so gewöhnlichen Expositionen, bey denen sich zwey Personen in die Erzählung einer Begebenheit gleichsam theilen, die ihnen beyden bekannt ist, und von deren Wiederholung sie keinen andern Grund angeben können, als das Bedürfnis des Dichters und der Zuschauer? Ich zweifle, daß es irgend einen komischen Dichter giebt, welcher diesen Fehler in so vielen Schauspielen und mit einem so entschiednen Glücke vermieden hat, als Moliere. Fast immer macht bey ihm die Exposition einen wesentlichen Theil der Handlung aus. Sie ist so gut, wie alles übrige in dem Laufe des Stücks, auf das Vorhergehende gebaut und wirkt auf das Folgende. Oft hat er die Personen, von denen wir das meiste erfahren sollten, durch irgend eine Leidenschaft belebt, durch welche sie zu Erklärungen, Wiederholungen, Schilderungen, veranlaßt werden. Alcests Zorn gegen Philint, die Folge eines unbedeutenden Vorfalls, enthüllt in der ersten Scene des Misanthropen nicht nur die wichtigste Seite in dem Charakter der Hauptperson, sondern er bringt zuglei-

cher Zeit, auf eine ganz ungezwungene Weise, die Nachricht von einem wichtigen Prozeß, in welchen Alcest verwickelt ist, und von seiner Liebe zu Celimenen an den Tag. Dieselbe Scene macht aber selbst schon einen Theil der Handlung aus, indem sie Alcests Betragen in dem folgenden Auftritte vorbereitet, welcher eines der wichtigsten Momente der Handlung enthält. Im Tartüff sagt die aufgebrachte Alte, welche unzufrieden mit dem Betragen der Familie gegen den frommen Tartüff das Haus zu verlassen beschlossen hat, jedem der sich ihr nähert, um sie von diesem Vorsatz abzubringen, die Wahrheit, und macht bey dieser Gelegenheit die Schilderung aller einzelnen Glieder der ganzen Familie. Ein Zwist zwischen Mann und Frau eröffnet die Scene in dem Médecin malgré lui, und aus ihm entspinnt sich der größte Theil der Handlung, von welcher die Exposition einen Theil ausmacht. In der Männerschule entwickelt der Zwist der beyden Brüder, über die Verschiedenheit ihrer Grundsätze in der Behandlung ihrer beyderseitigen Mündel, den Charakter des Sganarell, seine Verhältnisse zu Isabellen, seine Absicht sie zu heirathen, und demnach die ganze Reihe von Umständen, auf welche die Handlung gegründet ist. In den Précieuses ridicules führt der Zorn der beyden gemißhandelten Liebhaber die Schilderung der Hauptcharaktere und die Erwähnung einiger vorhergegangenen Begebenheiten auf das ungezwungenste herbey. Im George Dan-

d i n machen die Klagen des bedrückten Ehemanns und die naiven Geständnisse des Unterhändlers seiner Frau eine sehr komische Exposition, indem sie zu gleicher Zeit die Reihe von vereitelten Planen und Kränkungen George Dandins anspinnen. So zeigt Moliere auch in diesem Theile seiner Werke — deren außerordentliche Klarheit noch eine besondere Erwähnung verdient — wie durch e i n Mittel eine Menge von Zwekken erreicht werden, wie auf einmal die Handlung angesponnen, die vorläufigen Umstände erklärt, die Charaktere entwickelt und der Zuschauer durch alles dieses gereizt und belustigt werden kann.

Aber auch da, wo er den gewöhnlichern Weg betritt, und die Exposition durch eine Erzählung macht, trägt er doch immer Sorge, daß ein leidenschaftlicher Antrieb diese Erzählung hervorbringe. Wenn Orgon Cleanten die Entstehung seiner Bekanntschaft mit Tartüff erzählt, so ist diese Erzählung in der gränzenlosen Ehrfurcht und Liebe, welche er gegen Tartüff hegt, und in dem Unmuth gegründet, den die entgegengesetzte Meinung seines Schwagers bey ihm hervorbringt. In dem Geizigen erwähnt Valer einiger wesentlichen Umstände seiner Bekanntschaft mit Clelien und der Absicht seiner Verkleidung, um den Kummer seiner Geliebten zu zerstreun und alle Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen aus ihrem Herzen zu verbannen. In dem Cocu imaginaire wiederholt Gorgibus, durch den Widerspruch seiner Tochter ge-

reizt, die Befehle, welche er ihr schon mehrmalen ertheilt hatte, und unterrichtet uns dadurch von ihren Verhältnissen zu Valer und Lelio.

Die Munterkeit, welche diese ersten, der Exposition gewidmeten Scenen belebt, verbreitet sich über die ganze Handlung, und Moliere sinkt in dem Laufe derselben niemals zurück. In denjenigen seiner Stücke, in welchen das Komische vorzüglich herrscht, beschreitet er alle Stufen desselben. Allmählig wachsen die Schwierigkeiten; die Mittel, sie zu besiegen werden vermehrt; die Situationen werden verwickelter, und mit jedem Schritte wächst die komische Kraft.

Kein Dichter hat so wenige leere Scenen als Moliere. Immer stand ihm sein Ziel vor Augen; und eben so sehr von dem Plane der Handlung als dem Wesen der Charaktere durchdrungen, sagt er alles was wahrscheinlich und nöthig ist. Die Situationen in welchen nichts gesagt werden kann, als was jeder Zuschauer sich selbst sagen würde, weiß er geschickt zu vermeiden. Die zärtlichen Unterhaltungen der Liebhaber und ihrer Schönen hat er hinter die Coulissen verbannt. Da halten sie den Gang der Handlung nicht auf; da verrauschen die Seufzer, die in dem Laufe komischer Situationen so langweilig sind. Auf der Bühne selbst schienen sie ihm nur dann eine Stelle zu verdienen, wenn sich die Verliebten unter den Augen wachsamer Vormünder, eifersüchtiger Männer und strenger Väter von ihrer Leidenschaft unterhal-

ten,

ten, der Zuhörer spotten und feindliche Plane gegen sie verabreden. 55)

Es ist Zeit, daß wir die zerstreuten Züge vereinigen und zu leichterer Uebersicht zusammen fassen.

Moliere war ein scharfsinniger Beobachter. Er kannte die Sitten seiner Zeitgenossen, ihre Thorheiten, ihre Denkungsart und Sprache; er hatte die innersten Falten des menschlichen Herzens erforscht. Diesen Stoff zu verarbeiten besaß er eine seltne Stärke der Einbildungskraft. Er ist daher bewundernswürdig in der Darstellung der Charaktere, die er, als Geschöpfe seiner Geisteskraft, in ihrer ganzen Ründe faßt, und nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit in allen ihren Reden und Handlungen darstellt. Dieses Talent zeigt sich um desto größer, je größer die Mannichfaltigkeit der Charaktere ist, die er auf die Bühne gebracht hat, Menschen aus allen Ständen, Thoren der verschiedensten Art; und wiederum Thoren Einer Gattung, aber nach der Verschiedenheit ihres Alters, ihres Standes und ihrer Verhältniße auf die mannichfältigste Weise gemodelt. In der Zeichnung eines jeden derselben offenbart sich eine bewundernswürdige Stärke der Imagination, welche auch die feinern Nüancen in ihrer ganzen Schärfe faßt, und eine überaus große Festigkeit der Hand, welche dieselben,

55) Wie in der Ecole des maris, dem Amour médecin, dem Malade imaginaire; im George Dandin und dem Peintre Sicilien.

aus allen gegebnen Gesichtspunkten, mit der größten Richtigkeit trifft. Diese Individualität hervorzubringen, dienen ihm nicht nur zweckmäßig erfundne Situationen, die er mit einer großen Fruchtbarkeit variirt, sondern auch vorzüglich die geschickte Zusammenstellung der Personen nach der Harmonie oder Verschiedenheit ihrer Gesinnungen und Neigungen. Zu gleicher Zeit weiß er die Charaktere und die Situationen zu Hervorbringung des komischen Effekts geschickt zu contrastiren; und da er der erste komische Dichter war, welcher die Intrigue und die Charaktere mit gleicher Sorgfalt und gleichem Geiste bearbeitete, so übertreffen seine Comödien die Werke aller seiner Vorgänger eben so sehr an Wahrscheinlichkeit als an komischer Kraft. Er kannte alle Quellen des Lächerlichen auf das vollkommenste, aber überall ist das Komische dem Zwecke der Handlung untergeordnet, und dadurch fast immer das richtige Maas desselben erhalten worden. In diesem Umstande vorzüglich, so wie in der Verbindung der einzelnen Theile seiner Werke, in der Anlage und Vertheilung der Scenen, und in der allmähligen Entwicklung der Handlung, zeigt sich die ausnehmende Richtigkeit seines Verstandes, welchem seine Einbildungskraft, auch in dem Augenblicke ihrer größten Geschäftigkeit, gehorcht. Als ein Dichter von wahrem Genie zieht er das Wunderbare aus dem Alltäglichen hervor, und entwickelt aus der Voraussetzung einiger gewöhnlichen Umstände eine Kette be-

lustigender und seltsamer, aber in ihren Ursachen und ihrer Verbindung höchst natürlicher Begebenheiten. Die Richtigkeit des Zusammenhanges giebt der Handlung eine ausnehmende Klarheit; und die Fruchtbarkeit jedes einzelnen Umstandes erweckt und verstärkt das Interesse bey jedem Schritte, welchen die Handlung vorwärts thut. Jeder zweckmäßige Gebrauch, der von einem Umstande gemacht werden konnte, bot sich dem Scharfsinne dieses Dichters dar, welcher besser als jeder andre die Kunst verstand, mit wenigen Mitteln große und ausgebreitete Wirkungen hervorzubringen. Indem er aber einzelne Umstände auf die mannichfaltigste Weise und zur Beförderung einer Menge von Zwecken auf einmal benutzte, theilte er ihnen eben dadurch die größte Kraft mit, mit welcher sie zu wirken fähig waren. Mit allen diesen Vorzügen verband er einen äußerst feinen und richtigen Geschmack. Einige wenige Fälle ausgenommen, hält sich seine Laune strenge in den Grenzen des Anstandes, und selten erlaubte er der Lustigkeit bis zu den Possen herabzusinken, welche bis auf seine Zeiten die Unterhaltung des Publikums ausgemacht hatten. Diese Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks zeigt sich ebenfalls in seiner musterhaften und natürlichen Sprache, welche damals noch so neu war, daß man bey einer chronologischen Lektüre der Werke Molieres gar wohl wahrnimmt, wie sie sich erst allmählig unter seinen Händen veredelt und von den Fehlern des herr-

schenden Geschmackes gereinigt hat. Zu allen diesen Eigenschaften gesellte sich diejenige mechanische Fertigkeit, ohne welche die Schöpfungen des größten Geistes und des richtigsten Geschmacks nicht in der Vollkommenheit hervortreten können, welche die Aufmerksamkeit auf ihren innern Reichthum erregt. Der vorzügliche Grad dieser Fertigkeit, welcher aus den Werken Molieres hervorleuchtet, war, außer dem, was das angebohrne Talent wirkte, eine Folge seiner ununterbrochnen Uebungen als Schriftsteller und seiner Erfahrungen als Schauspieler.

Nur ein Dichter, in welchem sich alle diese Eigenschaften vereinigten, eine seltne Stärke der Einbildungskraft, eine große Richtigkeit des Verstandes, ein feiner Geschmack, Scharfsinn, Erfahrung und Fertigkeit — wozu man noch einen festen und edeln Charakter setzen kann — konnte die Wirkungen hervorbringen, welche seine Schriften in Frankreich und in einem großen Theile von Europa hervorgebracht haben. Manche Thorheit wurde durch sie aus der Gesellschaft verbannt, oder nahm doch eine andre Gestalt an; sie verbesserten den Geschmack im gesellschaftlichen Umgang und auf der Bühne; sie setzten die Natur in ihre verlohrnen Rechte ein und lehrten zuerst die Vereinigung des Anstandes mit der Fröhlichkeit. Ohne Zweifel war Moliere eines der größten

Genies, welche das Zeitalter Ludwig des vierzehnten verherrlicht haben; unter einer Menge von komischen Dichtern, welche auf ihn gefolgt sind, hat keiner seinen Ruhm verdunkelt; und die besten Köpfe seiner Nation haben sich genöthigt geglaubt, dem Kranze der Unsterblichkeit auf einem andern Wege nachzuringen.

Sophokles

(Die Zeit seiner Geburt wird am wahrscheinlichsten in das zweyte Jahr der LXXI. Olympiade gesetzt. Als tragischer Dichter trat er in der LXXVII. Olympiade auf. Er starb im dritten Jahre der XCIII. Olympiade, kurz vorher, ehe Athen vom Lysander eingenommen ward. Seine Lebenszeit füllt die glänzendste Periode des athenienfischen Staats. *)

Das griechische Trauerspiel, welches in den Werken des Aeschylus einem Jünglinge gleicht, der sich in dem Gefühle seiner kaum erst erwachten Kraft alles erlaubt hält, wozu ihn eine ungezügelte Begierde treibt, erscheint in den Werken des Sophokles mit dem Anstande eines Mannes, welcher auch den Ausbrüchen seiner Leidenschaften den Stempel der Würde aufzudrücken weiß. In einem sehr kurzen Zeitraume

*) Einige geben das dritte Jahre der LXXIII. Olympiade als das Geburtsjahr des Sophokles an. Man sehe Lessings Leben des Sophokles. Anmerk. D. S. 30. ff.

hatte die Kunst einen weiten Weg zurückgelegt. Sie, die durch die Versuche des Thespis gebohren ward, und an den kühnen Tragödien des Aeschylus nur noch den kleinern Antheil hat, erhielt durch den Sophokles den vollen Besitz ihrer Rechte und den Genuß einer mit dem Genie getheilten Gesetzgebung. Daher sind die Tragödien dieses Dichters ganz andre Gebäude, als die einfachen Dramen seines Vorgängers und Nebenbuhlers *a*). Das Gebiet des Geistes hatte sich von allen Seiten erweitert; und bey den Fortschritten der Philosophie hatten sich die Forderungen an die Dichtkunst vermehrt. Nachdem man die Tiefen des menschlichen Herzens besser ergründet hatte, lehrte dieser Zuwachs an Kenntniß die Kräfte der tragischen

a) Aeschylus war siebzehn Jahre älter als Sophokles. In einem Alter von sechzehn Jahren tanzte dieser um die Tropäen in Salamis, (Ol. LXXV. 1.) wo es, wie sich Lessing ausdrückt, der tragischen Muse beliebt hatte, alle ihre drey Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln. Der kühne Aeschylus half singen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel gebohren. Im vierten Jahre der LXXVII. Olympiade trug er in einem Wettstreit einen Sieg über den Aeschylus davon, welcher wegen der ihn begleitenden Umstände merkwürdig war. S. Plutarch im Leben des Cimon Kap. VIII. Tom. III. p. 117. ed. Bryan. wo erzählt wird, Aeschylus habe aus Verdruß über diesen Vorfall Athen verlassen und Sicilien zu seinem Aufenthalt erwählt.

Kunst zweckmäßiger brauchen und ihre Grenzen richtiger bestimmen.

Wir haben uns in dem Abrisse einer Geschichte der Dichtkunst bey den Griechen zu zeigen bemüht, daß die Bildung der Künste unter diesem Volke, in den Zeiten ihrer wahren Blüthe, nicht das Werk der Absicht und des Vorsatzes, sondern lediglich eine Folge der Umstände gewesen ist, welche sich zu verschiednen Zeiten, bey dem einen oder dem andern Stamme dieser Nation, wirksam gezeigt haben. Daher hat sich auch ihre Blüthe nie weiter entwickelt, als es jene Umstände erlauben wollten; und da sich diese veränderten, konnte aller gute Wille einiger geschmackvollen oder eiteln Beförderer der Künste ihr nichts weiter als die Existenz einer aufgetrockneten Pflanze erhalten. Dieses hat sich auch in der Geschichte der Tragödie zur Genüge bewährt. Der Geist, welcher die Trauerspiele des Aeschylus beseelt, ist der verstärkte Wiederschein desselben Geistes, welcher, während der Jugendzeit des sich bildenden Dichters, in allen Theilen des athenienfischen Staates gelebt und gewebt hat. Als nun der Geist dieses Staates einen andern Schwung nahm, lernte auch die Muse der Tragödie einen andern Ton; und die Trauerspiele des Sophokles tragen die unverkennbaren Spuren der Veränderungen, welche der Verlauf weniger Jahre in dieser Rücksicht bewirkt hatte.

Die Blüthe dieses Dichters fällt in den Zeitraum, in welchem Athen die Früchte der Gefahren glücklich beendigter Kriege genoß. Nach einer Reihe von Siegen, die ihnen ihre Miltiades, Themistokles und Cimon errungen hatten, hielten sich die Bürger Athens alles für möglich, und genossen in stolzer Sicherheit ihren eroberten Ruhm. Denn was sie gegen Feinde und Bundsgenossen mit Stolz oder Uebermuth erfüllte, machte sie in ihrer Heimath glücklich und froh. Sie fürchteten keine Gefahr. Sie waren das erste Volk Griechenlands und demnach das erste Volk auf der Welt. So leicht und milde auch schon bisher ihre Gesetze gewesen waren, so glaubte doch jetzt ihr heitres Gemüth noch manche Fessel abwerfen zu können, die, bey dieser Macht der Republik, den Bürger nur drücke, ohne dem Staate Nutzen zu bringen. Die alte Zucht wurde nun hintangesetzt, und der dem Volke angebohrne Leichtsinn nahm auch da seine Stelle, wo ihn ehedem die strengere Zucht voriger Zeiten zurückgeschreckt hatte. Oft gab sein jugendlicher Muthwille dem Ernsthaften und Wichtigen die Farbe des Scherzes und der Lustigkeit, während er das Lustige und Unbedeutende mit Ernst und Würde zu bekleiden bemüht war. Die Quellen des Genusses hatten sich vermehrt; die Gefahren, durch welche sie eröffnet worden waren, schienen vorüber; die Zeit zu genießen war also da; und der Ehrgeiz der Demagogen bot dem sinnlichen Volke Genuß von allen Sei-

ten dar. Denn die Vergnügungen des Volks zu vermehren, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und die Schätze desselben, oft auf eigne, noch öftrer auf die Gefahr des nächsten Nachfolgers zu verschwenden, war zu Athen, wie in allen Volksherrschaften, die gefährliche Politik und bisweilen das einzige Talent seiner ehrgeizigen Führer.

Je schneller der Wechsel der äußern Umstände gewesen war, je mehr sich Athen von dem Glanze seines Ansehns, seiner Macht und seiner Reichthümer überrascht fand, desto stärker war auch die Wirkung auf die Sitten des Volks. In dem Genuße eines gemeinschaftlichen Glückes verlohr sich ihre alte Rauheit, und Athen wurde der Sitz der gesellschaftlichen Tugenden. Der Spartaner war nur stolz; der Athenienser war stolz und liebenswürdig zugleich. In dem Zeitraume aber, in welchem die alte kriegerische Tugend des Staates durch die Weichlichkeit neuer und gefälligerer Sitten verdrängt wurde, muß es einen Punkt gegeben haben, wo sich die Kraft der Gefahr zu trotzen und die Empfänglichkeit für den süßesten Genuß des Lebens in einer schönen Harmonie vereinigten. Ein solcher Zeitraum der Harmonie, welcher sich in der Geschichte der Menschheit nur selten und immer nur eine kurze Weile dauernd zeigt, ist derjenige gewesen, in welchem das Genie des Sophokles reifte und die edle Form gewann, die es seinen Produkten so unverkennbar aufgedrückt hat.

Die Verbindung der Größe mit der Grazie, der Würde mit der Anmuth, durch welche der Begriff des Edeln hervorgebracht wird, diese ist es eben, welche das berühmte Jahrhundert des Perikles auszeichnet, und sich, während desselben, in den Spielen der Einbildungskraft und in den ernsthaftern Geschäften des Verstandes offenbart. Mit der Veredlung des Geistes hielt die Verfeinerung des Geschmacks gleichen Schritt. Das Genie hatte die Fesseln der Kunst tragen gelernt, und durch die Gewohnheit selbst waren sie leichter geworden. Die Werkzeuge der redenden und bildenden Künste wurden leichter gehandhabt, und sie durften es wagen, die feinern, kaum erst offenbarten Züge des Geistes darzustellen. Was hätte es dem Dädalus genutzt, sich zu dem Ideale der Gottheit emporzuschwingen, das seine noch rohe Kunst nicht darzustellen im Stande war? Die Einbildungskraft muß der mechanischen Fertigkeit, die mechanische Fertigkeit der Einbildungskraft zu Hülfe kommen; aber nur ein langer Zeitraum ununterbrochner Uebung bringt zwischen beyden jene Eintracht hervor, ohne welche es, in keiner Gattung der Werke des Genies, eine wahre Vollkommenheit giebt.

So wie sich nun in dem Zeitalter des Sophokles die einträchtige Verbindung des Erhabnen und Schönen in der Denkungsart der Nation, im Ganzen genommen, herrschend zeigt, so wird auch, zu derselben Zeit, in den Künsten die vollkommenste Eintracht zwi-

schen dem, was das Genie schafft, und der Geschmack fordert, wahrgenommen. Die Vollkommenheit, welche sich in den Werken unsers Dichters zeigt, ist eine Frucht dieser zwiefachen Harmonie; und es wird sich aus der nähern Betrachtung derselben ergeben, daß sich sein Geist die schönen Eigenthümlichkeiten seiner Zeit auf das vollkommenste angeeignet hatte.

Wir haben hierbey unsre Blicke vornemlich auf drey Gegenstände zu richten; auf die Beschaffenheit der Menschen, welche er in seinen Tragödien aufführt; auf die Einsicht, welche er in der Entwickelung der Leidenschaft gezeigt hat; und endlich, drittens, auf die Oeconomie der Handlung, in so ferne dieselbe das Gefühl des Erhabnen und der tragischen Rührung befördert.

Wenn ich die Charaktere der Hauptpersonen unsers Dichters unter einander vergleiche, so nehme ich eine Uebereinstimmung gewißer Grundzüge unter ihnen wahr, welche gleichsam einen allgemeinen Charakter derselben bilden, der bey einem jeden durch die besondern Umstände, in welche er gesetzt worden, modifizirt wird. Philoktet und Ajax, Elektra, Antigone und Oedipus gleichen sich in jener Festigkeit des Sinnes, welcher keinen Leiden und Gefahren weicht, sondern ihnen einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Was aber diese Sinnesart veredelt und die Charaktere des Sophokles, in moralischer Rücksicht, über die trotzigen Riesen des Aeschylus erhebt, ist der

wichtige Umstand, daß sich ihre Festigkeit oder Hartnäckigkeit auf die Vorstellung eines Rechtes oder einer Pflicht gründet, welche der Rettung, der Sicherheit, oder andern äußern Vortheilen aufzuopfern, der Adel des Geistes verbietet. Wo sich also auch ihr Stolz am höchsten erhebt, bleibt er doch weit unter dem frechen Uebermuthe, durch welche die Personen des Aeschylus Göttern und Menschen trotzen, mehr in einem Wahnsinne des von Frevel trunknen Gemüths, als aus anerkanntem Recht. Solche Seelen sind den feinern Gefühlen verschlossen und die Grazien fliehen vor ihnen. Sie erfüllen, wo sie sich zeigen, mit Schrecken, wie ein furchtbares Meteor der Natur, ohne doch so wie dieses durch wohlthätige, wenn schon entferntere Wirkungen mit sich auszusöhnen. Dagegen wohnen die sanftern Empfindungen gern bey derjenigen Hoheit des Geistes, die sich auf das Gefühl seines Adels und seiner moralischen unverletzten Würde gründet, und sie theilen derselben einen Zauber mit, welcher sie aus einem Gegenstande der Bewundrung zu einem Gegenstande der Neigung macht. Diesen schönen Bund nehmen wir in mehrern Charakteren dieses Dichters wahr, und sein Daseyn zeugt am besten für die Fortschritte, welche Athen seit dem Siege bey Marathon in der Humanität der Denkungsart gemacht hatte. Doch behielt das Erhabne und Große in den Charakteren des Sophokles noch immer den ersten Rang. Ein tragischer Dichter, wel-

cher sich kaum zwey Jahrzehnde später gebildet hatte, räumte denselben dem Gefälligen, dem Zärtlichen und Rührenden ein.

Sophokles soll einstmals gesagt haben, er stelle die Menschen dar, wie sie seyn sollten. b) Denkt man hiebey an das Ideal des Menschen, so wie es die unnatürliche Moral der stoischen Schule aufgestellt hat, so hat dieser Ausspruch keine Wahrheit; aber der stoische Held und Weise wäre ein Unding auf der tragischen Bühne gewesen, so wie er ein Unding in der Reihe sinnlich-moralischer Wesen ist. Der Mensch soll auch keineswegs seyn, wie ihn die Stoa verlangt, die, weil sie ihm seinen empfindenden Theil

b) Aristotelis Poet. C. XXV. Wenn Sophokles sagt: Euripides stelle die Menschen dar, wie sie wären: er selbst, wie sie seyn sollten, (οἵους δεῖ) so glaube ich, daß dieses allerdings auf die Darstellung der Eigenschaften bezogen werden müsse, welche dem Menschen als solchen zukommen; im Gegensatze mit der Darstellung individueller Beschaffenheiten einzelner Menschen. Jene führt aber nothwendig auf die Idee einer Vollkommenheit, (einer menschlichen, nicht einer göttlichen) welche die Bestimmung des Menschen im Allgemeinen, aber nur selten der Gegenstand der Bemühungen einzelner Individuen ist. Ich fürchte, daß sich Dacier selbst nicht recht verstanden habe, wenn er sagt: Sophocle tâchait de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle nature était capable de faire, que ce qu'elle faisait. Aristoteles spricht von der Wahrheit der Darstellung, welche, wie er dem Wesen der Poesie vollkommen gemäß behauptet, nicht nach der gemeinen, sondern nach einer idealen Natur beurtheilt werden muß.

nicht aufziehen konnte, denselben doch wenigstens bis zur Unempfindlichkeit abhärten wollte. Sophokles wollte Menschen darstellen, so wie sie seyn könnten, und wie wir alle seyn sollten, wenn der Zweck der Natur in einem jeden erreicht würde. Nicht ohne Leidenschaften, noch ohne Gefühl; aber auch nicht ganz Gefühl, noch ganz Leidenschaft. Man setze die Personen des Sophokles in die Ruhe zurück, aus welcher sie durch die Umstände gerissen worden sind, und es werden Ideale solcher Menschen seyn, mit denen wir zu leben, denen wir uns ähnlich zu machen wünschen.

Die Umstände nun, in welche der Dichter diese Menschen gesetzt hat, sind meistentheils von der Art, daß sie, wie schon erwähnt worden, die Vorstellung einer Pflicht, eines Rechts oder doch wenigstens einer Nothwendigkeit herrschend machen. Wenn aber diese Vorstellungen von Pflicht und Recht, so wie sie etwa in dem Gemüthe einer Antigone, einer Elektra oder eines Philoktet herrschen, nicht aufgeklärt oder unsrer Denkungsart nicht angemessen genug sind, so dürfen wir nicht vergessen, daß, wie unwandelbar auch immer die Gesetze der Moral von Ewigkeit her gewesen sind, dennoch die Gegenstände derselben, nach Maasgabe der Zeiten und Oerter, die mannichfaltigsten Veränderungen erfahren haben.

Zwey Charaktere in den Trauerspielen des Sophokles, welche fast an die Kühnheit des Aeschylus

streifen, der Charakter der Elektra und des Philoktet verdienen eben darum eine etwas genauere Betrachtung; damit aus der Verschiedenheit in dem Aehnlichen der Unterschied in den Dichtungen des Aeschylus und Sophokles desto deutlicher erhelle, und der Charakter des letztern desto genauer bestimmt werden möge.

Elektra ist seit dem Tode Agamemnons nur von Einem Gedanken, Einer Empfindung beseelt gewesen. Unablässig hat sie diesen Tod betrauert, und mit jedem Tage ist das Feuer des Zorns und der Rache gegen seine übermüthigen Mörder stärker in ihrer Brust aufgelodert. Aber sie ist nur ein Weib, und für die Vollziehung der Rache zu schwach. Sie hoft demnach auf den Arm eines Mannes, ihres Bruders, den sie an dem blutigen Tage aus den Händen der Mörder gerissen hatte.

Es ist eine Pflicht der Frömmigkeit, welche Elektra durch diese Unversöhnlichkeit gegen die Feinde und Mörder ihres Vaters erfüllt. Wie schauderhaft und auch immer diese Pflicht erscheinen mag, so ist sie doch der Denkungsart des Alterthums gemäß, das den Ermordeten murrend und unruhig an den Ufern des Acheron irren ließ, bis die Hand eines Bluträchers seinen zürnenden Schatten versöhnt hatte. Elektra, welche sich für die volle Erfüllung dieser Kindespflicht zu schwach fühlt, thut so viel sie durch Thränen und Klagen vermag. Ihre Thränen vertrocknen zu lassen,

oder

oder ihre Klagen zu hemmen, würde sie für eine Gemeinschaft mit den Mördern und für ein unverzeihliches Vergehn an dem Schatten Agamemnons halten.

Diese Gemüthsstimmung gewinnt durch die Umstände Nahrung und Wahrscheinlichkeit. Elektra wird in ihrem väterlichen Hause gefangen gehalten, das frevelhaften Mördern anheimgefallen ist. Tag für Tag sieht sie die Schande ihrer Mutter und den Uebermuth Aegisths; und tausend Umstände erinnern sie immer von neuem an die Quelle ihrer Leiden und an die blutige That. Was meynst du wohl, daß ich für Tage lebe, sagt sie zu dem Chore der Jungfrauen, die gekommen sind, sie zu trösten, wenn ich Aegisthen auf dem Throne meines Vaters sehe, mit denselben Kleidern angethan, die jener trug, und auf dem Heerde opfernd, an dem er ihn erschlagen hat? wenn ich sehe, daß der Mörder meines Vaters sein Ehebett mit meiner unglücklichen Mutter besteigt, wenn sie anders noch den Mutternahmen verdient, nachdem sie sich in die Arme Aegisths geworfen hat? Die Unglückliche wohnet dem Mörder bey, und fürchtet den Zorn der Furien nicht; sondern feyert, ihrer That sich freuend, den Tag des Mordes mit Opfern und Tänzen. Dann sitze ich und weine und härme mich ab und beweine den unglücksvollen Tag der Rückkehr Agamemnons in der Stille für mich. Denn laut zu weinen und

meinem Herzen Luft zu machen vergönnen sie mir nicht. c)

Die Bitterkeit, welche Elektrens Herz erfüllt und die Leidenschaft des Hasses, welcher sie verzehrt, wird durch persönliche Beleidigungen verstärkt und angefacht. Sie ist Clytemnästern und Aegisthen verhaßt geworden, die in ihren Thränen den immer erneuten Vorwurf des alten Verbrechens lesen. Sie wird demnach in einer schimpflichen Sklaverey gehalten und auf alle Weise gemishandelt. Aber diese Mishandlungen vermehren die Spannkraft ihrer Seele. Das was sie als Pflicht erkennt, wird ihr um ihrer Leiden willen werth. Es wird ihr selbst darum werth, weil es ihre Feinde kränkt und quält. d) So befriedigt sie ihre Leidenschaft und erfüllt ihre Pflicht; so genießen die Verbrecher doch nicht ungestraft die Früchte ihrer Missethat.

Diese Gesinnungen, in denen sich eine kühne und männliche Seele zeigt, entwickeln sich in ihrer ganzen

c) V. 259 — 288.

d) „Was könnte es mir helfen, sagt sie unter andern, wenn ich meine Seufzer unterdrückte? Lebe ich denn nicht? Zwar schlecht; aber ich bedarf es nicht besser. Ich kränke meine Feinde und erfreue die Todten. Glaube mir; nie werde ich mich ihrem Willen fügen, böten sie mir auch alle die Gaben an, an deren Besitze du dich freust. Genieße du immerhin die Freuden des Ueberflusses und der Ueppigkeit. Meine Nahrung sey das Bewußtseyn Agamemnons Mörder zu kränken.“

Stärke da, wo sie, durch die Hofnung einer Verbeßrung in ihrem Zustande, oder durch die Androhung noch bittrer Leiden und einer noch schmählichern Sklaverey, zu einer Verändrung in ihrem Betragen bewogen werden soll. In diesen Fällen setzt sie ihren Feinden einen hartnäckigen Widerstand entgegen, der sich auf das Gefühl ihres Rechts und der tiefen Verachtung gründet, die sie jenen beweisen zu müssen glaubt. In dem Kampfe gegen das Unrecht gewinnt die weibliche Seele eine männliche Stärke. Aber als der Widerstand aufhört, mäßigt sich ihr Trotz und wir sehen von neuem die Thränen der zärtlichen Tochter und der unglücklichen Schwester fließen. Dasselbe Herz, welches Haß und Rachsucht zu athmen schien, ergießt sich mit einer rührenden Innigkeit an dem vermeintlichen Aschenkruge des Bruders.

Durch die Nachricht von dem Tode Orests sieht Elektra den letzten Faden abgeschnitten, durch welchen sie an die Welt gebunden war. Sie überläßt sich eine Zeitlang der Heftigkeit ihres Schmerzes und der Betrachtung ihrer trostlosen Lage. Doch ist sie auch hier vornemlich ihres Vaters und dessen, was ihre Pflicht erheischt, eingedenk. Ein kühner Gedanke erhebt sich in ihrer Brust. Der Rächer Agamemnons ist nicht mehr; ein früher Tod hat ihm die Erfüllung einer schweren und sauern Pflicht erspart. Nun liegt es ihr ob, den zürnenden Schatten durch das Blut seiner Feinde auszusöhnen.

So erscheint Elektra, wenn wir sie mit den Augen der alten Welt betrachten, als ein Gegenstand der Achtung und des Mitleidens, überall aber als ein erhabner Charakter, durch die Kraft ihres Geistes und die Stärke der Leidenschaft, die sie, uneigennützig, in ihrem Busen nährt. Denn so schrecklich der Gegenstand dieser Leidenschaft ist, so artet sie doch nirgends, oder nur an einer Stelle e) in jene Wildheit aus, zu welcher die Rachbegier gegen den persönlichen Feind heftige Charaktere allzuleicht hinreißt. Auch hat der Dichter das schrecklich-Wunderbare, welches in der Katastrophe liegt, sowohl durch andre Umstände, von denen weiterhin die Rede seyn wird, als auch insbesondre dadurch zu mildern gesucht, daß sich Elektra den Mord ihrer Mutter nirgends deutlich zu

e) Nachdem Orest und Pylades in das Haus gegangen sind, um Clytämnestern zu ermorden, hält Elektra an dem Eingange Wache, damit sie nicht vom Aegisth überrascht werden mögen. Man hört das Angstgeschrey der ergriffnen Königinn; sie ruft den Aegisth zur Hülfe und fleht ihren Sohn um Mitleiden an. Elektra. Aber hattest du doch kein Mitleiden mit ihm, noch mit dem, der ihn gezeugt hat! Clytämnestra. O weh! mich tödtet der Stahl des Mörders! Elektra. Tödte sie zweymal, wenn du kannst. (Παῖσον, εἰ σθένεις, διπλῆν.) Diese Stelle hat etwas Empörendes und Rohes, und scheint mehr dem Geschmacke des Aeschylus als unsers Dichters angemessen. Dagegen hat Sophokles in der Anlage der Situation selbst seinem Charakter vollkommen gemäß verfahren, und dem Muttermorde das Gräßliche entzogen, welches er in den Choephoren des Aeschylus hat. S. Nachträge z. Sulzer. II. B. 442. f.

denken scheint, sondern durch den Entschluß Orests, den Willen der Götter und ihre eignen geheimen Gedanken gleichsam auf einmal überrascht wird. f)

In dem Charakter des Philoktet hätte es vielleicht ganz wahrscheinlich geschienen, wenn unter dem vieljährigen Drucke des Schmerzes und der Noth, und bey dem immer erneuerten Andenken der Ungerechtigkeit, durch welche er in dieselbe gestürzt worden war,

f) Die Vergleichung des Charakters der Clytämnestra in der Elektra des Sophokles und in den Tragödien des Aeschylus kann ebenfalls zu einer Bestätigung dessen dienen, was wir im Allgemeinen von dem Geiste der Poesie unsers Dichters behauptet haben. Dieser Charakter ist hier mit einer bewundernswürdigen Kunst behandelt. So wie in den tugendhaften Personen des Sophokles die Leidenschaften durch ihre Quellen veredelt werden, so wird in dem Herzen der Clytämnestra der Zorn und die Rachsucht durch die Furcht vor drohenden Gefahren gemäßigt. Sie ist verabscheuungswürdig, ohne empörend zu seyn. Die Mäßigung, welche sie gegen Elektern zeigt, und mit der sie ihre eigne Vertheidigung führt, ist keinesweges eine Folge des Wohlwollens, sondern der Furcht, welche ein bedeutender Traum von neuem in ihrem Herzen erregt hat. Als sie die Nachricht von dem Tode des Orest hört, zeigt sie ein Schwanken zwischen Schmerz und Freude, und die unaustilgbare Mutterliebe streitet mit dem eigennützigen Triebe der Selbsterhaltung. Es bedarf keiner besondern Bemerkung, wie charakteristisch dieses ist, und wie würdig des Dichters, der auch die entartete Menschheit noch menschlich zeigt. Auf der andern Seite aber forderte es der Zweck der Handlung, daß das Gefühl der Freude über die nun endlich erlangte Sicherheit in Clytämnestrens Brust die Oberhand behält.

auch der letzte Funke seiner Empfindsamkeit verloschen wäre. Aber auch bey einem Philoktet hat dieses dem Dichter seine Humanität nicht erlaubt. Zwar hat dieser Unglückliche alle die Störrigkeit und Härte, welche Noth und Einsamkeit jederzeit hervorzubringen pflegt; ohne doch sein Herz gegen die Gefühle der Menschlichkeit verschlossen zu haben, die er so oft vergeblich angefleht, und von deren Wohlthaten er so wenig zu rühmen hatte. Er ist auch in der Einöde ein Grieche geblieben. Mit einem freudigen Erstaunen vernimmt der schreckliche Mann den Ton seiner Muttersprache, die seit so lange her sein Ohr nicht erfreut hat; und mit einer zärtlichen Theilnahme hört er die Schicksale der edeln Männer, mit denen er vor Troja gefochten hatte, und die nun zum Theil ein Raub des Todes geworden waren. Mit der edlern Bescheidenheit dessen, der die Größe seines Verlangens kennt, und mit der dringenden Innigkeit des Unglücks, dem ein Strahl der Hofnung leuchtet, fleht er den Neoptolem um seine Rettung an. Eben so edel, zart und innig ist der Ausbruch seiner Dankbarkeit, als ihm der Sohn des Achilles seine Bitte gewährt. Nun ist aber dieses gefühlvolle Herz mit einem unauslöschlichen Feindeshaß gepaart, welcher keinen Drohungen weicht und die Fortdauer der größten Hülflosigkeit und des peinlichsten Schmerzes dem Nachgeben gegen einen eigennützigen Feind vorzieht. Der Contrast, welcher aus dieser Verschiedenheit der

Aeusserungen eines und desselben Gemüths entspringt, hat etwas Wunderbares und Hohes, welches abwechselnd zurückstößt und anzieht, und demnach ein vollkommnes tragisches Interesse hervorbringt. Philoktet gleicht in Rücksicht auf Unbiegsamkeit und Trotz dem Prometheus des Aeschylus. Wenn hier die ungerechte Willkühr einer unbegränzten Macht die Kraft der moralischen Freyheit zum Widerstand auffordert; so bekämpft in dem Philoktet die Vorstellung einer Pflicht g) die Macht seines eignen Triebs, welcher nach der Befreyung von langwierigen Leiden strebt. Aber indem wir beyde auf gleiche Weise bewundern, neigt sich unser Herz mehr dem letztern zu, weil wir ihn so menschlich fühlen und für die feinern Empfindungen so empfänglich sehn.

Unter die Helden dieser Art, in denen die Vorstellung ihrer moralischen Würde, ihrer Pflicht und ihres Rechts herrscht und jede andre Neigung besiegt, darf auch Antigone gerechnet werden. Sie gleicht

g) „Die moralische Größe bestand bey den alten Griechen in einer eben so unabänderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bey allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte?" Lessing im Laokoon. S. 43.

einigermaßen der Elektra, nur mit Absonderung jener Härte und Rauheit, welche vieljährige Leiden und ein langgenährter Haß in starken Seelen unvermeidlich hervorbringen. Auch Antigones Handlung *b*) wird durch die Vorstellung einer unnachlaßlichen Pflicht bestimmt; aber einer Pflicht, die wegen ihres harmlosen Gegenstandes, und weil sie sich mit den Trieben eines schwesterlich gesinnten Herzens gattet, eine gefällige Gestalt gewinnt; statt daß uns die Pflicht der Elektra, deren Ziel Blutvergießen und Mord ist, als schrecklich erscheint. Antigone opfert ihr eignes Leben auf, um den Schatten ihres Bruders zu besänftigen; Elektra, um das Verlangen ihres Gewissens zu befriedigen, befördert einen Muttermord. Da nun die Handlung der erstern schon an sich auf eine gewiße Zartheit der Empfindung schließen läßt, so hat es der Dichter für überflüßig gehalten, sie in eine Situation zu setzen, (welche doch leicht hätte gefunden werden können) in welcher sich ausdrücklich ihr weibliches und gefühlvolles Herz hätte äußern können; da, wenn er

b) Nach dem Siege, welchen die Thebaner über die vereinigten Fürsten davon getragen hatten, verbot Creon, welcher nach dem Tode des Eteokles den Thron von Theben bestieg, den Leichnam des Polynices zu beerdigen, weil er als ein Feind seines Vaterlandes gestorben sey. Dem Uebertreter des Gesetzes bestimmt er den Tod. Antigone glaubt sich, dieses Gesetzes ohngeachtet, zu Beobachtung einer Pflicht verbunden, auf welche das Alterthum einen so hohen Werth setzte.

dieses in der Elektra unterlassen hätte, wir nur ein rauhes, fast wildes Gemüth wahrnehmen würden, vergleichen Sophokles, wie ich glaube, niemals gebildet hat. Antigone entsagt ihrer Weiblichkeit nur zu Gunsten dessen, was sie für Recht erkennt, und was nicht in Ausübung gebracht werden konnte, ohne Widerstand gegen ein ungerechtes Gebot der obersten Macht und ohne Verachtung der Drohungen, mit denen dieses Gebot begleitet war. Als sie vor den Creon gebracht wird, bekennt sie sich, wie es von einem edeln und aufrichtigen Herzen zu erwarten war, unverzüglich zu der angeschuldigten That, ohne daß sich in diesem Bekenntnisse eine Spur des prahlerischen Eigendünkels verriethe, welche die dramatischen Dichter der neuern Zeit dem Rechte und der Tugend so gerne zugesellt haben. Sie vertheidigt sich mit derjenigen Würde, welche das Bewußtseyn des Rechtes begleitet, und mit der Bescheidenheit, welche vorzüglich der Frömmigkeit ansteht. »Dein Gebot,« sagt sie unter andern, »war nicht der Wille Jupiters, noch der Ausspruch der Gerechtigkeit. Ich meynte daher nicht, diesem Befehle eine größere Kraft beylegen zu müssen, als jenen ungeschriebnen, unerschütterlichen Gesetzen der Götter. Denn diese gelten nicht seit heute und gestern, sondern von Ewigkeit her, und niemand weiß, wenn sie begonnen haben. Darum scheute ich mich, aus Furcht vor eines Menschen Gebot gegen sie zu sündigen. Ich werde sterben, ich weiß es; aber

auch ohne dieß würde ich nicht immer gelebt haben. Sterbe ich nun früher, so kann ich auch das für Gewinn rechnen. Denn der Tod ist dem ein Gewinn, der, wie ich, von unzählbaren Leiden umgeben ist.«

Auch in dem Oedipus gründet sich die Handlung des Königs zunächst auf die Pflicht, welche ihm keine Schonung gegen sich selbst erlaubt, da es das Wohl seines Volkes gilt. Eine alte Blutschuld ruht auf Theben; der Mord des Lajus ist noch ungerächt und die Mörder sind unbekannt. Bald wird es wahrscheinlich, daß Oedipus mit der Schuld dieses Mordes belastet sey. Soll er seine Nachforschungen einstellen? soll er eine Entdeckung verbergen, welche der verheerenden Pest alleine Einhalt thun kann? Dieß könnte einem feigen Tyrannen ziemen, nicht aber einem wohlgesinnten, für das Beste seines Volkes bekümmerten König. *i*) Daher forscht Oedipus, mit Hint-

i) Die Begierde, mit welcher Oedipus das Verborgne zu entschleyern sucht, hätte, meines Bedünkens, nie als der Fehler angegeben werden sollen, auf welchen die poetische Gerechtigkeit dieser Tragödie gegründet sey. Denn diese Begierde ist in keiner Rücksicht strafbar, sondern entweder lobenswürdig, oder unvermeidlich. Dasjenige, wodurch Oedipus die Macht des Schicksals auffordert, ist vielmehr die stolze Sicherheit, mit welcher er sich dem Tiresias gegenüber zeigt. Denn es ist der Theologie des Alterthums ganz angemessen, daß derjenige, der auf seine Reinheit und Unschuld trotzt, durch den Willen einer obern Macht als ein Verbrecher erscheine und den Menschen ein Greuel werde. Ob diese Vorstellung der Würde der Got-

ansetzung aller andern Betrachtung, dem schwachen Strahle der Kenntniß nach, der ihm aus einer furchtbaren Dunkelheit entgegendämmert. Jene Dunkelheit klärt sich auf. Unglaubliche Greuel kommen an das Licht und häufen sich auf des Königs Haupt. Er erscheint als der Mörder seines Vaters und der Gemahl seiner eignen Mutter.

So wie nun aber unser Dichter das Wunderbare und Außerordentliche in den Handlungen und Entschlüssen seiner Helden durch die Quelle, aus welcher sie fließen, veredelt, und ihnen eine von allem Abentheuerlichen freye moralische Würde mittheilt, so ist er auch besorgt gewesen, dasjenige Wunderbare zu mildern, welches die Betrachtung großer Aufopferungen aus reiner Pflicht jederzeit mit sich führt. Darum gesellt er fast immer dem Antriebe der Pflicht noch einen Antrieb der Neigung zu, welcher, wie es in dem menschlichen Leben so oft geschieht, dem moralischen Willen zu Hülfe kömmt und seine Kraft unterstützt. In der Elektra sind es die persönlichen Kränkungen, die sie von den Mördern ihres Vaters erfährt; in der Antigone die schwesterliche Liebe und die Geringschätzung eines Lebens, das eine Reihe von

---

heit angemessen sey, kann hier die Frage nicht seyn: genug, daß sie für den Zweck der Tragödie in einem hohen Grade brauchbar war.

Unfällen seines Werthes beraubt haben; k) in dem Oedipus der alte tiefgewurzelte Wunsch, die Dunkelheit seiner Herkunft aufzuklären.

Bey der Beurtheilung der Werke des Sophokles verdienen auch die Charaktere vom zweyten Rang wenigstens einen flüchtigen Blick. Auch in ihnen zeigen sich sowohl die Fortschritte der Kunst, als auch die liebenswürdige Humanität ihres Schöpfers auf eine unverkennbare Weise. Sie sollten dem Interesse der Hauptperson nicht hinderlich, sie sollten aber auch mehr als kalte Statisten seyn. Der Dichter entzog daher ihren Charakteren das Große und Wunderbare, womit er die Charaktere vom ersten Range auszustatten pflegt, und ließ ihnen nur die Grazien eines sanften Gemüths und tugendmäßiger Neigungen. So ist Ismene in der Antigone, Chrysothemis in der Elektra zwar voll Zärtlichkeit und Theilnahme; aber weder die eine noch die andre ist großer Entschließungen oder heldenmüthiger Entsagungen fähig. Wenn Mitgefühl und Klagen etwas zu bewirken vermöchten,

k) Sophokles hat sich indeß gehütet, die Antigone mit jenem Ueberdruße des Lebens zu beseelen, welche eine Erschlaffung des Geistes zum Grunde hat, und zwar schön, aber niemals erhaben oder edel seyn kann. Der Tod erscheint ihr daher nicht in der reizenden Gestalt, in welchem ihn schmelzende Romanenheldinnen sehn, oder zu sehn vorgeben; aber das Schreckliche desselben wird sowohl durch den Rückblick auf ein trauriges und trostloses Leben, als auch durch das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, gemildert. Man sehe die Rede der Antigone V. 891 — 928.

so würden sie das aus allen Kräften beytragen; aber mehr verstattet ihnen ihre weibliche Schwachheit nicht. Ein weiblicher Charakter von vorzüglicher Schönheit, der auch, weil er in der Handlung eine größere Bedeutung hat, von dem Dichter auf eine höhere Stufe gestellt worden, ist der Charakter der Deianira in den Trachinierinnen. Er ist ein Muster edler Weiblichkeit, dergleichen außerdem die alte Tragödie, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, in dieser Reinheit nicht aufzuweisen hat. Kein Dichter des Alterthums hat die Eifersucht mit so viel Edelmuth gepaart noch sie, so wie es hier geschieht, auf die Liebe allein gegründet. l) Ihr ganzes Wesen ist Zärtlichkeit und

l) Die Eifersucht der Deianira ist auf die innigste Anhänglichkeit an ihren Gemahl gegründet, ohne daß sich Rachsucht oder eine gewaltsame andre Leidenschaft dieser Empfindung beymischte. Nach der Entdeckung des Geheimnisses äußert sie sich auf eine ungemein sanfte Weise. „Warum verhehlst du mir die Wahrheit"? sagt sie zum Lichas, welcher noch beym Leugnen beharrt; „kenn' ich vielleicht das menschliche Herz nicht? Weiß ich denn nicht, daß ihm das Einerley widerlich ist? Es ist ein thörichtes Beginnen gegen die Liebe zu kämpfen, die über die Götter herrscht, und über mich — warum nicht auch über andre? Hat nicht Herkules schon mehrere Weiber geliebt? und wenn hat eine von ihnen ein böses Wort oder einen Vorwurf aus meinem Munde gehört? Auch diese wird es nicht, wie theuer sie auch immer meinem Gemahle werden mag. Denn mein Herz ist von Mitleiden gegen sie erfüllt, indem ich sehe, daß ihre Schönheit sie zu Grunde gerichtet, und daß sie ihr Vaterland, wiewohl ohne Verschulden, ins Verderben gestürzt hat." —

Mäßigung. Zu diesen schönen Charakteren vom zweyten Range muß auch der des Neoptolemus gerechnet werden. Wir verzeihen es dem jungen Manne, daß die Stimme der Ruhmsucht und des Ehrgeizes die Stimme seines bessern Theils unterdrückt, und ihn zu einem Werkzeuge unedler List macht; und wir verzeihen ihm seinen Betrug, um der edelmüthigen Rückkehr und um der Geradheit willen, mit welcher er allen Vortheilen des schon gelungenen Planes entsagt.

Der zweyte Hauptpunkt, auf welchen wir unsre Blicke zu richten haben, ist die Einsicht, welche Sophokles in der Behandlung der Leidenschaften gezeigt hat.

In den Trauerspielen des Aeschylus zeigen sich die Leidenschaften der handelnden Personen größtentheils die ganze Handlung hindurch fast auf der nemlichen Höhe, und das Genie des Dichters offenbahrt sich vornemlich in der gleichförmigen Energie, mit welcher er sie auf dieser Höhe zu erhalten weiß. Die äußerst einfache Anlage seiner Handlungen, in welchen die Ausführung so schnell auf den Entschluß folgt, erlaubte ihm dieses Verfahren, das, wie bewunderns-würdig auch in ihm die Geisteskraft des Dichters erscheint, doch von der verfeinerten Kunst verworfen werden mußte. Sobald man eine Handlung zu entwickeln gelernt hatte, und sobald man wahrnahm, daß das allmählige Fortschreiten derselben dem Vergnügen etwas beträchtliches zusetze, sah man auch die

Nothwendigkeit ein, die Leidenschaften mehr zu entwickeln und allmählig zu steigern.

Ein vorzügliches Beyspiel der Geschicklichkeit unsers Dichters, den innern Zustand der handelnden Personen zu entfalten — denn von der geschickten Abwechslung der Leidenschaften, als einem Mittel das Schreckliche und Rührende hervorzubringen, soll weiter unten gehandelt werden — bietet der wahnsinnige Ajax dar. Da dieses Beyspiel zu einem Beweise dienen kann, wie viel die Alten auch in diesem Punkte vermochten, wo man ihnen das wenigste zutraut, und wie weit es insbesondre Sophokles in der Kenntniß und Darstellung der Leidenschaften gebracht habe, so glaube ich, daß es mir erlaubt ist, mich ein wenig länger bey demselben aufzuhalten.

Ajax, der Sohn des Telamon, glaubte sich durch das Urtheil der Griechen, durch welches die Waffen Achills, die dem Tapfersten bestimmt waren, dem Ulysses zugesprochen wurden, an seinem Rechte und an seiner Ehre gekränkt. Von der Wuth seines Zornes hingerissen, beschließt er, sich an den Häuptern des Heeres zu rächen; verläßt mitten in der Nacht sein Zelt und eilt, mit dem Schwerte in der Hand, den Wohnungen des Ulysses, des Agamemnon und der übrigen Könige zu. Schon glaubt er der Ausführung seines Planes gewiß zu seyn, als Minerva seinen Verstand verwirrt. Wahnsinnig geräth er unter die Heerde, welche zum Unterhalte des Heeres in dem

Lager gehalten wird, greift sie, als wären es seine Feinde, an, tödtet einen Theil derselben, und treibt einen andern nach seinem Gezelt. Einen Widder hält er für den Ulyß, und kühlt an ihm, als dem strafbarsten, seine Rachsucht.

Der Tag bricht an und die Griechen bemerken die Verwüstung der verfloßnen Nacht. Ihr Verdacht fällt auf den Ajax. Ulyß hat sich an sein Zelt herangeschlichen, um der Wahrheit nachzuspüren, und erfährt hier, aus dem Munde Minervens, den Zusammenhang der ganzen Begebenheit. Sie ruft den Ajax aus seinem Zelte hervor. Sein Verstand ist noch verwirrt. Durch schlaue Fragen lockt ihm die Göttinn eine Erzählung der, wie er meynt, glücklich vollbrachten, glorreichen That ab; er rühmt sich derselben, er droht und giebt sich selbst dem ihm unsichtbaren Ulyß zum Gelächter Preiß.

Diese Scene hat etwas bewundernswürdig tragisches, und ich zweifle, daß sie auf dem Theater der Alten ihres Gleichen gehabt habe. Wenigstens hat sich unter den Ueberbleibseln der alten Tragödien nichts erhalten, das ihr ähnlich wäre. Wenn der Wahnsinn schon an sich schrecklich ist, so ist die schrecklichste Gattung desselben diejenige, in welchem sich das Gemüth in Stolz und Uebermuth erhebt, während es seiner Freyheit und Würde beraubt erscheint. Die Prahlereyen

kreyen des Ajax sind lächerlich; aber dieses Lächerliche ist von einer sehr furchtbaren Art. m)

Ajax kehrt in sein Zelt zurück, um an dem vermeynten Ulyß seine Rache noch einmal zu sättigen. Aber allmählig lößt sich der Zauber auf, welcher seinen Geist gefesselt hatte; seine Vernunft kehrt zurück, und ein Blick auf die Gegenstände, die ihn umgeben, belehrt ihn über die Schmach, in die ihn seine Wuth und der Zorn einer feindlichen Gottheit gestürzt hat. Sein erster Gedanke ist die Freude, welche er seinen übermüthigen Feinden bereitet hat. »Da seht den Kühnen, werden sie sagen, den Unerschütterlichen im Feindeskampf! Wie tapfer hat er doch jetzt mit harmlosen Rindern gekämpft. O! des Hohnes! o der Schmach!« — Indem er sich diesem empörenden Gedanken überläßt, und sich das Gelächter Ulyssens denkt, bemeistert sich seiner die Wuth von neuem, aber eine Wuth, die mehr gegen ihn selbst gerichtet ist. Er

m) Das Gemüth des Lesers wird bey dieser Scene mit widersprechenden Empfindungen erfüllt, welche sich in ein schauderndes Gefühl vereinigen. Der Stolz des Ajax über eine kindische Handlung, deren wahre Beschaffenheit er nicht kennt, würde uns zum Lachen bewegen, wenn dieser Stolz nicht aus einem Wahnsinne entspränge, zu welchem der bloße Wille einer Gottheit den kühnsten und tapfersten unter allen Sterblichen erniedrigt hat. Die Vorstellung einer solchen Macht aber, wenn wir sie gegen uns gerichtet denken, ist furchtbar und erfüllt unser Gemüth mit einem Schrecken, der in dem gegenwärtigen Falle durch die contrastirende Empfindung verstärkt wird.

wünscht sich Rache und den Tod. »O daß er mir unter die Augen träte!« ruft er aus. »O daß ich ihn und des Atreus Söhne ermorden könnte und dann zu dem Orkus hinabführe!« — Der Gedanke zu sterben, und durch den Tod sich dem peinlichen Gefühle der Entehrung zu entziehn, knüpft sich nun immer fester an das Andenken der verübten That. Immer von neuem kömmt Ajax auf denselben zurück, und immer verweilt er länger bey ihm. Doch wirft er noch von Zeit zu Zeit seine Blicke um sich her, ob nicht ein Ausweg, eine Hofnung der Rache übrig sey. Umsonst! Es ist alles verlohren nach dem unglücklichen Ausgange des nächtlichen Unternehmens.

In dem Zustande der Erschöpfung, welcher auf die heftigen Ausbrüche der Verzweiflung folgt, pflegt der Geist nach einer Aussicht auf heitere Gegenden zu forschen, und da er diese nicht vor sich sieht, kehrt er seine Blicke rückwärts auf die Vergangenheit. Aber eben diese Rückblicke auf eine glücklichere Zeit vermehren den Schmerz und stürzen das Gemüth in eine tiefe Traurigkeit. So schwankt auch hier das Gemüth des Ajax zwischen der Betrachtung seiner ehemaligen Würde und seiner jetzigen Niedrigkeit, und aus der trüben Mischung ungleichartiger Bilder und Empfindungen, steigt der Gedanke zu sterben immer von neuem und mit größrer Lebhaftigkeit empor.

Sobald nun dieser Gedanke zum Entschluß gereift ist, fühlt sich Ajax beruhigter. Die Verände-

tung seines Gemüthszustandes zeigt sich zuerst in den Betrachtungen, welche sich an die vorige Reihe seiner Empfindungen anschließen, und von der in ihm herrschenden Neigung ergriffen werden, den schon gefaßten Entschluß vor dem Richterstuhle der Vernunft zu rechtfertigen. »Soll ich in mein Vaterland zurückkehren? Aber mit welcher Stirne könnte ich meinem Vater unter die Augen treten, welcher auch vor Ilium kämpfte, und glorreiche Trophäen seines Kampfes zurückbrachte? Soll ich allein einen Angriff auf Troja wagen, um meinen Muth zu rechtfertigen und kämpfend zu sterben? Aber das würde meine Feinde erfreuen und den Atriden Nutzen bringen!« — So bleibt ihm also nichts übrig als ein freywilliger Tod, der ihn in den Augen des Telamon gegen den Vorwurf der Feigheit retten und ihm beweisen kann, daß er einen seiner würdigen Sohn gezeugt habe.

Diese Gedanken erheben sein Gemüth und geben demselben seine vorige Stärke. Umsonst bemüht sich nun Tecmessa seinen Entschluß mit allen Gründen zu bekämpfen, welche ihr die Zärtlichkeit einflößt; umsonst stellt sie ihm die Hülflosigkeit vor, in welche sie und ihr Sohn durch seinen Tod gerathen würde. Ihre rührenden Bitten brechen sich an der Felsenhärte eines Gemüthes, das eben erst die Stürme einer weit gewaltsamern Leidenschaft bekämpft hatte, und, in sich selbst gekehrt, über dem Gedanken einer großen und unvermeidlichen That brütet. Zwar bleibt es

nicht unbewegt; aber die Erschütterungen, welche es erfährt, bleiben in seiner innersten Tiefe verborgen. Gerührt, aber in seinen Entschließungen unbewegt, nimmt er Abschied von seinem Sohn. »Sey glücklicher, als dein Vater war,« ruft er ihm zu; »in allem übrigen werde ihm gleich. Ach! könntest du doch immer ein Kind bleiben! könntest du doch immer in dieser beneidenswürdigen Unempfindlichkeit beharren, die dich jetzt mit dem Elende unbekannt läßt. Fürwahr, des Lebens Genuß ist nur so lange süß, bis man sich freuen und betrüben lernt!«

Mit diesem Abschiede ist das Schwerste besiegt; aber der Stachel des Schmerzes, welchen er in dem Herzen des Helden zurückgelassen hat, verräth sich, wenn ich nicht irre, in der Kürze, Trockenheit und Härte, mit welcher er die wiederholten Bitten Tekmessens von sich weißt. So spricht der, welcher gegen die Festigkeit seines Herzens mistrauisch wird und sich der Gefahr entziehen will, in einem unabänderlichen Entschlusse wankend gemacht zu werden.

Auch beharrt er nur kurze Zeit in dieser angenommenen Härte. Sobald er sich wieder stark genug und gegen alle äußern Eindrücke gewafnet glaubt, nimmt er, um Tekmessen, seinen Mitstreitern und sich selbst neuen Schmerz zu ersparen, seine Zuflucht zu einer unschuldigen List. Er giebt vor, der Ausführung seines ersten Entschlusses entsagt zu haben. Er will an das Ufer des Meeres gehn, um das unglück-

ihr Schwert, ein Geschenk Hektors, in dem Sande zu vergraben und sich selbst von dem an ihm haftenden Blute zu reinigen. Wenn er dann den Zorn der Minerva versöhnt hat, will er demüthig seyn und sich in den Willen der Atriden fügen lernen. *)

*) Die Rede des Ajax V. 666 — 683. ist eines der schönsten Stücke der Beredsamkeit in den Tragödien des Sophokles, an welches er, wie es mir scheint, absichtlich eine gewiße rhetorische Pracht verschwendet hat. Ajax konnte hier nicht die Sprache des Herzens sprechen; er will seine Zuhörer täuschen; er will sie überreden, und es gelingt ihm sie zu blenden. — Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß sich in diesem Trauerspiele die großen Fortschritte der griechischen Beredsamkeit auf eine unverkennbare Art zeigen. Die Reden des Teucer, Menelaus und Agamemnon bey dem Leichname des Ajax verrathen eine Stärke in der Dialektik und den Kunstgriffen der Rhetorik, welche man in ähnlichen Reden des Aeschylus vermißt. (S. Nachträge z. Sulzer. II. Th. 445. S.) Uebrigens ist derjenige Theil der Handlung, welcher diese Reden enthält, von den neuerm Kunstrichtern häufig getadelt worden. Rapin dans ses Réflexions sur la poëtique. p. 150. nennt den Streit der griechischen Häupter eine contestation froide et languissante sur la sépulture d'un grand homme; ein Urtheil, welches meinem Gefühle geradezu widerspricht. Rochefort sagt in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Ajax: (Théâtre des Grecs. Tom. II. p. 468.) Nous ne justifierons pas Sophocle sur la prolongation de son action par le motif qu'on allègue ordinairement de l'intérêt qu'apportent les anciens à la sepulture des morts. Si le progrès de l'action n'était pas ralenti, si après les grands émotions qu'on a éprouvées, l'intérêt ne s'affaiblissait pas, Sophocle aurait eu raison. Mais les longs discours, les plaidoyers de Teucer, de Ménélas

Diese Stille nach einem heftigen Sturm, welche aber aus ganz andern Ursachen entspringt, als diejenigen sind, welche nur zum Scheine gezeigt werden, bringt einen erhabnen Contrast hervor, von welchem

---

et d'Agamemnon, quelque beaux qu'ils soient en eux-mêmes, laissent l'action absolument éteinte — et voilà, setzt er hinzu, ce qu'on ne peut excuser. Was man nicht entschuldigen kann? Mich dünkt, Sophokles bedürfe der Entschuldigung nicht sonderlich. Sind denn Reden, welche Entschlüsse hervorbringen, und Begebenheiten erzeugen, nicht nothwendige Theile einer Handlung? sind sie nicht, zumal wenn sie von Leidenschaften und Interesse eingegeben werden, selbst Handlung? Ist nicht der Zwist Teucers und Menelaus ein wichtiges Incident? Eilt nicht Agamemnon voll Zorn herbey, um das Begräbnis des Ajax von neuem zu verbieten? Wird nicht dadurch ein Knoten geschürzt, den nichts als die Dazwischenkunft des Ulysses lößt? Und wenn dieß alles keine Handlung ist, was ist es denn? Giebt man also zu, daß die Beerdigung in den Augen der Alten etwas sehr Wichtiges und ein Gegenstand ihrer ernsthaftesten Sorgen war, so dürfte Sophokles ziemlich gerechtfertigt seyn. Aber auch ohne dieß scheint es mir unmöglich, daß die Handlung mit dem Tode des Ajax geendigt seyn könne, wenn nicht die vor dieser Katastrophe angesponnenen Fäden plötzlich abgerissen werden, d. h. wenn nicht die Handlung geschlossen werden soll, ohne geendigt zu seyn. Soll denn die allgemeine Bewegung in dem Heere nach des Ajax wahnsinniger That, und der Zorn, welchen die Anhänger der Atriden und des Ulysses an den Tag gelegt hatten, ohne alle Folgen bleiben? Man hatte ausdrücklich die Bestrafung des Ajax gefordert; nun hat er sich durch einen freywilligen Tod der Rache seiner Feinde entzogen; soll diese dadurch befriedigt seyn? Da muß man die Menschen schlecht

hier zu sprechen der Ort noch nicht ist. Für meinen gegenwärtigen Zweck ist es genug, den Helden bis zu der letzten Katastrophe geführt und an diesem Einen Beyspiele gezeigt zu haben, daß Sophokles die Labyrinthe der Leidenschaften gekannt, und die Kunst, ihre allmähligen Veränderungen darzustellen, vollkommen verstanden habe.

Und so nähern wir uns dem dritten Hauptpunkte unsrer Kritik, der Betrachtung der Einsicht und Kunst, welche Sophokles in der Wahl der Fabel, in der Erfindung der Umstände und in der Anordnung der Handlung, vornehmlich in Beziehung auf ihren tragischen Zweck, gezeigt habe. Es wird sich auch aus diesen Betrachtungen ergeben, nicht nur, wie groß die Vortheile waren, welche die Kunst durch unsern

kennen. Sie werden es vielmehr für eine neue Beleidigung, eine neue Kränkung halten, daß man sie des Vergnügens beraubt hat, ihre Rache selbst zu fühlen. Nun soll der Leichnam entgelten, was der Mensch gesündigt hatte; und der Zorn kehrt sich zu gleicher Zeit gegen den, der die Vertheidigung des Leichnams unternimmt. Teucer tritt nun gewißermaßen an die Stelle seines Bruders, und es kann gar nicht gleichgültig seyn, ob dieser in seiner rechtmäßigen Vertheidigung obsiegt oder nicht. Die Handlung ist also nicht eher geendigt, als bis durch die Dazwischenkunft des Ulysses die Gemüther besänftigt und der Leichenbestattung des Ajax keine weitern Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Dichter errang, sondern zu gleicher Zeit, daß er sich auch bey dieser Operation, und bey dieser vorzüglich, auf dem schmalen Pfade der Mäßigung erhielt, welcher allein zu dem Gipfel wahrer Größe und Erhabenheit führt.

Die tragische Wirkung beruht zum Theil auf der Beschaffenheit der Fabel, zum Theil auf der Art ihrer Darstellung. Die noch rohe Kunst zählt am meisten auf jene, während die gereifte und veredelte Kunst den größten Theil ihrer Wirkung der letztern verdankt. Wenn nicht der plötzliche Schrecken, welchen eine furchtbare Begebenheit durch sich selbst erzeugt, sondern eine dauernde Rührung, welche das Gemüth mit der Betrachtung irdischer Beschränktheit und Nichtigkeit und einer unendlichen Größe oder Macht, von welcher Art sie auch immer seyn mag, erfüllt, das höchste Ziel der Tragödie ist, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Rührung nur durch wiederholte, immer verstärkte Schläge, und also durch eine diesem Zwecke angemessene, künstliche Anordnung erzeugt werden könne.

Diese zweckmäßige Anordnung ist es nun eben, worinne Sophokles seinen Vorgänger bey weitem übertrifft. Denn seine Fabeln selbst wählt er, so wie Aeschylus, meistentheils aus dem Cyklus der Begebenheiten, in denen sich der unabänderliche Wille des Schicksals oder die Launen der Götter im Kampfe mit menschlicher Größe zeigen, und die demnach den Sterb-

lichen die Hinfälligkeit irdischer Güter, der Gegenstände ihres Stolzes, in belehrenden Beyspielen darthun. So wird der übermüthige Ajax, welcher keine andre Gottheit als die Macht seines Schwertes anerkennen wollte, o) in dem Augenblicke, wo er seinen Stolz am meisten befriedigt glaubte, ein Spott Minervens und ein Hohn seiner Feinde. Clytämnestra und Aegisth fallen unter den Dolchen rächender Mörder in dem Augenblick, wo sie die Früchte ihrer Verbrechen in Sicherheit zu genießen hoffen; und Creon, welcher sein Ohr der Stimme der Gerechtigkeit, der Vernunft und Menschlichkeit verschlossen hatte, p) wird durch

o) Ajax. V. 764. ff.

p) Damit es nicht scheine, als sey der Dichter bey dem Charakter des Creon aus seiner gewohnten Bahn gewichen, und als habe er einen Barbaren geschildert, wie etwa Thoas in der Iphigenia des Euripides ist, so verdient bemerkt zu werden, daß die Grausamkeit in dem Betragen des Creon, durch die Umstände, unter denen er handelt, gar sehr gemäßigt wird. Der erste Befehl desselben, den Polynices unbeerdigt zu lassen, war auf einen übelverstandenen Patriotismus gegründet, dem er eine allgemeine Pflicht der Menschlichkeit aufopfert. Dieser Befehl wird übertreten, ohne daß man den Uebertreter weiß. Die Nachricht davon reizt den Zorn des Königes, der sich in der Verachtung seines ersten Gebots doppelt beleidigt glaubt. Nun wird Antigone vor ihn gebracht und der That angeklagt. Creon scheint betroffen, und seine ersten Fragen verrathen den Wunsch, sie zu retten. Sie verlangt keine Rettung. Das Selbstgefühl, mit welchem sie antwortet, beleidigt den König. „Wenn ich ihr," sagt er,

einen harten Rathschluß der Götter zu einer späten und unfruchtbaren Reue gezwungen. Endlich zeigt das furchtbare Schicksal an dem Beyspiele des Oedipus, daß alle Klugheit und Vorsicht des blinden Menschengeschlechts zu kurz fällt, wenn es den Gesetzen der ewigen Ordnung und dem Willen des unwandelbaren Fatums zu entgehen meynt. q)

„diesen Sieg ungestraft zugestände, so würde man sie für einen Mann halten müssen, mich für ein Weib.“

q) In mehrern der verlohren gegangenen Tragödien des Sophokles war, wie man leicht vermuthen wird, die nemliche Maschine gebraucht. So enthielten die Larissäer den Tod des Akrisius, welcher durch die Verbannung der Danae und ihres Kindes die Erfüllung eines drohenden Orakels hatte abwenden wollen. Ich bemerke hier gelegentlich, daß Brunk irrt, wenn er den Akrisius und die Larissäer für ein und dasselbe Drama hält. Jenes enthielt die Verbannung der Danae nebst den Perseus; in diesem tödtete Perseus seinen Großvater bey einem feyerlichen Wettstreite. Das letztere ist außer Zweifel, wenn man ein Fragment aus den Larissäern beym Athenaeus X. p. 466. mit dem Apollodor. II. 4. 4. vergleicht. Das erste ist wahrscheinlich aus einzelnen Zeilen, welche nicht wohl in der letztern Handlung vorkommen konnten. So vertheidigt Akrisius seinen Entschluß, die Danae zu verbannen, oder auch vielleicht ihr Kind aus dem Wege zu räumen, in dem VII. und VIII. Fragment, mit dem natürlichen und im Alter doppelt starken Wunsche der Selbsterhaltung. Es scheinen diese Verse in einem Streite zwischen dem Akrisius und seiner Tochter vorgekommen zu seyn, in welchem auch das V. Fragm. gestanden haben mag. Im vierten wird von der Danae als einer Jungfrau gesprochen. Alle diese Stellen aber werden ausdrücklich aus dem Akri-

Das furchtbar-Erhabene, welches diesen Glauben begleitet, einen Glauben, auf welchem die Tragödie des Alterthums größtentheils beruhte, und dem wir selbst in unzähligen Vorfällen unsers Lebens zu huldigen pflegen, gewann durch die Kunst des Sophokles seine größte Vollkommenheit. Ein Donner-

---

tius angeführt. Ob dieses Stück mit der Danae einerley sey, läßt sich schwerlich ausmachen, da unter dem letzten Titel nur einzelne Wörter angeführt werden. — In der Eriphyle hatte Sophokles die Unterwürfigkeit eines weisen und edeln Mannes unter den Willen des Schicksals vorgestellt. Amphiaraus geht nach Theben, ob er schon weiß, daß ihm dort der Tod bereitet ist. Seine Gesinnungen drückt er in einem Fragment beym Stobaeus XCIX. S. 417. aus. — Wie mag wohl Sophokles den verabscheuungswürdigen Charakter der Eriphyle behandelt haben? und wie die Raserey des Alkmäon in einem von diesem Helden benannten Trauerspiele? Ob wohl die Handlung den Muttermord selbst, oder nur die zunächst auf denselben folgenden Begebenheiten enthielt? Vielleicht endigte sie sich mit dem Exil des Alkmäon. S. Pausan. VIII. 24. p. 646. Apollodor. III. 7. 5. Dieses Stück enthielt einen Zwist des Adrast und des Alkmäon, wie aus dem Plutarch. de Audiendis poët. S. 35. erhellt, in welchem dieser dem Adrast seine Verwandschaft mit der Männermörderinn; Adrast aber dem Alkmäon den Muttermord vorwarf. Zwistigkeiten der Art liebte das Alterthum in den Tragödien aufgeführt zu sehn. In den Epigonis haderte Alkmäon mit der Eriphyle, wie aus mehrern Fragmenten mit Grunde geschlossen werden kann. Eine Stelle aus einem Zwiste des Ulysses mit dem Diomedes (vielleicht aus dem Ὀδυσσεῖ μαινομένῳ) führt Villoison in seinen Anecdotes au T. II. p. 94. die ich in der Brunckischen Fragmentensammlung vermisse.

schlag aus heiterer Luft erschreckt uns zwar heftiger; aber nur das langsam sich bildende, immer schwärzer heraufziehende Ungewitter erfüllt das Gemüth mit einer anziehenden Furcht, die, wenn sie durch ein Werk der nachahmenden Kunst erzeugt wird, die reichste Quelle des Erhabenen ist. Große Unfälle, welche der unvorbereiteten Einbildungskraft gräßlich erscheinen müssen, verlieren ihre widrige Gestalt durch jene allmählige Vorbereitung, welche die Phantasie in ein lebhaftes Spiel setzt und das Gemüth auch auf das Schrecklichste gefaßt seyn läßt.

Den Einsichten des Sophokles konnte eine Betrachtung nicht entgehen, welche mit dem Geiste seiner Poesie und dem individuellen Charakter seines Genies in einer so genauen Verbindung stand. Wir bemerken daher, daß die Handlung in seinen Tragödien nicht nur überhaupt künstlicher ausgesponnen und die Katastrophe sorgfältiger vorbereitet ist, als in irgend einer Tragödie des Aeschylus, sondern daß er auch ganz vorzüglich den schrecklichern Ausgang durch eine längere Vorbereitung und mannichfaltigere Peripatien erträglicher zu machen bemüht war. Wenn das Ziel seines Weges eine an sich gräßliche Katastrophe ist, windet sich derselbe diesem Ziele langsam zu. Mancher Knoten wird verschlungen, ehe sich der letzte lößt; und die Katastrophe erscheint endlich nothwendig,

unvermeidlich und wegen dieser Unvermeidlichkeit groß.

So wie also in dem Ajax, in dem Oedipus zu Colone und dem Philoktet der Gang der Handlung am einfachsten ist, weil das Gemüth keiner besondern Vorbereitung auf die Katastrophen bedurfte, so ist er in der Elektra und dem Oedipus am künstlichsten verschlungen, vornemlich in dem letztern, wo der Ausgang, an sich betrachtet, empörend und grausam ist. Die Geschicklichkeit, mit welcher der Dichter in diesem Trauerspiele den Weg zu verlängern gewußt, und seinen Helden von dem Gipfel des Glücks und der Größe in das tiefste Elend gestürzt hat, ist schon von dem Alterthume mit Bewundrung betrachtet und als ein Muster der Nachahmung gepriesen worden. Der Schleyer, welcher die Ermordung des Lajus bedeckt, wird durch eine Reihe nothwendiger Umstände so allmählig aufgehoben, und das Geheimniß der Herkunft des Oedipus, nach dessen Enthüllung das ganze furchtbare Gewebe des Schicksals offen da liegt, mit einer so großen Kunst entwickelt, daß der Zuschauer durch keine dieser Entdeckungen überrascht, sondern von der einen zu der andern fortgeleitet und genöthigt wird, auch das Schrecklichste, was erfolgt, zum voraus zu ahnden. Ja sogar die Grausamkeit, mit welcher sich Oedipus selbst bestraft, ist nicht unerwartet. Denn nachdem sich Jocasta entleibt hat, ist es offenbar, daß das Schicksal dem größern Verbre-

cher r) eine schrecklichere Strafe und ein tieferes Elend bestimmt haben mußte.

In der Erfindung der Situationen, durch welche die Entwicklung der Handlung befördert, der Contraste, durch welche ihre Wirkung verstärkt, und der Umstände, durch welche die Erwartung ohne Unterlaß gespannt wird, ist dieser Dichter bewundernswürdig. Ich bemerke hier vornemlich folgende Mittel, deren er sich zur Erreichung des höchsten Zweckes seiner tragischen Kunst bedient hat.

Erstlich: Er verbindet eine Menge von Umständen, unter denen die handelnden Personen ein Gegenstand des tiefsten Mitleidens werden; oft auch solche, welche mit ihrem individuellen Charakter im Contraste stehn. Oedipus irrt, vom Alter entkräftet, seiner Augen beraubt, in einer drückenden Dürftigkeit, an der Hand seiner Tochter umher, und sucht eine Freystatt, wo er sterben möge. Der übermüthige Ajax giebt seinen Feinden das Schauspiel einer ohnmächtigen Wuth und sieht sich von ihnen verhöhnt, als er sie bestraft zu haben glaubt. Elektra lebt mit den Mördern ihres Vaters, den sie ohne Unterlaß betrauert, unter einem Dache, schimpflichen Mishandlungen und einem drückenden Mangel ausgesetzt. Der

r) In so ferne die Handlungen des Oedipus in der ästhetischen Beurtheilung Abscheu erregten, galten sie dem Alterthume für Verbrechen, wie unschuldig auch immer der Thäter an denselben seyn mochte.

unbesiegliche Herkules unterliegt der wüthenden Glut eines Giftes, das eine Weiberhand ihm bereitet hat. Philoktet, von einer unheilbaren Wunde gequält, genießt, auf einer unbewohnten Insel, keiner Unterstützung einer hülfreichen Hand, keinen Trost einer mitempfindenden Seele.

Es verdient hiebey bemerkt zu werden, daß dieser Dichter die Rührung, welche die Leiden des Gemüths erregen sollen, durch ein sinnliches, in die Augen fallendes Leiden zu verstärken pflegt. Der von der Größe seiner unnatürlichen, obschon unfreywilligen Verbrechen überraschte Oedipus, beraubt sich seiner Augen, und wird nun in einer doppelten Rücksicht ein Gegenstand unsers Mitleidens. Wenn wir denselben Oedipus als einen Landesvertriebenen umherirren sehn, so rührt uns, außer seiner Furcht, einer spät gefundnen Freystatt entrissen zu werden, auch noch sein hülfloses zitterndes Alter; und die Gewaltthätigkeiten, deren Creon sich schuldig macht, empören uns doppelt, weil sie an einem blinden und schwachen Greise verübt werden. Nirgends aber hat Sophokles die Kraft der Vereinigung dieser beyden Quellen des Mitleids vollkommner erprobt, als in dem Philoktet. Es bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung, um einzusehn, wie groß in dem Mitleiden, das wir diesem Unglücklichen schenken, der Antheil ist, welcher aus der Vorstellung seiner körperlichen Leiden entspringt. Alles, was der Dichter an die Stel-

le desselben hätte setzen können, würde keinesweges an die Kraft dieses einfachen Mittels gereicht haben. rr)

Aber auch hier dürfen wir wiederum nicht aus der Acht lassen, mit welcher Sorgfalt Sophokles diese Kraft gemäßigt, und dasjenige was zu einem unbegränzten und peinlichen Mitleiden führen konnte, in die Gränzen des Schönen eingeschlossen hat. Fast nur darum scheint er seine Helden in die hülfloseste und schmerzlichste Lage gesetzt zu haben, damit sie sich in derselben zwar als fühlende Menschen, aber zu gleicher Zeit mit der ganzen Kraft und Festigkeit starker und heroischer Seelen zeigen möchten. In dem zwiefachen Kampfe mit physischen und moralischen Kräften siegen sie entweder ob; oder, wenn der Sturm unbezwinglicher Leiden ihre Kraft des Widerstandes zu vernichten scheint, so dauert dieses doch nicht länger als die Noth währt; und der Druck läßt nicht sobald nach, als sich ihr Muth mit neuer und vermehrter Stärke erhebt. Mag doch immer ein rasendes Gift in der Wunde Philoktets toben, ihn zu Boden werfen, und ihm ein schreckliches Angstgeschrey auspressen, sein Sinn bleibt dennoch unerschütterlich, und er kehrt ärmer und kränker als zuvor in seine Höhle zurück, statt dem Verlangen seiner Feinde nachzugeben und in dem Genuße lang entbehrter Bequemlichkeiten

rr) Lessing im Laocoon. S. 33.

keiten zu genesen. Selbst der von Alter und Gram entkräftete Oedipus behält, mitten unter der drohenden Gefahr, die unbesieglichste Festigkeit in Rücksicht auf den einmal gefaßten Entschluß. Herkules brüllt vor Schmerz; aber kaum erklärt sich ihm aus der Vergleichung der Orakel der Wille des Schicksals, so beschließt er mit ruhiger Heiterkeit einen freywilligen Tod. In allen diesen Beyspielen, und so mehr oder weniger in allen Tragödien unsers Dichters, entspringt aus dieser Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen jene erhabene Größe, welche das Gemüth zu gleicher Zeit beugt und erhebt, mit Vertraun und mit Demuth erfüllt. Die physische Natur dieser Helden weicht dem Schmerz; aber ihr Wille bleibt unerschüttert und unbewegt. Sie leiden als Menschen, ohne Weichlichkeit, und dulden als Männer, ohne Prahlerey. Ihrem ganzen Wesen ist der Stempel der Natur, der Einfalt, der Wahrheit und der Größe aufgedrückt.

Zweytens. Sophokles weiß die traurige und hülflose Lage der handelnden Personen in dem Fortgange der Handlung geschickt zu vermehren; und dazu dienen ihm vornemlich die Peripetien, von denen er häufiger Gebrauch macht, als irgend ein andrer Dichter des Alterthums.

Ehe Philoktet vor den Augen der Zuschauer erscheint, werden wir theils durch die Erzählungen des Ulyß, theils durch die Beschreibung, welche Neopto-

lemus von dem Orte seines Aufenthalts macht, mit seiner traurigen Lage bekannt. Nun nähert er sich selbst, und diese Annäherung kündigt sich durch Geschrey an. s) Er erblickt Griechen; die lang entbehrte Stimme seines Vaterlands trift sein Ohr; sein Herz öfnet sich einen Augenblick dem Genuß einer wehmüthigen Freude. Er forscht nach dem Zustande des griechischen Heeres vor Troja, und erhält Nachrichten, unter denen viel schmerzliches und wenig Trost ist. Neoptolem nimmt Abschied und stellt sich zur Abreise bereit. Zwar hatte Philoktet schon öftrer die Hülfe der Ankömmlinge vergebens angefleht; aber an den Sohn seines Freundes, an den edeln Neoptolem glaubt er schon mit größrer Hofnung der Gewährung eine Bitte thun zu können. Seine Beredsamkeit ist die rührende Beredsamkeit des Unglücks. Neoptolemus scheint bewegt und verspricht ihn nach seiner Heimath zu führen.

Dieses Versprechen ist nur ein Betrug, dessen Aufklärung für den Unglücklichen schrecklich seyn muß. Deutlich genug hat er seinen Abscheu vor dem Gedanken einer Rückkehr nach Troja oder eines Zusammentreffens mit seinen Feinden an den Tag gelegt. Und gerade jetzt bringt ein Abgeordneter Ulyssens die Nach-

s) Der Dichter mischt in der Stelle, wo er die Ankunft des Philoktet ankündigt, das Reizende mit dem Schrecklichen: „Nicht mehr ferne von uns tritt er einher, nicht unter dem Gesange der Flöte, dem ländlichen Hirten gleich: sondern ein lautes Geschrey kündigt ihn an" V. 214.

richt, Ulyß sey von Troja abgereist und seegle nach Lemnos, um den Philoktet zur Abreise nach Troja zu bewegen oder zu zwingen. Philoktet ist bestürzt und dringt in Neoptolem sein Versprechen zu erfüllen und seine Abreise zu beschleunigen. »Ehe mich der Sohn des Laertes durch süße Worte bewegt, zu den Achivern zurückzukehren, ehe wollte ich der Stimme der Viper folgen, der ich meine Leiden danke. Doch ich weiß allerdings, daß er alles zu unternehmen im Stande ist und daß er hierher kommen wird. Darum laß uns eilen, mein Sohn, damit uns das weite Meer von den Schiffen Ulyssens trenne.«

So eilt also Philoktet, sich in das Netz zu werfen, dem zu entfliehen sein allereifrigstes Bestreben ist. Er übergiebt dem Neoptolem die unfehlbaren Pfeile des Herkules, auf deren Besitz der Betrug Ulyssens und Neoptolems vornehmlich gerichtet ist. Freude und Dankbarkeit erfüllen das Herz des Betrognen und machen ihn in dieser Situation zu einem Gegenstande unsers innigsten Mitleidens. Schon glaubt er sich geborgen und in Sicherheit. »Dir o! Sohn,« ruft er aus, »dank' ich es, daß ich das Licht des Tages wiedersehe. Du giebst mich meinem Vaterlande, meinem Vater, meinen Freunden zurück. Du richtest mich auf, nachdem ich unter die Füße meiner Feinde gefallen war.«

Alles ist zur Abreise bereit, als den Unglücklichen ein wüthender Anfall seiner Krankheit ergreift.

Umsonst sucht er den Ausbruch derselben zu verbergen; der Schmerz überwältigt ihn und wirft ihn zu Boden. Zu der Heftigkeit des Schmerzes gesellt sich die doppelte peinliche Furcht, vom Ulysses in diesem Zustande überrascht, oder von Neoptolemus verlassen zu werden. Als er aus dem tiefen Schlafe, welcher auf den heftigen Angriff der Krankheit erfolgt ist, erwacht und den Neoptolemus nebst seinen Gefährten erblickt, verdoppelt sich seine Freude und Dankbarkeit. Nun sind sie im Begriff, nach dem Ufer zu gehn und sich einzuschiffen. Aber Neoptolemus Herz ist, durch das was er gesehn und gehört hat, erweicht worden. Die Vorstellung der Verzweiflung seines unglücklichen Freundes, wenn er sich betrogen und in den Händen Ulyssens sehn wird, gewinnt die Oberhand über die Vorstellung aller der Vortheile, die ihm selbst der gelungene Betrug verschaffen kann. Er entdeckt also dem Philoktet den ganzen Handel, mit der Hofnung, daß dieser den Gründen der Klugheit nachgeben und ihn nach Troja begleiten wird.

Aber Philoktet weigert sich nun, dem Verlangen Neoptolems nachzugeben. Er verlangt den Bogen und die Pfeile des Herkules zurück. Neoptolem schlägt ihm sein Verlangen ab und entschuldigt sich mit der Noth und dem Befehle der Feldherrn. So sieht sich also Philoktet nicht nur in der gewißen Hofnung der Rettung betrogen, sondern noch überdieß des einzigen

Mittels, sein unglückliches Leben zu fristen, beraubt. r) Auf diesen hartnäckigen Widerstand hatte Neoptolemus nicht gerechnet. Das Elend Philoktets rührt ihn von neuem; er schwankt in seinem Entschluß, und schon streckt er die Hand aus, seine Beute zurückzugeben, als Ulysses hervortritt, ihm seine Weichlichkeit verweist, und den Schmerz Philoktets durch seine Gegenwart in Wuth verwandelt.

Diese Peripetien sind beym Sophokles sehr zahlreich, und der Contrast der Empfindungen, welchen sie hervorbringen, ist eines seiner vorzüglichsten Mittel, das tragische Schrecken in dem Laufe der Handlung hervorzubringen. Sie sind die Uebergänge aus einem traurigen Zustande in einen noch traurigern, und dem Wetterleuchten in dunklen Nächten gleich, wo der plötzlich hervorbrechende und verschwindende Strahl eine noch schwärzere Dunkelheit zurückläßt. So glaubt Jokasta, durch die Nachricht von dem Tode des Polybus, den man für den Vater des Oedipus hielt, ihren bekümmerten Gemahl von der Richtigkeit der Orakel überzeugen zu können; aber die

r) „Du Höhle des Felsen, ruft er aus, nun kehre ich wieder zurück zu dir, nackt und der Nahrung beraubt. Einsam werde ich mich in dir verzehren, und kein Geflügel der Lüfte, kein die Berge durchschweifendes Wild wird mehr von meinen Pfeilen fallen. Ich selbst werde sterben, und denen zur Nahrung dienen, von denen ich mich nährte, und die werden mich jagen, die ich vormals jagte ꝛc.“

nähere Betrachtung derselben, dem Anscheine nach doppelt erfreulichen, Nachricht bringt das fürchterliche Geheimnis von der wahren Herkunft des Oedipus an den Tag und macht die Zuverlässigkeit des Orakels offenbar. In den Trachinierinnen scheinen alle Besorgnisse der zärtlichen Dejanira und des theilnehmenden Chors durch die Nachricht von Herkules glücklicher Rückkehr zerstreut; als durch einen mit derselben verknüpften Umstand Dejanirens Herz durch den Stachel neuer Leiden verwundet und durch ihre Eifersucht eine neue Quelle weit größern und furchtbarern Unglücks eröffnet wird. Einen ähnlichen Umschwung nehmen die Empfindungen in dem Ajax, wo der Chor, durch die scheinbare Ruhe in dem Betragen des Helden getäuscht, in ein Jubelgeschrey ausbricht, das durch neue beunruhigende Nachrichten, auf welche die Gewißheit von dem Tode des Ajax folgt, unterbrochen wird.

Eine der erhabensten Peripetien aber, in welcher sich der Schmerz in Freude verwandelt, und zwar die Lage der handelnden Personen gebessert, aber der tragische Ausgang der Handlung selbst befördert wird, ist in der Elektra. Vor derselben geht eine andre Peripetie der gewöhnlichern Art *) voraus und bringt die zweyte hervor. Ein drohender Traum von leichter

*) Eine Umwandlung des glücklichern Zustandes in den unglücklichern.

Deutung hat das Gemüth Clytämnesterns mit Furcht erfüllt. Diese Furcht belebt die Hofnungen Elekterns, welche der Annäherung der gewünschten Rache und der Rückkehr ihres Bruders mit größrer Zuversicht als jemals entgegen sieht. Nun aber bringen frèmde Männer die Nachricht von dem Tode Orests. Elektrens Feinde siegen; sie selbst sieht ihre letzte Stütze zerbrochen und sich in einen unabsehbaren Abgrund von Leiden gestürzt. Während sie sich nun der Heftigkeit ihres Schmerzes überläßt, eilt Chrysothemis, mit den neusten Vorfällen unbekannt, von Agamemnons Grabe herbey, mit der frohen Vermuthung, Orest müsse zurückgekehrt seyn; von keinem andern als von ihm könnten die Todtenopfer herrühren, die sie dort gefunden habe. Elektra schlägt ihre Freude mit einem Worte zu Boden, indem sie ihr die eben erhaltne Nachricht mittheilt. Kurz darauf erscheinen Fremdlinge mit dem Aschenkruge Orests. Elektra nimmt ihn in ihre Arme und beweint seinen Tod und die Vernichtung ihrer Hofnungen. Jetzt giebt sich Orest zu erkennen. Diese Erkennung, auf welche die Ausbrüche der lebhaftesten Freude folgen, erhält ihre tragische Kraft durch die Voraussehung der Folgen, welche aus derselben entspringen müssen. In dem Augenblicke, wo sich Elektra und Orest ihrer Freude und dem Genuße eines unverhofften Glücks überlassen, ist der furchtbare Mord Clytämnestrens und Aegisths unwiederruflich beschlossen.

Einen ähnlichen, jedoch in einer andern Rücksicht schrecklichen Contrast bietet der Ausgang dieses Trauerspiels dar. Clytämnestra ist schon ermordet, als Aegisth, auf die Nachricht von der Ankunft fremder Bothschafter, in die Stadt zurückkehrt. Er fragt nach den Fremdlingen. Sie sagen ihm, daß die Nachricht vom Tode Orests gegründet und sein Leichnam, als ein unwidersprechlicher Beweiß, in dem Hause niedergelegt sey. Nun glaubt sich endlich Aegisth in dem Besitze der längst gewünschten Sicherheit. Er läßt dem Gefühle seiner Freude freyen Lauf. Ganz Mycenä und Argos soll erfahren, daß die letzte Stütze des Hauses der Atriden gesunken sey und daß es fernerhin niemand mehr wagen dürfe, sich gegen das Joch zu streuben und der fürstlichen Uebermacht Trotz zu bieten. Das Haus öffnet sich; er erblickt den bedeckten Leichnam; Orest ermahnt ihn den Schleyer aufzuheben. Als er im Begriff ist, dieses zu thun, befiehlt er noch Clytämnestern herbeyzurufen, damit auch sie den erfreulichen Anblick eines getödteten Feindes genießen möge. Der Leichnam wird entschleyert und Aegisth erkennt zu gleicher Zeit seine Gemahlinn, die Fremdlinge, und das betrügliche Netz, welches sie um sein Haupt geworfen hatten.

Diese Scene ist der Gipfel der tragischen Kunst. Sie erfüllt das Gemüth mit einem heilsamen Schrekken und mit der erhabnen Idee einer unwandelbaren Gerechtigkeit, welche den Uebermüthigen von dem

Gipfel seines Stolzes in den selbst gegrabnen Abgrund stürzt.

Drittens: Sophokles weiß die tragische Dünsterheit vom Anfange bis zum Ende der Handlung und in allen ihren Theilen hervorzubringen und zu erhalten.

Diese Kunst unsers Dichters zeigt sich vornemlich in dem Eingange der Handlung und in denjenigen Ruhepunkten derselben, wo die gewaltsamen Schläge des Schicksals eine kurze Erholung vergönnen, um zu neuen Leiden Kräfte zu sammeln. Seine Expositionen sind musterhaft, nicht nur in Beziehung auf ihren nächsten Zweck, sondern vorzüglich in Rücksicht auf ihre Harmonie mit dem ganzen Tone der Handlung. Sie setzen das Gemüth vom Anfange der Handlung an in die tragische Stimmung, welche sich bey dem Fortschreiten derselben nur verstärkt, niemals verändert; und, indem sie den furchtbaren Ausgang in einer düstern Ferne zeigen, setzen sie die Einbildungskraft in diejenige Regsamkeit, welche dem Dichter voraneilt und seine Zwecke befördert.

Die alten und neuen Kunstrichter haben sich in der Bewundrung der ersten Scene des Oedipus-Tyrannus vereinigt. Ein krankes, von Traurigkeit und Furcht niedergeschlagnes Volk liegt, mit den Insignien der Flehenden ausgerüstet, an den Altären der Götter und bittet um die Abwendung einer verheerenden Pest. Oedipus zeigt sich in ihrer Mitte,

hört ihre Klagen, ertheilt ihnen Trost und erweckt ihre Hofnungen. Ohnstreitig ist diese Scene vollkommen geschickt, die Erwartung zu spannen, und das Gemüth mit Rührung zu erfüllen. Daß sich aber diese Rührung auf die Betrachtung des Elendes einer ganzen Menge gründet, und daß der Einzige, den wir für jetzt in dieser Menge unterscheiden, unter allen den übrigen durch Ansehn, Glück und Zuversicht hervorragt, er, auf den sich bald unsre Blicke, als auf den einzigen Unglücklichen, richten werden; dieses ist, meinem Gefühl nach, ein Meisterzug des Genies, und ganz der hohen Kunst würdig, die sich in diesem Trauerspiele in einer so großen Vollkommenheit zeigt. Nicht weniger bewundernswürdig in Rücksicht auf die tragische Wirkung ist, wie schon oben gezeigt worden, die Exposition des Ajax, wo der Dichter die Rührung durch ganz andre, aber nicht minder zweckmäßige und seines Genies würdige Mittel hervorgebracht hat. In den Expositionen der Elektra, der Antigone, der Trachinierinnen und des Oedipus zu Colone finden sich ebenfalls die oben angegebenen Vorzüge; aber ich verweile mich nicht bey ihnen, da sich in den angewendeten Mitteln nichts vorzüglich Charakteristisches zeigt.

Dagegen werden einige Beyspiele von der Kunst unsers Dichters in der Erhaltung des tragischen Colorits, während der Ruhepunkte, hier an ihrer rechten Stelle stehn. Mitten in dem Gefühle der Freude,

welches die Nachricht von Herkules glücklicher Rückkehr in Dejanirens Herzen erweckt, fallen ihre Blicke auf die gefangenen Weiber, die Beute des Herkules, und dieser Anblick erinnert sie an die Nichtigkeit menschlichen Glücks. Auch diese Unglücklichen waren wohl von freyen Aeltern erzeugt, nun sind sie zur Sklaverey herabgesunken. Sie richtet bey diesem Gedanken ihre Augen gen Himmel und fleht die Götter um Abwendung ähnlicher Schicksale von sich und ihren Kindern an.

Diese lebhafte Aeußerung der Wehmuth, welche dem Charakter Dejanirens und den Umständen, in denen sie sich befindet, so angemessen ist, hat einen doppelten Zweck. Erstlich: das plötzlich aufstrahlende Licht der Freude mit einem Schatten zu mischen, wodurch es mit dem tragischen Colorit der übrigen Theile der Handlung harmonisch gemacht wird. Zweytens, die Handlung dadurch weiter zu führen, und auf eine wahrscheinliche Weise die Fäden anzuspinnen, aus denen der Knoten geschürzt werden soll.

In dem Philoktet führt die Freude, welche dieser Unglückliche über seine bevorstehende Rettung fühlt, etwas schmerzliches mit sich, weil wir die Fallstricke kennen, die ihm gelegt sind, und weil wir wissen, daß sich seine Freude bald in Schmerz, seine Dankbarkeit in Verwünschungen umwandeln wird. Aus einem ähnlichen Grunde und wegen der zu erwartenden Fol-

gen, ist die Freude Orests und Elekterns bey ihrem endlichen Wiedersehn tragisch und furchtbar.

Auch in Situationen von geringerer Wichtigkeit nehmen wir diese Mischung der tragischen Düsterheit mit den Farben des Frohsinns wahr. Der Bothe, welcher dem Creon zuerst die Nachricht von der Beerdigung des Polynices gebracht hatte, war mit dem Zorne seines Herrn beladen und mit Strafen bedroht hinweggegangen. Nun kehrt er freudig zurück; die Thäterinn ist entdeckt; er darf seinem Herrn froh unter die Augen treten; denn Antigone ist in seinen Händen. Der Dichter bemerkte, daß diese der Denkungsart eines gemeinen Mannes angemeßne Freude dennoch einer Mäßigung bedürfte, um mit dem traurigen und finstern Tone der ganzen Situation zusammen zu fließen. Er mischt daher in dem Gemüthe dieses Mannes das Gefühl der überwiegenden Freude, über die erlangte Sicherheit, mit einem untergeordneten Gefühle des Mitleidens bey dem Schicksale der Unglücklichen, die er einer unverdienten Strafe zu überliefern gezwungen ist.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß sich in allen diesen Beyspielen, so wie überhaupt in der Erfindung der Situationen, der Charakter des Sophokles auf das vollkommenste bewährt. Denn auch in ihnen zeigt sich der Geist jener edeln Mäßigung, welche aus einem glücklichen und seltnen Gleichgewichte der bey dem Dichter thätigen Kräfte entspringt. Darum

herrscht in allen seinen Charakteren Kraft ohne Uebermuth, Kühnheit ohne Verwegenheit, Sanftheit ohne Weichlichkeit. Darum erheben ihre Leiden das Gemüth zu dem Gefühl ächter Grösse, welche anzieht und rührt, nicht betäubt noch zurückschreckt. Darum findet endlich in allen seinen Werken die Einbildungskraft und der Verstand gleiche Befriedigung; und der Geschmack bedient sich ihrer mit Recht zu einem Maasstabe der Vollkommenheit für Werke ähnlicher Art.

Alles, was uns noch anzumerken übrig bleibt, ist fast nichts weiter als eine nothwendige Folge dessen, was wir bis hierher erörtert haben.

Wenn sich in den Tragödien des Aeschylus die Sprache, selbst in dem Dialog, bis zu einer lyrischen Höhe erhebt, und lange Chorgesänge voll dithyrambischer Kühnheit sich durch die ganze Handlung schlingen, so ist dieses nicht nur eine Folge äußrer Umstände, sondern auch mit den Eigenschaften jenes grossen Geistes, unter dessen Kräften sich aber die Einbildungskraft unverhältnißmäßig erhob, in der vollkommensten Uebereinstimmung. Denn nicht leicht vermißt der Geschmack in den Werken der Griechen jene Harmonie zwischen dem Charakter und den Gedanken, den Gedanken und dem Ausdruck, welche ein eigenthümliches Kennzeichen der Werke des Genies ist, wenn es sich seinem eignen freyen Triebe, ohne Rückblick auf ein fremdes Muster, dahin giebt. Jene lyrische Sprache, welche den Riesengestalten des Aeschy-

lus ziemt, wie unschicklich würde sie in dem Munde der sophokleischen Helden seyn, deren Abzeichen eine edle Mäßigung ist! Ihre Sprache ist ihrer Denkungsart angemessen. Sie ist gedrängt, voll Anstand und Adel, und einem breiten Strome vergleichbar, welcher seine sanften Wellen dem Meere zuführt; während die Fluth des Aeschylus wie von zerrißnen Klippen herabstürzt, donnert und schäumt. Auf Schmuck des Ausdrucks, in so ferne er nur eine Zugabe zu dem Nothwendigen ist, ist vielleicht kein Dichter so wenig ausgegangen; und ob er gleich spruchreicher ist, als sein Vorgänger, so hat er doch auch hier das Maas zu halten gewußt, welches sein nächster Nachfolger so oft überschritt.

So wie nun Sophokles in den meisten Stücken zwischen dem Aeschylus und Euripides ein solches Mittel hält, daß er sowohl die Fehler, welche aus einem Uebermaase der Einbildungskraft, und diejenigen, welche aus einer zu großen Nüchternheit derselben entspringen, glücklich vermied, so ist dieses ebenfalls, und ganz vorzüglich, in den Chören bemerkbar. Als sich das Trauerspiel noch kaum von dem Dithyrambus abgesondert hatte, war es ganz natürlich, daß in dem lyrischen Theile desselben die Kühnheit jener Dichtungsart fortbraußte, wie dieses in den Trauerspielen des Aeschylus am Tage liegt; aber mit dem Fortgange der Zeit und der Kunst mußte die Trennung der beyden, willkührlich gepaarten, Gattun-

gen so groß werden, daß ihr alter Zusammenhang fast nur noch der Geschichte dieser Dichtungsart erweislich war. So lange der Chor entweder die Hauptrolle spielte, wie es bey den alten Festen des Bacchus geschah, und auch in einigen Tragödien des Aeschylus geschieht, oder so lange doch seine Gesänge den größten Theil der Zeit einnahmen, welche für die Handlung bestimmt war, so lange mußte die letztere in einer Eingeschränktheit bleiben, in welcher sie sich keinesweges dem höchsten Zwecke der Tragödie gemäß entfalten konnte. So folgt also wiederum ganz natürlich, daß, sobald Sophokles zu der Einsicht dessen gelangt war, was die Tragödie zu leisten im Stande sey, und wie sie dieses leisten könne, er das Gebiet des Chores einschränken mußte, um für die Handlung, welche er für den wichtigern Theil erkannte, einen größern Raum und ein ihrer Entwicklung angemeßneres Feld zu gewinnen. Er kürzte die Gesänge des Chores ab und verminderte die Theilnahme desselben an der Handlung. Denn seinen Einsichten konnte die Bemerkung nicht entgehen, daß, wo der Chor selbst zu dem leidenden Theile gehört, die Theilnahme geschwächt, und da wo er allein leidet, das auf eine zu große Anzahl von Personen vertheilte Interesse allzu sehr zerstreut wird. Er hat daher dem Chore den Rang eines theilnehmenden Zuschauers angewiesen. Dadurch hat er keinen der Vortheile verlohren, welche derselbe, den alten Einrichtungen zu-

folge, leisten konnte, und doch die Fesseln erleichtert, welche diese Einrichtungen dem Dichter bisher unnüzzerweise angelegt hatten. Die Gesänge sind mit der Handlung verbunden, ohne doch einen Theil derselben auszumachen; und indem sie sich fast immer genau auf die nächst vorhergegangenen Begebenheiten beziehen, Furcht oder Hofnung, Schmerz oder Freude ausdrücken, befördern sie den Zweck des Dichters auf eine ihrem Wesen angemeßne Art, und pflanzen gleichsam den Ton der Empfindung fort, welcher durch die Begebenheiten in dem Gemüthe der Zuschauer angestimmt worden war.

Indem nun aber die Empfindungen, welche der Chor ausdrückt, nur die Empfindungen theilnehmender Zuschauer, nicht aber mithandelnder oder mitleidender Personen sind, so muß auch schon darum der Ausdruck derselben gemäßigter seyn, als da, wo er selbstgefühlte Leiden darstellt. x) Zu gleicher Zeit wurde diese Mäßigung des lyrischen Flugs durch den Ton und Geist, welcher in den übrigen Theilen der Tragödien unsers Dichters herrscht, nöthig gemacht. Wenn der begeisterte Chor in den Tragödien des Aeschylus die kühne Sprache seiner Helden übertreffen wollte, so bedurfte es einer außerordentlichen Anstrengung.

x) Wie dieses in den sieben vor Theben, den Persern, den Flehenden, den Eumeniden des Aeschylus geschieht.

strengung, welche unnütz und zweckwidrig wurde, sobald sich die Sprache des Dialogs gesenkt und dem prosaischen Ausdrucke um etwas genähert hatte.

Indem ich noch einen vergleichenden Blick auf die Werke der drey griechischen Tragiker werfe, bemerke ich, daß unter den sieben Tragödien des Sophokles nur eine einzige ist, in welcher er das absolute Interesse der tragischen Handlung durch ein subjektives Interesse des Nationalstolzes zu verstärken gesucht hat. Von diesem Mittel, die Gunst der Zuschauer zu gewinnen, hat Aeschylus öftrer, Euripides am allerhäufigsten Gebrauch gemacht; und ich glaube, daß Sophokles Bedenken getragen hat, das Gefühl des Erhabnen und Rührenden, welches die Tragödie in seiner größten Reinheit erzeugen kann, aus einer eigennützigen Quelle abzuleiten. Das einzige Trauerspiel, in welchem er auch diese Quelle benutzt hat, ist gerade dasjenige, womit er, in einem Alter von mehr als neunzig Jahren, seine dichterische Laufbahn beschlossen zu haben scheint; so daß man vermuthen darf, der Dichter, welcher, im Vertrauen auf die Kraft seiner Kunst und die Stärke seines Geistes, die untergeordneten Mittel verschmäht hatte, habe erst in seinem Alter nach demselben gegriffen, um, wo möglich, noch sein graues Haar mit einem Kranze zu

schmücken. y) Doch ist man darum keineswegs zu leugnen berechtigt, daß ihn vielleicht zu gleicher Zeit der edlere Wunsch beseelt habe, dem Orte seiner Geburt ein dauerndes Denkmal zu setzen; vielleicht auch das Verlangen, die Undankbarkeit seiner Söhne

y) Der Triptolemus, in welchem allem Vermuthen nach dem atheniensischen Nationalstolze geschmeichelt wurde, war keine Tragödie, sondern ein Drama Satyricum. Mit diesem Stücke betrat Sophokles die Bühne, wie Lessing zeigt im Laocoon S. 296. und im Leben des Sophokles S. 98. f. Es ist übrigens leicht zu bemerken, daß der Oedipus zu Colone die Spuren des hohen Alters trägt, in welchem es geschrieben worden. Zwar verbreitet und erhält der geweihte Boden, auf welchem sich die Handlung ereignet; die Nähe der fürchterlichen Göttinnen, denen sich Oedipus weiht; die sichtbare Erfüllung der Göttersprüche; der Fluch, welchen Oedipus über seine Söhne ausspricht; die Theilnahme der Götter an dem Tode dieses Unglücklichen; einen Ton der Feyerlichkeit und Würde über die Handlung: aber die Empfindung, welche sie hervorbringt, scheint doch mehr elegischer als tragischer Art zu seyn. Die Rührung, welche der furchtsame Greis, die zärtlichen Töchter, der Schmerz des Polynices, die Klagen Antigones und Ismenens erregen, zerstreuen die Theilnahme. Der P. Rapin, Reflexions sur la poëtique. XXV. Tom. I. p. 61. bemerkt que Sophocle avait fait Oedipe trop faible dans son exile après le caractere de fermeté, qu'il lui avait donné avant sa disgrace. Ein sonderbarer Tadel! Als wenn nicht jedes Trauerspiel ein für sich bestehendes Ganze ausmachte; und als wenn der dramatische Dichter in der Behandlung der Fabeln und Charaktere durch seine frühern Arbeiten eingeschränkt werden könne!

auf eine indirekte Weise darzustellen und zu bestrafen. z)

z) Cicero de Senectute. c. 7. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est. — Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat, et proxime scripserat, Oedipum Coloneum recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato sententiis judicum est liberatus.

Franz Petrarca.

(Seine vorzüglichsten italienischen Gedichte fallen zwischen die Jahre 1327 und 1354.)

Unter allen den Schriftstellern, deren Bemühungen um die Wiederherstellung der Wissenschaften der Verfasser der neuesten Geschichten des Mittelalters a) uns anpreist, trägt offenbar keiner seinen Lorbeer mit größerm Rechte, als Franz Petrarca. Weder sein Vorgänger Dante, noch sein Nachfolger Boccaccio haben, in Absicht auf ächte Aufklärung und nützliche Gelehrsamkeit, so viel geleistet, und keiner von beyden insbesondere auf die Gründung des Geschmacks und der alten Litteratur sich gerechtere Ansprüche erworben, als er. Mit den Gelehrten der vorhergehenden Jahrhunderte verglichen, steht er ohne Widerrede allein, und mit seinen Zeitgenossen und denen,

a) Herr Hofrath Meiners in der historischen Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts. Hannover, 1793. Th. 3. S. 94 — 145.

die unmittelbar auf ihn folgten, zusammengehalten, ragt er wenigstens weit über alle hervor, und gleichwohl kennen wir ihn und den Umfang und Werth seiner Bemühungen immer noch nicht vollkommen. Es ist wahr, wir besitzen Nachrichten von ihm in drey Bänden, *b*) die an Ausführlichkeit alle Lebensbeschreibungen von ihm hinter sich lassen und eine Menge brauchbaren Stoffes enthalten: aber so wie dieser Stoff dermalen vertheilt und geordnet ist, trägt er zu besserer Kenntniß und Würdigung Petrarchs wenig bey; so sehr ist alles unter einander geworfen und mit Auswüchsen, die auch den geduldigsten Leser ermüden können, überladen. Wer ein brauchbares Leben dieses Schriftstellers schreiben, und sein vorzüglichstes Verdienst, ich meyne das, welches er sich um

b) Memoires pour la vie de Fr. Petrarque par l'Abbe de Sade. Amsterd. 1764 — 67. 3. Tom. 4. deutsch, aber leider mit Weglassung der beweisenden Beylagen, unter dem Titel: Nachrichten zu dem Leben des Franz Petrarca, Lemgo, 1774 — 78. 3. Bände. 8. Etwas zu strenge, und mit sichtbarer Vorliebe für die italienischen Biographen des Dichters, beurtheilt Hr. Jagemann im May des deutschen Merkurs vom Jahr 1779 S. 120. u. f. dieses Werk. Einige kleine, nicht einmal absichtlich begangene Ungerechtigkeiten, ein Paar mißverstandne lateinische und italienische Stellen, und etliche unrichtige Umstände, wie vielleicht das angegebene Sterbejahr der Mutter Petrarcas und seiner Reise nach Avignon im J. 1344. seyn mögen, benehmen meines Bedünkens diesen Nachrichten, als Nachrichten, nichts.

die Aufnahme der Wissenschaften erworben hat, in das gehörige Licht setzen wollte, müßte, meines Bedünkens, von einer gründlichen Schilderung des gelehrten, sittlichen und politischen Zustandes jener Zeit ausgehn. Auf diesen würde ich das Leben des Dichters selbst, wo möglich nach den Jahren geordnet, und durch seine Briefe, die zu diesem Zwecke immer noch nicht hinlänglich benutzt sind, so wie durch gleichzeitige Zeugnisse bestätiget, folgen lassen; den letzten Abschnitt des Werkes aber seinen Gönnern und Freunden widmen. Nach einer solchen Vorarbeit, sollte ich denken, würde die Frage: Was war Petrarca für sein Zeitalter? leicht zu beantworten, oder ihre Beantwortung vielleicht gar nicht mehr nöthig seyn.

Die Leser dieser Aufsätze werden eine so ausführliche Lebensbeschreibung Petrarchs hier so wenig, als eine Betrachtung über ihn, den Wiederhersteller der Wissenschaften, erwarten. Der Gegenstand einer Abhandlung kann offenbar kein anderer seyn, als Petrarca der Dichter, und der Geist seiner Canzonen und Sonetten, — jener reizenden Phantasieen, die ihm allein den Nahmen eines Sängers erworben haben, und wenn man von ihm als solchen spricht, dem Gedächtnisse der Menschen allein noch vorschweben. c)

c) So trüglich sind die Urtheile der Menschen über sich selbst und den Werth ihrer Werke! Petrarca hoffte durch sein Afrika unsterblich zu werden, und siehe da, dieses und seine übrigen lateinischen Gedichte sind vergessen, während

Um indeß die Aufgabe zu lösen, wie ein Mann, in dem sein Zeitalter einen der vorzüglichsten Philosophen und gründlichsten Forscher verehrte, sich so tief in die Geheimnisse der Liebe eintauchen, ein nicht bloß mit der Lesung der Alten einseitig beschäftigter, sondern mit der Welt durch vielfache Bande zusammenhängender Gelehrter, so anhaltend in den Träumereyen der Liebe hinbrüten, und ein und derselbe Dichter einen andern Charakter, wenn er lateinisch, und einen andern, wenn er italienisch schreibt, annehmen konnte, werde ich allerdings genöthigt seyn, einige Blicke auf ihn und auf die Geschichte seines Lebens, und auf den Stand der poetischen Ausbildung seiner Sprache zu werfen. Je mehr es mir glücken wird, hier die richtigen Gesichtspunkte zu fassen, je weniger darf ich fürchten, in der Darstellung seines dichterischen Charakters zu irren. d)

K 4

---

daß seine italienischen Poesien noch von allen Kennern und Freunden des Schönen in und außerhalb Italien genannt und bewundert werden.

d) Zur Erläuterung mancher, in der Folge vorkommenden, Umstände und Ereignisse will ich hier die vornehmsten Veränderungen, die sich in dem Leben Petrarcas finden, nach den Jahren, zusammenstellen und zur Bequemlichkeit derer, die in den genannten Nachrichten das Weitere nachlesen wollen, den Theil und die Seite des Buches, in Klammern eingeschlossen, anführen. Wenn ich mich dabey auf keine Berichtigungen einlasse, so geschieht es haupt-

Nichts scheint auf den ersten Anblick befremdender, wenn man von den Schriften Petrarcas, des Gelehrten, zu den Schriften Petrarcas des Dichters, oder von diesen zu jenen übergeht, als die Behauptung,

---

sächlich darum, weil ich Tiraboschi und ähnliche Schriften nicht besitze und, ohne mit eignen Augen zu sehn, fürchten muß, Unrichtigkeiten mit Unrichtigkeiten zu vertauschen. 1304 den 20. Julius wurde Petrarca zu Arezzo, einer alten toskanischen Stadt, wohin sich sein Vater, Peter Petracco, aus Florenz, das damahls von zwey Partheyen zerrüttet wurde, mit seiner Frau Eletta Canigiani, geflüchtet hatte, gebohren und bis in sein siebentes Jahr auf einem kleinen Gute, zu Ancisa im Val d'Arno, erzogen. (Th. I. S. 164.) 1313 zog sein Vater nach Avignon und er und seine Mutter in das nahe dabey liegende Städtchen Carpentras, wo er seinen alten Lehrer, Convennola, wiederfand, und seine Studien unter ihm fortsetzte. (I. 168. 181.) 1318 ging er nach Montpellier und vier Jahre darauf nach Bologna, um die Rechte zu erlernen. (I. 190. 194.) 1326 verlohr er seinen Vater und reiste mit seinem Bruder von Bologna nach Avignon, um seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ein Jahr früher, (doch scheint eine Stelle in seinen Gedichten entgegen,) hatte er bereits seine Mutter eingebüßt. (I. 210 — 16.) 1327 sah er Lauren zum ersten Mal. (I. 307.) 1330 machte er mit seinem Gönner, Jakob Colonna, eine Reise nach dessen bischöflichen Sitz, Lombes, einer Stadt an dem Fuße der Pyrenäen, (I. 329.) und 1333 einen Durchflug durch Frankreich, Flandern und einige Theile Deutschlands, (I. 402.) der etwa ein halbes Jahr dauerte. (I. 418.) 1337 ging er das erste Mal nach Rom, das er sich schon so lange zu sehn gewünscht hatte, und, als er den 19. August des folgenden Jahres nach Avignon zurückkehrte und von seiner Liebe unaufhörlich

daß sie beyde die Werke eines Geistes und der Ausfluß einer Kraft seyn sollen. Kann eine Seele, so wird man zu fragen geneigt, die so ruhig empfindet und so kalt und überlegt urtheilt, einer so ausschwei-

beunruhigt wurde, in das bekannte einsame Thal zu Vaucluse, wo er den Entwurf zu seiner Epopäe, Afrika oder Scipio, machte und mehrern gelehrten Beschäftigungen oblag, ohne jedoch deshalb Avignon und Lauren zu vergessen. (I. 547. 572. 577. 662.) 1340 den 23. August erhielt er von zwey Städten auf einmal, nehmlich von Paris und Rom, die Einladung, sich in ihren Mauern zum Dichter krönen zu lassen, (I. 690.) und schiffte sich im Februar, 1344, nach Neapel ein, um sich, an dem Hofe des gelehrten Königes Robert, vorher einer feyerlichen Prüfung zu unterwerfen und sodann nach Rom zu gehen. (I. 698.) Hier langte er den 4. April an, empfing am 8. die Lorbeerkrone, und kehrte, nachdem er sich ungefähr bis zum Februar 1342 zu Parma aufgehalten hatte, wiederum nach Avignon zurück. (II. 25. 40. 67.) In eben diesem Jahre entsagte sein Bruder Gerhard, wahrscheinlich aus Verdruß über den Verlust einer Geliebten, der Welt und begab sich in die Carthause nach Montvieux. (II. 99. 106.) 1343, zu Anfange des Octobers, ging Petrarc, als Gesandter des Pabstes, nach Neapel, (II. 190. 94.) traf, mit dem Ausgange des Decembers, zu Parma, (II. 240.) und weil selbiges von bürgerlichen Feindseligkeiten und Fehden zerrissen ward, ungefähr im März 1344. zu Avignon ein, (II. 256.) verließ es aber nach einem kurzen Aufenthalt von neuem und sah es erst den 19. December wieder; (II. 285. 90. 316.) Veränderungen, die theils in der Unbeständigkeit seines Charakters, theils in seiner Liebe zu Lauren, und theils in den fortdauernden Zerrüttungen Parmas ihren Grund haben. Die nächsten drittehalb Jahre

fenden Begeisterung fähig seyn? Kann in einem Herzen, das die Einsamkeit und Stille so laut preißt, die Leidenschaft der Liebe so mächtige Wurzeln schlagen? kann ein Weiser, der über den Verfall der Kirche und

---

verlebte er abwechselnd, einen kurzen Besuch bey seinem Bruder in der Carthause abgerechnet, (II. 416.) zu Avignon und Vaucluse, ward aber plötzlich der Stadt und der Einsamkeit abermahls überdrüßig, und reiste, nachdem er einem Freunde sein kleines Haus zu Vaucluse übergeben hatte, im November 1347 über Genua nach Parma, (II. 529. 33.) wo er den 19. May 1348 die Nachricht von dem Tode seiner geliebten Laura erhielt. (II. 590.) Im October des Jahres 1350 zog er zu der Feyer des großen Jubiläums nach Rom und ging, im Anfang des Decembers, über seine Vaterstadt Arezzo, nach Padua. (III. 89. 107.) Hier brachte er den Winter zu, und empfing den 6. April 1351, aus den Händen Boccaccio's, ein Schreiben der Florentiner, welche ihm sein eingezogenes väterliches Gut wieder anboten, (III. 146.) und ihn auf ihre neuangelegte Akademie zu ziehen suchten. Petrarc dankte für das erstere und lehnte das letztere ab; denn er dachte auf eine neue Reise nach Vaucluse und Avignon, wohin er auch wirklich den 3. May abging. Nach einem zweyjährigen Aufenthalt daselbst, verließ er endlich 1353 in den ersten Tagen des Mays diese Stadt und Gegend zum letzten Mal, (III. 355.) ohne zu wissen, wo er sich eigentlich niederlassen wollte. Man hatte ihn nach Neapel, Paris und Venedig eingeladen, (III. 337.) aber er war für keine dieser Städte, sondern schwankte zwischen Parma, Padua und Verona hin und her. Auf einmal entschloß er sich, als er nach Mayland kam, auf das Zureden Johannes Visconti, seinen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen, und hier treffen wir ihn, die kleinen Ortsveränderungen abgerechnet, welche Reisen und Geschäfte nothwendig machten,

Kirchenzucht, über die Mängel und Gebrechen der Regierungen und Staaten, über die Sittenlosigkeit und Verderbtheit seines Jahrhunderts und über tausend andere Angelegenheiten der Menschheit mit die-

---

neun Jahr hinter einander wohnhaft an. (III. 356.) Die zehn letzten Jahre seines Lebens brachte er, außer einigen nicht kleinen Zwischenzeiten, die er sich zu Venedig und Pavia aufhielt, in Padua zu, (III. 647.) eine Wahl, zu welcher ihn mehrere Ursachen, und unter diesen hauptsächlich eine in Frankreich ausgebrochne und in Mailand ebenfalls heftig wüthende Pest bestimmten. (III. 639.) Zwey Reisen, die eine nach Avignon, die andere nach Deutschland, die er in diesem Zeitraum zu unternehmen dachte, wurden durch die Unsicherheit der Wege und durch die Kriegsunruhen vereitelt. (III. 665 — 71.) Indeß hielten ihn die Besuche mehrerer seiner Freunde und die allgemeine Hochachtung Italiens, die er genoß, für alle Ehre und Herrlichkeit, die seiner an den Höfen auswärtiger Großen wartete, schadlos. Sein letzter Aufenthalt war Arqua, ein von Bergen umgebenes Dorf in der Nachbarschaft Paduas. (III. 837.) Hier hoffte er seine Gesundheit, die in seinem höhern Alter wankend ward, wieder herzustellen: allein vergebens. Er erlag den erneuerten Angriffen eines heftigen Fiebers und starb 1374, wahrscheinlich in der Nacht auf den 18. Julius. Sein Leichenbegängnis verherrlichten Paduas Adel, Bischof und und Geistliche, die sich sämtlich, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, nach Arqua begaben. (III. 889.) Die Kaiser, mit denen Petrarc zusammen lebte, waren Ludwig der Bayer und Karl IV, die Päbste Johann XXI. Benedict XII. Clemens VI. und Urban V. die sämmtlich, eine kurze Zwischenzeit unter dem letzten Pabst ausgenommen, zu Avignon saßen, die Könige von Neapel Robert und Johanna I. und die Herrn von Mailand, die Viscontis Ga-

sem Nachdrucke eifert, so sinnreich und dichterisch schwärmen? können mit einem Worte in einem Körper zwey ganz verschiedene Seelen wohnen, und Fähigkeiten, die sich aufzuheben scheinen, neben einander bestehen und jede auf ihre Weise, ohne der andern Eintrag zu thun, sich äußern? Es giebt vielleicht wenige Gelehrte, die sich aus dem Lesen der Werke

---

leazzo I. Azzo, Luchini, Johann, Matthäus II. und Galeazzo II. in Gemeinschaft mit seinem Bruder Barnabas. Mit den meisten dieser Grosen und außerdem noch mit der Kaiserinn Anna und der Familie der Colonna stand Petrarc in Verbindung und Briefwechsel. Seine zahlreichen gelehrten Freunde zu nennen würde zu weit führen. Noch gehört hieher, daß Petrarc einen Sohn und eine Tochter außer der Ehe erzeugt hatte. Der erste hieß Johann und war vermuthlich 1337 gebohren. Er wurde vom Pabst für ehlich erklärt, (II. 491.) studierte und erhielt ein Canonicat zu Verona, (III. 253.) trat aber gar nicht in die Fußtapfen seines Vaters (III. 591.) und starb, wahrscheinlich nah vor seinem dreyßigsten Jahr, an der Pest. (III. 641.) Seine Tochter Franciska kam um 1343 zur Welt. (II. 186.) Petrarc verheurathete sie 1363 an einen mailändischen Edelmann Franz von Brossano, (III. 643.) und sah von ihr einen Enkel, der jedoch frühzeitig starb, und eine Enkelinn, die sich in der Folge verheurathet hat. (III. 809 — 15.) Die Pfründen, die unser Dichter besaß, war ein Archidiaconat und nachher Canonicat zu Parma, (II. 62. 399.) eine Priorey in dem Kirchengebiete von Pisa, (II. 79.) und ein Canonicat zu Padua. Die Stelle eines apostolischen Sekretairs, die ihm mehrmals angetragen ward, schlug er immer, aus Liebe zur Freyheit, standhaft aus. (III. 282. 658.) Zum Pfalzgrafen ernannte ihn Karl IV. um das Jahr 1357. (III. 503.)

Petrarcas ein Geschäfte gemacht haben, aber es giebt gewiß keinen, der nicht, wenn er sie las, diese und ähnliche Fragen aufwarf, ohne sogleich mit sich eins werden zu können, was er für den Hauptzug in dem Charakter unsers Dichters anerkennen sollte. Eine etwas genauere Bekanntschaft mit seinen Schicksalen und Lebensverhältnissen setzt es indeß bald außer Zweifel, daß die Phantasie wirklich seine liebste Gespielinn und er ihrem Einflusse am meisten folgsam und unterworfen war. Schon der Gang seiner Studien, die entschiedne Abneigung, die er gegen die Rechtsgelehrsamkeit, die er erlernen sollte, bezeigte, und die Anhänglichkeit an die schönen Schriftsteller des Alterthums, in den frühern Jahren, die Thränen, die er ihnen nachweinte, als sein Vater die meisten derselben, um ihm die Gelegenheit zum Ungehorsam gegen seinen Willen zu entreißen, ins Feuer warf, und in späterer Zeit die ängstliche Aufsuchung dieser kostbaren Reste der Vorwelt bis in die Tiefen des Ardennen-Waldes sagen uns deutlich, wohin seine Seele sich neigte und welche Kraft in ihr die Obergewalt hatte. Aber noch weit mehr erhellt es aus einer Menge kleiner Züge und Aeußerungen, die ihm, manche vielleicht wider seinen Willen, entschlüpft sind. Nichts gleicht der Unbeständigkeit, mit welcher er Güter und Vortheile, die ihm aus der Ferne entgegenglänzten, verfolgte, und wenn er sie eine Weile besessen hatte, verließ. Bald floh er Avignon,

als den abscheulichsten Ort der Erde, und bald sehnte er sich wieder mit heißer Sehnsucht dahin zurück; am Morgen glaubte er nirgends glücklicher leben zu können, als in dem stillen Vaucluse, und am Abend gab er, von einer fremden Aussicht gelockt, Befehl zur Abreise; nichts schien ihm, vor der Erlangung, begehrungswürdiger, als der Dichterkranz, und nachdem er ihn erlangt hatte, nannte er ihn eine thörichte Eitelkeit; in Frankreich träumte er sich in die glücklichen Gefilde Italiens, und in Italien phantasirte er sich hinüber nach Frankreich; sein ganzes Leben ist eine Wanderschaft von einem Orte zum andern, und alle seine Entwürfe in den Vorspiegelungen einer innern fruchtbaren Einbildungskraft gegründet. Wer kann ferner, wie er wünscht und erwartet, lobt und tadelt, billigt und verwirft, lesen, ohne in alle dem den Antheil einer regen Phantasie zu erkennen? Seine philosophischen Schriften, am meisten jedoch seine Briefe, sind voll von Beweisen für diese Behauptung. Welche schwärmerische Lobeserhebungen strömt seine Feder aus, wenn sie von Rom schreibt? Was für eine Wärme theilt sich allen seinen Ausdrücken mit, wenn er ihrer und des Landes, dessen Hauptstadt sie ist, erwähnt? wie unerbittlich hart schilt er das Betragen der Päbste, die in Rom nicht die erste Stadt des Erdbodens sehen, und kühn genug sind, ihr Avignon vorzuziehn, und wie enthusiastisch erhebt und bewundert er dage-

gen Urban den fünften, als er sich bewegen läßt einzupacken und seinen Sitz, obgleich, wie die Erfahrung gelehrt hat, nur auf kurze Zeit, nach der alten Heimath der Päbste zu verlegen? wie begeisterungsvoll träumt er von Rienzi, als dem Befreyer und Retter Italiens, und wie dringend fodert er in der Hitze, als dessen Unternehmungen mislungen, Kaiser und Könige zu dem nämlichen Zweck auf? Alle Tugenden und alle Fehler, alle Vorzüge und alle Gebrechen der Menschen, Stände und Gesellschaften gewinnen durch ihn einen höhern Anstrich und eine lebhaftere Farbe. Sein Herz hängt mit aller Zärtlichkeit an dem Freunde, aber es verfolgt auch mit derselben Strenge den Feind, und irrt nicht selten in dem einen, wie in dem andern, durch das zu viel und zu wenig. Wer kann seine Schmähschrift gegen die Aerzte durchblättern, ohne zugleich das Uebertriebene, das hier sogar den Schriftsteller in ein etwas zweydeutiges Licht stellt, zu empfinden, oder sein Lob auf die klösterliche Einsamkeit, die er doch selbst floh, lesen, ohne die Einmischung der Einbildungskraft zu bemerken? Wie rasch und feurig geht er endlich nicht immer zu Werke, sobald eine Sache von Wichtigkeit auf dem Spiele steht, und politische Entwürfe durchzusetzen, oder eine Fehde zwischen streitenden Staaten oder Völkern beyzulegen ist? Dann übernimmt e r, der Freund der Ruhe und Bequemlichkeit, noch im höhern Alter,

Gesandschaften, dann schreibt er Ermahnungsbriefe an Fürsten und Räthe, dann sucht er nahe und ferne Theilnehmer zu seinem Zweck zu verbinden. Man kennt seine Verhandlungen und Bemühungen, zur Wiederherstellung der Einigkeit zwischen den mächtigsten Freystaaten Italiens, Venedig und Genua, zu gut, als daß ich nöthig hätte, hier dabey zu verweilen. Und eben dieser Mann, — wie unzufrieden und bitter ist er, wenn er sich in seinen Hoffnungen und Planen getäuscht sieht, wenn der Erfolg nicht so ausfällt, wie er sich ihn gedacht hat! Wie laut erklärt er sich nicht gegen das eben genannte Venedig, da es seinen Vorstellungen nicht Gehör giebt, und in welchem Tone redet er von dem Kaiser Karl dem vierten, weil er, nach erhaltner Krönung, Rom verlassen hatte, ohne für die Stadt und Italien gethan zu haben, was Petrarc wünschte und der Monarch nicht thun konnte! Das ganze Leben unsers Dichters ist voll von Beyspielen und Handlungen, die alle mit einander den von Natur raschen und feurigen Kopf verrathen und uns die Phantasie als die über die andern Seelenkräfte erhabene und gebietende schildern. In allen seinen Ideen, Aussichten und Erwartungen trifft man auf Merkmale von Ueberspannung, und in der Wankelmuth, die seine Entschlüsse und Wünsche charakterisirt, kann man jene Geistesunruhe nicht verkennen, die gewöhnlich ein Antheil derer ist, die

unter

unter dem Einflusse einer lebhaften Einbildungskraft stehen. e)

Aber diese natürliche Empfänglichkeit für dichterische Gestalten und Bilder bekam überdem noch gar bald eine nähere Richtung und reiche Nahrung. Unter den vorzüglichern Werken des Alterthums lernte Petrarca keine frühzeitiger kennen, als die Werke Virgils und Cicero's. Beyde las er bereits in Jahren, wo er bey weitem noch nicht die nöthigen Begriffe und Vorkenntnisse, die zum Verstehn derselben erfordert werden, sich eigen gemacht hatte, und mit einer Leidenschaft, die an einem Knaben befremdete. Die Annehmlichkeit in dem Ausdrucke des letztern schmeichelte schon damahls, wie er von sich selber erzählt, seinem Ohr so sehr, daß ihm jede andere Schreibart unharmonisch und rauh vorkam, und mit der Lesung des erstern beschäftigte er sich so anhaltend, daß er um und neben sich alles vergaß. Vier Jahre, die er hierauf zu Montpellier, um die Rechtswissenschaft zu erlernen, zubrachte, vergingen gänzlich in der Gesellschaft mit den schönen Geistern Latiums, und als ihn sein Vater, um seine Neigung in einen andern Weg zu leiten, die genannte Universität mit Bologna ver-

e) Die Wahrheit dieser Angabe gründet sich größtentheils auf die Briefe und Zeugnisse Petrarchs von sich selbst. Man vergleiche die Nachrichten zu seinem Leben. Th. I. S. 192. 200. 409. 570. 574. III. 760. 797. II. 423. III. 181. 232. 227. vergl. 242 und 247. 130. 294. 416. 471.

tauschen ließ, so wurde sie hier noch mehr genährt und entzündet.

Zwey dasige Rechtslehrer, Cino von Pistoja und Cecco von Ascoli, die beyde das Geheimniß besaßen, die Verehrung der Musen mit dem Dienste der Themis zu vereinigen, entdeckten kaum Petrarchs Geschmack für die Dichtkunst, als sie, (ich bediene mich der Worte des Herrn von Sade,) weit entfernt ihn zu bestreiten, ihn vielmehr zu unterhalten und anzubauen suchten; und sichs angelegen seyn ließen, ihren Schüler in die Regeln der Poesie einzuweihen. *f*) Unter ihnen machte er die ersten poetischen Versuche, und ungeachtet selbige nicht auf uns gekommen sind, und vielleicht auch nicht werth waren, der Nachwelt überliefert zu werden, so wissen wir doch so viel, daß seine Lehrer sie lobten und seine Mitschüler sie bewunderten. — Aufmunterung genug für einen feurigen Jüngling, auf der betretenen Laufbahn fortzugehn. Noch stärker oder vielmehr ausschließend hing er jedoch dieser Leidenschaft nach, als er, nach einem vierjährigen Aufenthalt zu Bologna, seinen Vater, der immer mit

f) Th. I. S. 206. Daß Cino zu Bologna, vornehmlich jedoch zu Perugia, gelehrt habe, sagen Saxius im Onomast. Th. 2. S. 346. und Hamberger in den zuverl. N. Th. 4. S. 530. Indeß widerspricht Hr. Jagemann in dem angezogenen Aufsatze und in der Geschichte der freyen Künste in Italien Th. 3. B. 2. S. 185. f. und behauptet aus Tiraboschi: Cino sey weder in Bologna angestellt, noch überhaupt Petrarchs Lehrer gewesen; eine Meinung, die einer wiederholten Prüfung bedarf.

so viel Mißfallen auf den jungen Dichter herabgesehn hatte, verlor, und sich dergestalt in den Stand gesetzt sah, bey seinen Studien nur seine Neigung zu Rathe zu ziehen. Seit der Zeit war nichts mehr vermögend, den Hang der Natur zu verändern oder aufzuhalten. Er antwortete dem Oldradi, einem der berühmtesten Rechtsgelehrten jener Tage, der zu Avignon lebte und ihm, wegen seiner an der Themis begangenen Untreue, unaufhörlich Vorwürfe machte, daß er sich durchaus nicht zu ihrem Priester berufen fühle, und opferte statt ihrer den Musen. g) Auch hier fragt die Kritik, die so gern die Ausbildung eines dichterischen Genies, von ihrem ersten Ursprunge an, verfolgt, nach dem Inhalt und Werth der Arbeit Petrarchs, aber, leider, ohne auf die Frage eine befriedigende Antwort zu erhalten. Was wir wissen, und schon aus dem Gange seiner Studien mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit folgern können, ist, daß er, voll von der Lesung der guten Schriftsteller des Jahrhunderts Augusts, sich ihrer Sprache in seinen Poesien bediente, und in der Folge erst, vermuthlich um der schönen Welt und vor allem der Dame seines Herzens verständlich zu werden, zu dem Italienischen überging.

Alles, was ich itzt meinen Lesern mitgetheilt habe, betrifft, wie sie sehen, die poetische Ausbildung

g) M. z. L. P. I. 234.

Petrarchs nur noch im Allgemeinen, und paßt, mit mehr oder weniger Abänderung, auf die meisten Dichter unsrer und der vorigen Zeiten. Es ist billig, daß ich ihm einmahl etwas näher trete, und die Umstände erwäge, die auf die Art der Darstellung, die in seinen italienischen Poesieen herrscht, einen bestimmten Einfluß gehabt haben.

Ob der Dichter der schmelzenden Sonette und Canzonen an Lauren, durch die Lesung Virgils und Cicero's, auf diese Manier und diese Einkleidung geführt worden sey, wird wohl kein Kunstverständiger im Ernst fragen. So unverkennbar seine Liebe für beyde in seinen lateinischen Werken sich ausdrückt, (wiewohl er auch hier mehr den rhetorischen Geist derselben aufgefaßt, als ihre eigenthümlichen Schönheiten übergetragen zu haben scheint,) b) so gewiß ist es, daß sie an den genannten Dichtungen keinen Antheil haben. Weder im Cicero noch im Virgil, (höchstens einige Stellen im sechsten Buche der Aeneide abgerechnet,) finden sich Veranlassungen zu Ideen, wie Petrarch bearbeitet und ausführt, und weder in diesem

b) Die meisten Briefe Petrarchs haben bekanntlich weit weniger von der Natur und Einfalt der Briefe Cicero's, als man, nach einer so genauen Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller, erwarten sollte. Ueberall schimmert der Redner und der Dichter hervor, vorzüglich in denen, die er an die Großen der Erde und in Staatsangelegenheiten geschrieben hat. Unstreitig ist seine vertraute Bekanntschaft mit dem Seneca auch nicht ohne Einfluß auf seine lateinische Schreibart gewesen.

noch in jenem Spuren, auf denen er zu seinem System der Liebe gelangt seyn könnte. Wenn indeß die Lesung dieser Schriftsteller ohne Folgen für den Sänger der Laura geblieben ist, so gilt dieß deshalb keinesweges von seiner Bekanntschaft mit den Alten überhaupt. Seine Liebe für Plato ist entschieden, und seinem Zeitalter und dem damahls abgöttisch verehrten Aristoteles zum Trotze, laut und öffentlich von ihm bekannt worden. Zwar ist es zweifelhaft, ob Petrarca jemahls im Stande war, die Werke Plato's in der Ursprache selbst zu lesen. Als er sich das erste Mal bey dem Griechen Bernard Barlaam in die Lehre begab, war er bereits über dreyßig, und als er ihn das zweyte Mal sprach und benutzte, nahe an vierzig Jahren, und beyde Male nicht so glücklich, seines Unterrichts lange genug zu genießen. *i*) Daß er aber

i) Bernard Barlaam, aus Calabrien gebürtig, kam das erste Mal im Jahr 1339 als Abgesandter des Kaisers Andronicus, der von den Türken in die Enge getrieben wurde, nach Avignon, unter dem Vorwande, bey dem Pabste eine Vereinigung der beyden Kirchen zu bewirken, in der That aber, um ihn zur Absendung der schon längst versprochenen Hülfsvölker zu bewegen. (I. 666.) Allein der schlechte Fortgang seiner Unterhandlungen machte, daß er Avignon nach wenigen Monaten wieder verließ. Das zweyte Mal besuchte er es 1342, nachdem er einen theologischen Streit mit den Mönchen von Athos, durch die Entscheidung einer Kirchenversammlung, verloren und darüber aufgebracht Griechenland auf immer entsagt hatte. Petrarca genoß seines Umgangs abermals nicht

den Plato aus dem Lateinischen kannte und sich von dessen Empfindungen und Gesinnungen angezogen fühlte, leidet desto weniger Zweifel. Schon der Umstand redet dafür, daß er unter allen griechischen Weltweisen diesen aushob, um sich mit seinem Lehrer im Verstehen desselben zu üben, und zur Gewißheit erhebt diese Vermuthung der Vorzug, den er ihm vor dem Aristoteles einräumte und die Art, wie er beyde würdiget. »Ich fürchte nicht,« sagte er, »meinen Ruhm, wie man mir droht, auf das Spiel zu setzen, wenn ich den Plato dem Aristoteles vorziehe. Für diesen stimmt die Menge, für jenen die Weisen und Bessern; und kann man da zweifeln, welchem man folgen müsse? Aristoteles, wendet man ein, hat viel geschrieben, Plato hingegen kaum nur ein oder das andere Schriftchen. Wahrlich die Lobredner des Aristoteles würden dieß nicht sagen, wenn sie eben so gelehrt wären, als sie mich für ungelehrt halten. Ich bilde mir nicht ein, ein großer Gelehrter, und noch weniger ein Kenner der griechischen Litteratur zu seyn,

---

lange: denn Baarlaam erhielt durch seine Vermittlung das Bisthum von Geraci und ging noch in demselben Jahre dahin ab. (II. 112.) Einen dritten Versuch zur Erlernung des Griechischen machte Petrarca zu Venedig, 1364, mit einem gewissen Leontius Pilatus, der ihm von Boccaccio zugeführt wurde, aber, nach einem kurzen Aufenthalt, in sein Vaterland zurückkehrte. (III. 703-11.)

und doch besitze ich mehr als sechszehn Schriften von Plato, deren Titel die Feinde dieses Weltweisen vielleicht nicht einmal gehört haben. Man wird hierüber erstaunen. Sollte man es nicht glauben, so komme man und betrachte die griechischen und lateinischen Handschriften. Und das, was ich besitze, macht gleichwohl nur einen kleinen Theil der Werke des Plato aus, die ich vormahls in den Händen des Barlaam aus Calabrien sah, der mich in der griechischen Sprache würde unterrichtet haben, wenn mir der Tod nicht auch diesen Mann und dessen Unterweisung gemißgönnet hätte. *k*)« Eben dasselbe sagen noch manche andere Stellen in seinen Briefen und vor allem mehrere Sonette, die ein unverkennbarer Abdruck oder eine Darstellung platonischer Ideen und Empfindungen sind, und von denen ich einige in der Folge anführen werde.

Einen andern nicht minder wichtigen Einfluß auf die Manier und Sprache Petrarchs eigne ich, und wie ich glaube nicht mit Unrecht, den Troubadours, oder provenzalischen Dichtern zu, die in Frankreich, und hauptsächlich in dessen südlichen Gegenden, seit dem zwölften Jahrhundert, ihre Stimme ertönen ließen. Was Petrarch seinen Landsleuten sang, Zärtlichkeit, Schönheit und Liebe, hatten sie bereits vor ihm den

k) Petrarchae Opera: S. 1034.

ihrigen und einige derselben sogar in der Versart und Einkleidung des Sonetts gesungen. Zwar waren die genannten Gegenstände nicht die ausschließende Beschäftigung ihrer Muse. Mehrere aus der Reihe dieser Dichter widmeten ihre Leyer zuweilen dem Lobe der Helden, oder verstiegen sich auch wohl in die höhere Sphäre des Großen und Wundervollen der Poesie. Allein die meisten beschränkten sich gleichwohl, wie gedacht, auf den engen Kreis des geselligen Lebens und seiner Freuden, und erhoben die Damen und ihre Reize in einer ausschweifenden Sprache und mit schwärmerischer Begeisterung. Schon in Betracht des Zeitalters Petrarchs, des Landes, in dem er einen großen Theil seiner Jahre verlebte, und der Wißbegierde, die ihn beseelte, werden es meine Leser für wahrscheinlich halten, daß er die Troubadours seiner Aufmerksamkeit gewürdiget habe: aber diese Wahrscheinlichkeit wird um ein großes vermehrt werden, wenn ich ihnen sage, daß im Jahr 1323 sieben vornehme Einwohner von Toulouse auf den Einfall geriethen, Preise auszusetzen, um die entschlafene Begeisterung der Dichter ihrer Provinz von neuem wieder zu erwecken, daß sie durch ein Schreiben in provenzalischen Versen die Dichter einluden, sich am ersten May des Jahrs 1324 in Toulouse zu versammeln, und dem würdigsten von ihnen ein Veilchen von Gold zur Belohnung bestimmten, daß die obrigkeitlichen Personen, überzeugt von dem wohlthätigen Nu-

ten dieses Unternehmens, den nähmlichen Preis jährlich auf Kosten der Stadt auszutheilen versprachen, und dreyßig Jahre später zu dem goldnen Veilchen noch eine silberne Ringelblume und Feldrose hinzufügten, *l*) endlich, daß Petrarca selbst in seinem Triumph der Liebe dieser Dichter auf eine ehrenvolle Weise erwähnt. *m*) Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß mehrere Italiener, aus Vaterlandsstolz, allen Zusammenhang zwischen Petrarca und den provenzalischen Dichtern läugnen. »Ich habe,« sagt Tassoni, einer ihrer bessern Kritiker, *n*) »alle Werke der Troubadours gelesen, und keine Spur gefunden, daß Petrarca sie geplündert habe.« Allein diese Behauptung ist weder die allgemeine, noch selbst die vorzüglich begünstigte. Salvini, Crescembini und Bembo sind sämmtlich der entgegengesetzten Meinung und erklä-

l) N. z. d. L. P. I. 345. „Nachdem die Vorstädte bey Toulouse, (wo man eigentlich ursprünglich zusammen kam,) durch die Engländer zerstört worden waren, setzt Hr. v. Sade hinzu, so ward die Versammlung auf das Rathhaus verlegt, wo man noch jährlich die drey Blumen, die mit einem goldnen Amaranth vermehrt sind, unter großen Feyerlichkeiten, austheilt.“

m) — — — e poi v'era un drappello
Di port amenti e di volgari strani.
Fra tutti il primo Arnaldo Daniello,
Gran maestro d'Amor, ch'alla sua terra
Ancor fa onor col suo dir nuovo e bello. u. s. w.

n) Praefat. consid.

ren sich für den Nostradamus, der, so viel ich weiß, auf den von mir angenommenen Zusammenhang zuerst aufmerksam gemacht hat. Ueberdieß ist, wenn man von einem Bezuge zwischen Petrarca und den Provenzalen spricht, gar nicht von Plünderung, sondern bloß von Nachahmung, Zueignung und Benutzung die Rede. Ein Genie, wie unser Dichter war, geht allerdings seinen eignen Weg und macht sich keines gelehrten Diebstahls schuldig. Aber auch der vorzüglichste Kopf verschmäht seine Vorgänger nicht ganz und am wenigsten dann, wenn eine Aehnlichkeit zwischen seinem und ihrem Geiste obwaltet, oder Gegenstände, zu denen er sich hingezogen fühlt, von ihnen ausgebildet und bearbeitet worden sind. Willig schenken wir daher dem Ritter de la Curne de St. Palaye o) alle die großen und kleinen Stellen aus den Provenzalen, die er im Petrarca wieder gefunden zu haben meynt, und bleiben bey dem allgemeinen Einflusse stehen, den uns der gemeinsame und besser unten zu entwickelnde Charakter und Inhalt ihrer und der petrarchischen Gedichte vermuthen läßt.

Ich habe bis itzt bloß von Petrarchs natürlichen Anlagen und seinen gelehrten Beschäftigungen im Verhältniß zu seiner Poesie gesprochen. Die wichtigste

o) Oder vielmehr (denn des Ritters aus funfzehn Bänden bestehende Sammlung ist nie gedruckt worden,) dem Abe Millot, Verfasser der aus ihnen gezogenen Histoire litteraire des Troubadours. Paris. 1774. 3 Voll. 12.

Veranlassung zu seiner Begeisterung, — die Liebe, oder Laura, diese in ihrer Art so einzige Schönheit, ist noch zurück.

Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves, der um das Jahr 1320 starb, und wurde im Januar 1325, als sie etwa siebenzehn oder achtzehn Jahre zählte, an Hugo aus dem Hause der Herren von Sade, die ursprünglich aus Avignon abstammten, und in dieser Stadt die vornehmsten obrigkeitlichen Aemter bekleideten, verheurathet. Petrarch sahe sie zum ersten Male zu Avignón im Jahr 1327, am sechsten April, dem Montage in der Charwoche, früh um sechs Uhr, in der Nonnenkirche zu St. Clara, wohin er sein Gebet zu verrichten gegangen war, und empfand, so wie er sie erblickte, jenen gewaltigen Eindruck, der ihn sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat. *p*) Dürfen wir seinen Schilderungen glau-

p) N. z. L. P. I. 304 — 317. Die Zeit, in der Petrarch Lauren sah, hat er selbst in folgenden Zeilen auf das genaueste angegeben:

> Virtute, onor, bellezza, atto gentile,
> Dolci parole ai bei rami m'han giunto,
> Ove soavemente il cor s'invesca.
>
> Mille trecento venti sette appunto
> Su l'ora prima il di sesto d'Aprile
> Nel labirinto intrai nè veggio ond'esca.

Eben das sagt eine Anmerkung, die er auf den Band seines in der ambrosischen Bibliothek zu Mailand befindlichen Virgils geschrieben haben soll. Hier ist der hieher gehöri-

ben, und von der Regel, daß Dichter und Liebhaber ihre Gegenstände immer schöner sehn, als sie sind, eine Ausnahme machen, so war sie allerdings eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, so war ihr Bau leicht und zierlich, ihre Augen zärtlich und feurig, ihre Augenbraunen glänzend, wie Ebenholz, ihre Haare golden und von der Hand des Liebesgottes selber gesponnen, ihr Hals blendend, ihr Gesicht von einer Röthe gehoben, welche die Kunst sich vergeblich nachzuahmen bemüht, ihr Mund voll Perlen und Rosen, ihre Hände weisser als Schnee und Elfenbein, ihre Füße niedlich, ihre Stimme rührend, und über ihr ganzes Wesen eine bezaubernde Anmuth und eine reizvolle Sittsamkeit ausgebreitet. Petrarch selbst war, als ihm das Abentheuer in der Kirche zu St. Clara begegnete, nicht älter als drey und zwanzig Jahre, und von der Natur mit allem ausgeschmückt,

---

ge Anfang derselben. „Laura, die durch ihre eigenen Tugenden glänzte, und lange Zeit durch meine Verse berühmt wurde, erschien meinen Augen zum ersten Mal den 6. April 1327 zu Avignon, in der Kirche der heiligen Clara, die erste Stunde des Tages (früh um sechs Uhr). Ich war damals in meiner ersten Jugend. v. N. zu B. P. II. 639. Nach einem Sonette unsers Dichters war dieser sechste April ein Charfreytag, nach astronomischen Rechnungen hingegen ein Montag. Wie man den Poeten mit dem Laufe der Sonne in Uebereinstimmung zu bringen versucht hat, kann man beym de Sade Th. I. S. 323. nachsehn.

was Mädchen zu entzünden und sich selbige zu unterwerfen erfordert wird. Die Blüthe seiner Jugend zog, wie er uns berichtet, die Augen der Neugierigen zu Avignon oft so sehr an, daß sie mit Fingern auf ihn zeigten, und er für seine Person unterließ auch nichts, um das Geschenk der Natur zu erhöhn und die Blicke auf sich zu lenken. Immer war er, wenn er ausging, sorgfältig gekräuselt, reinlich und nett angezogen, und auf nichts so aufmerksam, als auf die Vermeidung des Windes und des Staubes, die seine Locken zu zertrümmern, oder sein Kleid zu verderben drohten. Ueberdem besaß er, ebenfalls seinem eignen Geständnisse zufolge, ein zärtliches Herz und ein feuriges Naturell, das ihm durch die Wärme des Clima's, und durch die Reitze der ihn umgebenden Frauenzimmer, und durch das Beyspiel des üppigsten und wollüstigsten Hofes noch viel gefährlicher wurde, und war, ehe er Lauren gesehn hatte, zwar von vielen Schönen, als eine würdige Eroberung, ausersehn und versucht, aber noch von keiner besiegt worden. q) Bey einer solchen Stimmung und unter solchen Umständen ist es gewiß nicht wunderbar, wenn er sich plötzlich von einer unsichtbaren Macht festgehalten sah, und seinen Gesang mit dem holden Nahmen begann, der so oft und laut in ihm wiederhallt. Man versteht itzt, was es sagen soll, wenn er ausruft:

q) L. 233. 301.

»Meine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Ein fremdes Mädchen, das die Fahne der Liebe (Reiz und Schönheit,) in seinem Angesichte trug, rührte mein eitles Herz. Jede andre schien mir seitdem meiner Verehrung unwerth. Ich fiel in das Netz, worein bezaubernde Geberden, englische Wörtchen, Anmuth, Sehnsucht und Hofnung mich fingen.«

Aber ich darf hier nicht stehen bleiben. Es ist nothwendig, ehe ich auf den Dichter selbst komme, noch mit wenigen Worten das Verhältniß zu entwickeln, in welchem er zu seiner Geliebten stand.

Vielleicht hat nie ein so sonderbares zwischen zwey Liebenden Statt gefunden, als das zwischen Petrarch und Lauren. Ein Liebhaber seufzt zwanzig Jahre für eine Schöne, die Stand und Geburt über seine Ansprüche erheben, und die Stimme der Tugend und Sittlichkeit, (denn sie ist verheurathet,) ihm auf immer versagt. Als ein Mann von Verstand macht er mehr denn einmal die Betrachtung, daß sein Bemühn Thorheit, als ein Mann von Gewissen, daß es verwerflich und strafbar, und als ein Kenner des menschlichen Herzens, daß er verbunden ist, in und außer sich Mittel gegen diese verzehrende Leidenschaft aufzusuchen. Diese Mittel hält er sich nicht bloß mit träger Gleichgültigkeit vor, sondern wendet sie wirklich an, indem er sich durch gelehrte Arbeiten zerstreut, durch Reisen von dem Orte des angebeteten Gegen-

standes entfernt und sein Herz sogar anderwärts beschäftigt. Das Frauenzimmer selbst, dem er huldigt, weit entfernt seine Huldigungen anzunehmen und zu erwiedern, behandelt ihn strenge und weiset ihn unaufhörlich in die Grenzen der Pflicht und Achtung zurück, ohne sich im mindesten einen Schritt über die des Wohlstandes zu erlauben. Nach einer Reihe von Jahren und Krankheiten und neun bestandenen Geburten r) fängt, wie er selbst mehr denn einmal andeutet, s) die Blüthe ihrer Reize zu welken und alle Grazien des Körpers zu schwinden an, ohne daß ihre Härte und seine Zärtlichkeit abnimmt, und die Gesänge zu ihrem Lobe seltner werden. Endlich kömmt der Tod. Die schöne Blume wird seine Beute, t) aber er

r) Zufolge ihres Testaments hatte sie, wie Hr. v. Sade Th. II. S. 596. erinnert, sechs Söhne und drey Töchter.

s) In einem seiner Briefe (S. 356. Edit. Basil.) sagt er unter andern von Lauren: Etsi enim visibiliter in vero flos tractu temporis languesceret, animi decor augebatur; und in einem seiner Sonette, das vor oder bald nach dem dreyßigsten Jahre derselben (Th. 2. S. 96.) geschrieben zu seyn scheint:

> Erano i capei d'oro all'aura sparsi
> Che'n mille dolci nodi gli avolgea,
> E'l vago lume oltra misura ardea
> Di quei begliocchi, ch'or ne son si scarsi.

Auf Laurens Krankheiten und Unpäßlichkeiten hat Petrarch bekanntlich eine große Anzahl Sonette verfertigt.

t) Laura wurde den sechsten April 1348 früh um sechs Uhr, zu Avignon, von der Pest, die damahls daselbst wüthete,

vermag nicht die Empfindungen des Dichters zu tödten. Seine Lieder und seine Klagen folgen ihr über das Grab und verherrlichen ihre Schönheit und ihre Sitten, noch eine lange Zeit, nach ihrer Flucht von der Erde. Giebt es einen wärmern und uneigennützigern Liebhaber, als Petrarca? haben uns die Mythen des Alterthums ein rührenderes Beyspiel von Beständigkeit

---

hingerafft. Den Beweis liefert das 63. unter den, nach ihrem Tode verfertigten Sonetten.

> Sai, schreibt Petrach, ch' in mille trecenta quarant otto
> Il di sesto d'Aprile in l'ora prima
> Dal corpo uscio quell' anima beata.

Und auf dem Bande Virgils, in der ambrosischen Bibliothek, folgt unmittelbar nach der Stelle, die ich in der Anmerkung S. 172. angeführt habe: „In der nähmlichen Stadt, den nähmlichen Tag, die nähmliche Stunde, im Jahr 1348. verschied dieses Licht der Welt. Ich befand mich eben zu Verona und wußte nichts von meinem Unglück, welches ich erst zu Parma den 19. May in einem Briefe erfuhr. Den nähmlichen Tag nach Vesperzeit, wurde dieser so schöne und keusche Leib in die Kirche der Franziskaner begraben. Ich zweifle nicht, daß ihre Seele gen Himmel gekehrt sey, woher sie gekommen ist, wie Seneca von dem afrikanischen Scipio spricht." Daß man im J. 1533 zu Avignon, in der Kapelle zum heiligen Kreuze, im Beyseyn Franz des ersten, den Körper der Laura, nebst einem Sonette Petrarchs und einer Schaumünze auf sie fand, und der König, um sie zu ehren, ihr einen Grabstein setzen ließ und zu den guten Versen ihres Liebhabers einige schlechte von seiner Hand legte, ist bekannt.

digkeit und Geduld aufzuweisen? und wie soll man ein so seltsames Räthsel auflösen und eine so unbefriedigte und doch immer mit derselben Stärke fortdauernde Neigung begreiflich machen? Ist das, was uns Petrarca hierüber mittheilt, wirklich gegründet? oder hat sich vielleicht Laura, wenn es andem ist, gefälliger gegen ihn bewiesen, als wir nach seinen Aeusserungen zu schließen berechtigt sind?

In der That hat es weder der einen noch der andern Meinung an Vertheidigern gefehlt. Bald hat man diese so oft besungene Laura für einen Traum, für ein bloßes Kind einer dichterischen Einbildungskraft ausgegeben, und bald sie für nachgiebiger und empfindlicher halten wollen, als Petrarch sie uns in seinen Gedichten schildert. Von der ersten Behauptung *) kann offenbar nach der Entdeckung des Herrn von Sade und so vieler von ihm angezogenen Stellen aus Petrarchs Briefen, unter Leuten von Einsicht, nicht mehr füglich die Rede seyn; und was wäre überdem, wenn wir ihr beypflichteten, für die Begreiflichkeit seiner Liebe und ihrer Stärke und Dauer gewonnen? Aber auch die zweyte Vermuthung hat nichts weniger, als entscheidende oder auch nur wahrscheinliche Gründe vor sich. Es ist wahr, Petrarch spricht

*) Sie gründet sich unter andern auf ein Schreiben des Bischofs von Lombes, das aber offenbar scherzhafte Ironie ist. Man vergl. die Nachricht. I. 504.

zuweilen von Eifersucht, und das eine Mal sogar von einem glücklichern Feinde oder Mitwerber, *) und scheint dadurch den Gedanken, als ob Laurens Herz ganz kalt gewesen sey, zu entkräften. Allein es liegt am Tage, daß Petrarch da, wo er von Eifersucht spricht, Niemanden anders, als Laurens Gemahl, im Sinne hat, und da, wo von dem begünstigten Gegner die Rede ist, sich viel zu undeutlich und mystisch ausdrückt, als daß man auf seine Worte einen Verdacht gründen könnte. Bleiben wir, ohne dreisten Vermuthungen Gehör zu geben, einzig und allein bey dem stehen, was aus seinen Gedichten hervorgeht, so erscheint Laura jederzeit in dem vortheilhaftesten Lichte und behauptet überall den seltnen Charakter einer Frau, die den Adel der Geburt mit dem Adel des Herzens und den Reiz des Körpers mit dem Reize der Seele vereinigt, so ist in dem Bekenntnisse unsers Dichters keine Stelle, die ihr zum Vorwurfe gereicht, aber unzählige, die sich für ihre Tugend anführen lassen. Zwar redet Petrarch selbst zuweilen von gütigern Gesinnungen, heiterern Aussichten und frohern Augenblicken, und scheint dadurch nicht undeutlich zu verstehn zu geben, daß in seiner Schönen eine Veränderung zu seinem Vortheile vorgegangen sey. Aber man darf nur seine Herzenser-

*) Sonet 162. 185. 36 und 37. vergl. N. 3. B. P. II. 621. u. f.

gießungen in den Briefen an den Vater Dionysius lesen und seine unaufhörlichen Wanderungen und Bemühungen, sich durch den Wechsel des Orts von seiner Leidenschaft loszureißen, in Erwägung ziehen, um zu wissen, daß alle diese Anspielungen auf Milde und Freundlichkeit keine befriedigte Liebe bezeichnen. Vielleicht wird man am wenigsten irren, wenn man sich das Verhältniß unsrer beyden Liebenden ungefähr so vorstellt. Petrarca liebte Lauren sicher nicht mit platonischer Zärtlichkeit, oder um einen Gegenstand zu haben, an welchen er seine Reime richten könnte. Jung, wohlgebildet und feurig sieht man selten in himmlische Augen, ohne ihrer zu begehren, und hört selten anmuthige Worte, ohne sich nach dem Kusse des holden Mundes, aus dem sie kommen, zu sehnen. Ueberdieß entdeckt der veränderliche Stand seiner Liebe und seines Herzens, den Herr von Sade, y) wie mich dünkt, mit Scharfsinn entwickelt hat, das Ziel, wohin alle seine Hoffnungen und Wünsche gerichtet waren, sehr deutlich. In seinem drey und zwanzigsten Jahre sieht er Lauren und naht sich ihr mit der Kühnheit und Entschlossenheit, welche die Jugend zu begleiten pflegen. Laura, unerfahren und im Geleite der Unschuld, gönnt ihm Zutritt, aber sein entbrannter Blick verräth ihr bald, was in seinem

y) Th. I. S. 519 — 543.

Innern vorgeht, und sie behandelt ihn hart und grausam. Statt ihn abzuschrecken, entzündet sie ihn durch ihre Tugend und Sittsamkeit nur noch mehr. Er weint, er seufzt, er verzweifelt, durchirrt einen grossen Theil fremder Länder und trägt ihr Bild überall mit sich herum. Das ist der erste Stand seiner Liebe bis etwa zum Jahr 1333. Itzt gesellen sich zu seinen Leiden noch Gewissensbisse und Vorwürfe. Er erkennt es für Unrecht, einem Geschöpfe sein Herz zu weihen, das der Schöpfer für heilige Gefühle und edle Triebe geschaffen habe, er erholt sich bey seinem vorhin genannten Freunde, dem Vater Dionysius, Rath, z) und beschließt das Feuer, das ihn verzehrt, mit Ernst und Nachdruck zu dämpfen. Allein seine Bemühungen haben keinen andern Erfolg, als daß sie seine Quaal mehren. Er selbst sagt, daß diese oft erneuerten Kämpfe Trauer und Bitterkeit über die Tage seiner Jugend gebracht hätten. Dieß ist der zweyte Stand seiner Liebe. Allmählig vermischt sich mit der innern Unruhe seines Herzens der Stolz und das Gefühl einer unwürdigen Sklaverey, und bestimmt ihn sein Möglichstes zu thun, um ein so unerträgliches Joch abzuwerfen. »Das Feuer« schreibt er von seiner gefährlichen Lage, a) »welches mich seit zehn Jahren verzehrte, war bis in das Mark meiner Ge-

z) Nachr. I. 444. vergl. 514 und 540.

a) Ebendaselbst S. 542.

beine gedrungen; ein langsames Gift wüthete in mir; kaum hatte ich die Kraft meine vertrockneten Glieder zu tragen. Ach, eine Geliebte aus einem Herzen, das sie seit zehn Jahren unumschränkt beherrscht hat, zu verjagen, ist keine geringe Arbeit.« Und wirklich kam er auch damit nicht zu Stande: denn Laura selbst erschwerte ihm seinen Sieg. Die Sanftheit, die sie Petrarchs Entschlusse entgegensetzte, die gefälligen Blicke und die süßen im Vorübergehn gesagten Wörtchen, — alles, alles erschütterte seinen Muth und erhielt ihm, bis sie das Leben verließ, und selbst noch nach ihrem Tode, in den Ketten der Liebe und Sehnsucht. Es ist unmöglich, nach diesen Thatsachen, verbunden mit so manchen Aeußerungen Petrarchs, die ich hier übergehe, zu zweifeln, ob er im Ernste liebte, aber es ist eben so unmöglich, die wahren Gesinnungen Laurens, und das eigentliche Verhältniß, in welches sie sich mit dem Dichter setzte, zu verkennen. Laura war, wie gesagt, eine Frau von Tugend und Ehre, die sich die Pflichten, die sie ihrem Gemahl schuldig war, zu verletzen scheute, und Petrarchen mit ungewohnter Härte begegnete, wenn seine Hoffnungen zu feurig und seine Wünsche zu kühn wurden. Allein dieselbe Frau war, wie alle ihres Geschlechts, Trotz der Bescheidenheit, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete und das Unterscheidende ihres Charakters ausmachte, von der kleinen verzeihlichen Eitelkeit, sich verehrt zu sehn und durch die geistreichen

Reime des ersten Dichters Italiens verherrlicht zu werden, nicht frey. Die vortheilhafte Benutzung ihrer körperlichen Schönheiten gegen ihn, die Pracht und Sorgfalt, mit der sie sich putzte, *b*) und vor allem die Geschicklichkeit, die sie anwandte, ihn nicht aus ihren Fesseln zu lassen, sprechen laut für diese Behandlung. Ja wer kann wissen, ob sich nicht noch etwas mehr, als bloße Eitelkeit, einmischte, und nicht eine kleine, aber sorgsam bewahrte und verheimlichte Leidenschaft in ihrem Busen verborgen lag? Sey indeß der letzte Grund ihres Betragens, welcher es wolle, räthselhaft ist weder die Spannung, in der sie Petrarchen erhielt, noch die Unverdrossenheit mit der er um um ihre Zärtlichkeit warb.

Ich habe meine Leser nunmehr mit den innern und äußern Ursachen bekannt gemacht, denen man mit allem Rechte einen Einfluß auf Petrarch den Dichter, und auf die Entwickelung seines Genies und auf die bestimmte Richtung desselben zuschreiben darf.

b) Petrarch spricht in mehr denn einer Stelle von Laurens gewähltem Anzuge. Als sie sich verheurathete, bekam sie unter andern zwey Kleider, ein grünes und ein scharlachnes, auf die er oft anspielt. In dem ersten erscheint sie, der Sage nach, bald als Maria, bald als allegorische Figur, auf mehrern Gemählden, die man dem Simon von Siena, einem Mahler jener Zeiten und Freunde Petrarchs, zuschreibt, und in dem letztern auf einem alten Bilde, das in dem Hause von Sade aufbewahrt wird. Nachr. Th. I. S. 317. Vrgl. 658.

Es sey mir erlaubt, ehe ich mich über die Natur seiner Poesie näher erkläre, zuvor noch ein Wort über die Natur seiner Liebe zu sagen, oder vielmehr den Plato an meiner Stelle sagen zu lassen. Daß sie von eigner Art war und eine besondere Aufmerksamkeit bedarf, wird man bey einem Manne von so warmer Einbildungskraft und unter solchen Verhältnissen ohnehin schon erwarten.

»Von allen sittlichen Tugenden,« sagt der genannte dichterische Weltweise in seinem Phädrus, c) »von Mäßigkeit und Gerechtigkeit, finden sich auf dieser Unterwelt schwache und fast gar nicht wahrzunehmende Schattenbilder wieder; die Schönheit allein strahlt uns aus allen Seiten der irdischen Schöpfung entgegen. Aber die reizvollen Abdrücke derselben bringen in den Seelen der Menschen ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Die verdorbnen oder befleckten Seelen empfangen sie, um aus ihnen die niedrigsten thierischen Begierden zu gebähren; die reinen Seelen hingegen bewundern in einem schönen Antlitze die glückliche Nachahmung der unkörperlichen Schönheit, das Urbild, nach welchem es gebildet wurde. Ein unnennbarer Schauer ergreift sie bey dem ersten Eindrucke, und dieser Schauer vermischt sich unmittelbar

c) Nach Hr. Meiners Auszug im ersten Theile seiner vermischten philosophischen Schriften S. 189.

darauf mit den feyerlichen Empfindungen der Andacht so stark und innig, daß sie sich nicht scheuen würden, der Schönheit, wie dem Bildnisse eines Gottes, Weihrauch und Opfer zu bringen, wenn sie sich nicht fürchteten, wegen ihres zu schwärmerischen Entzückens getadelt zu werden. Ungewöhnlicher Schweiß und übergroße Hitze wechseln mit diesen Empfindungen des Schauers ab, und so erweichen sie allmählig die Verhärtungen, die das Wachsthum der Flügel der Seele zurückhielten und die Flügelspitzen suchen, durch die hereinströmende Zuflüsse von Schönheit belebt und genährt, an allen Seiten der Seele durchzubrechen. Während dieser gewaltsamen Erschütterungen leidet die Seele einen schmerzhaften Kitzel, — ein gewisses peinigendes Vergnügen, das demjenigen ähnlich ist, das das Wachsthum der Zähne zu begleiten pflegt. Die fürchterlichen Geburtsschmerzen, mit denen sie ringt, schmelzen mit der Wollust, die der Genuß und Anblick der Schönheit gewährt, in eine einzige unaussprechliche vermischte Empfindung zusammen, die bis zur Raserey steigt und die Sehnsucht, den Gegenstand ihrer Liebe zu sehn, so erhöht und vermehrt, daß sie weder Tag noch Nacht ruhen kann. In diesem Zustande zerreißt sie alle Bande, womit sie sonst an Aeltern, Brüder, Kinder, Verwandte und Freunde gefesselt war; mit Verachtung sieht sie auf die ehemaligen Gegenstände ihrer heftigsten Wünsche herab, und weltliche Größe und Reichthum verlieren

sich in eben dem Grade aus ihrem Gesichtskreise, in welchem Eitelkeit und Geiz absterben und von der herrschenden Empfindung verschlungen werden. Sie sucht sich ihrem Geliebten so sehr, als möglich, zu nähern und sanft an seiner Seite zu ruhen, und dieser Zustand mit allen seinen beschriebenen Aeußerungen ist es, den die Sterblichen, (es versteht sich die der bessern Art,) Liebe nennen.«

Nichts schildert, meines Bedünkens, den Zustand der Liebe Petrarchs vollständiger und anschaulicher, als diese Allegorie, die, man möchte sagen, um seinetwillen gedichtet zu seyn scheint. Wenn die Schönheit unsere Augen getroffen hat und, allen sinnlichen Angriffen die Stirne biethend, immer in dem unveränderten Glanze der Güte und Sittlichkeit vor uns steht, so ist der natürlichste Erfolg der, daß wir unaufhörlich von wechselnden Empfindungen bestürmt, alles um uns her vergessen und in der ganzen Schöpfung zuletzt nichts Höheres und Edleres kennen, als den geliebten Gegenstand. Mit jedem Tage gewinnt die Schöne in unsern Augen, und die Flügel der Seele, wie sich der Grieche ausdrückt, oder, ohne sein Bild zu brauchen, die Vorstellungen von den Vorzügen und Vortreflichkeiten unserer Angebeteten werden immer größer, und es erwacht in uns die Sehnsucht mit dem idealischen Wesen, das uns so unwiderstehlich an sich kettet, und, wohin es ihm gefällt, fortreißt, in einer geistigen Vereinigung zu leben. Itzt

ist nicht mehr von Sinnlichkeit und Begierde, nicht einmal von der leisesten und entferntesten irdischen Annäherung zarter Sehnsucht, von Händedrücken und Küssen, die Rede. Die scheue, furchtsam gemachte Liebe sucht es sich, wo möglich, zu verbergen, daß sich ihren Wünschen jemahls ein körperlicher Wunsch zugesellte, und möchte der Schönheit, die so viel Aetherisches an sich trägt, nur auf eine aetherische Weise, durch Anschaun und Bewunderung, dienen, und ihr eben so geistig erscheinen, wie sie ihr erscheint. Schon ein holder Blick stimmt sie daher zum Dank und ein freundliches Wort zur Rührung. In diesem Zustande fühlt sich indeß die Seele nichts weniger als glücklich und heiter. Eine ungefähre Zusammenkunft mit der Geliebten, ein Nachmittag, in demselben Zirkel mit ihr verlebt, oft schon allein der aus der Ferne gehörte Zauberklang ihrer Stimme, — alles erinnert den Liebenden, daß er glücklicher seyn könnte und spornt ihn von neuem an, wie Plato sagt, »sich der Holden so sehr als möglich zu nähern und sanft an ihrer Seite zu ruhn.« Aber plötzlich verirrt er sich bey seiner Annäherung auf den alten verlassenen Weg, erfährt von der Schönen die alte Strenge und sieht das Ideal der Tugend und Vollkommenheit abermahls in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit vor sich. Diese Entdeckung belehrt ihn, wie viele Schwierigkeiten er noch zu überwinden hat, um sich ganz zu entkörpern und diese reizende Gestalt

nur mit dem Auge des Geistes zu lieben und zu betrachten. Seine Fittige, das erkennt er lebhaft, sind bey weitem noch nicht stark und lang genug, um ihn aus der niedern Zone der Sterblichen in die erhabene der Unsterblichen überzutragen, und von neuem versucht er es, sich der Erde zu entreißen, und stimmt seine ganze Empfindung auf den Ton des Schwärmerischen, Uebersinnlichen und Entzückten. Es erfolgen mehrere Rückfälle, und immer höher wird seine Einbildungskraft gespannt, und das Wesen, das ihm mit eben so viel Härte als Milde, mit eben so viel Zurückhaltung als Herablassung begegnet, seinem Herzen immer theurer und werther, aber auch zugleich der Krieg wider sich selber ihm schwerer und sein eigner Zustand beunruhigender. Eine stille Schwermuth verbreitet sich über sein Leben, und färbt die Gegenstände um ihn her düster und traurig. Wohin er flieht, in die volkreichsten Städte, oder in die Einsamkeit verlassener Thäler und in die Dunkelheit tiefer Wälder folgt ihm das Bild der Lieben, allein nie ohne jenen heiligen Glanz, der alle kühnen Hofnungen ausschließt und alle unbescheidene Erwartungen niederschlägt. So streiten Empfindung und Bewunderung in ihm einen nimmer endenden Kampf. Wenn die erstere aus ihren Schranken treten will, so hält die letztere sie zurück, und wenn diese des ewigen Anschauens müde, und im Bewußtseyn, daß sie kein Genuß belohnen wird, zu ermatten anfängt, so wird sie

von jener, die ein gütiges Lächeln oder ein holdseliger Gruß erquickt hat, wieder emporgetragen.

Sehet da die Geschichte und den Charakter der Liebe Petrarchs, und in beyden zugleich die Geschichte und den Charakter seiner Poesieen. Eine Liebe von so geistiger, schwärmerischer und schwermüthiger Natur kann keine andere, als eben so geistige, schwärmerische und schwermüthige Verse erzeugen, und diese Farben tragen bekanntlich auch alle Werke unsers Dichters. Aber hundert andere seiner Brüder haben ebenfalls geschwärmt und sich in die Bezirke der platonischen Liebe verstiegen, ohne daß sie deshalb mit ihm verglichen, oder für Nachahmer von ihm gehalten werden können. Worin liegt das Unterscheidende, wodurch er sich auszeichnet, oder das Eigenthümliche seiner Manier und Darstellung?

Zuerst in der ununterbrochenen Mischung des Himmlischen mit dem Irdischen, und des Geistigen mit dem Körperlichen, die in allen seinen Gedichten herrscht. Petrarchs Leidenschaft ist, wie gesagt, nichts weniger als frey und unabhängig vom Sinnlichen. Er ist so gut, wie der gemeinste Sterbliche, von einem Paar schönen Augen bethört und in den Schlingen eines goldnen Haares gefangen worden; aber seine poetische Kunst weiß das Sinnliche dieser Leidenschaft auf das schlaueste zu verstecken und alles, was an ihr nach dem Irdischen schmeckt, zu veredeln. Diese Augen, an denen er hängt, entzücken ihn durch die himm-

lische Seele, die sich in ihnen spiegelt, unter diesem Haare, das so üppig um blendende Schultern scherzt, wohnt Erfahrung und Weisheit, diese silberne Stimme tönt nur darum so lieblich in sein Ohr, weil durch sie Worte voll Gedanken sich bilden, diese ganze schöne Gestalt redet nur darum mit solcher Gewalt zum Herzen, weil die Natur das Ideal zu ihr in einer höhern Sphäre, in der Welt der Geister, gefunden und aus ihr auf die Erde verpflanzt hat. Wo in seinen Sonetten von Schönheit und Anmuth die Rede ist, — überall verräth sich der Mann, der in der Schule Platos gelernt und seinen Genius durch die Werke des göttlichen Weltweisen genährt hat. Die Begeisterung, die den Dichter beseelt, ist dieselbe Flamme, die einst den Griechen durchdrang und ihn zu einer Höhe empor hob, zu welcher ihm nur die Blicke der Eingeweihten nachfolgen können. »Im Himmel wohnt das Urbild des Schönen, wie das Urbild der Weisheit und Tugend. Hier verweilten unsere Seelen, ehe sie an diesen sterblichen Körper gefesselt wurden, lernten es kennen und lieben, und nahmen den Eindruck, den sie von ihm empfingen, mit sich auf die Erde herunter. Welch eine Freude für sie, wenn sie hienieden irgend eine Aehnlichkeit mit dem Bilde, das sie bewahren, entdecken, oder mit andern Worten, wenn sie in irgend einer äußerlichen Gestalt den Abdruck der innerlichen und wahren Schönheit, der Bewohnerinn des Himmels, erkennen! Dann stellt sich ihnen jenes

Urbild, das sie vor ihrer irdischen Wallfahrt auf-faßten, in seinem ganzen zauberischen Reiz wieder dar, und sie sind ganz Betrachtung und Liebe; dann fühlen sie sich, durch eine geheime Sympathie, an das Wesen, das in seiner Gestalt die Spuren der himmlischen Schönheit aufbewahrt, unwiderstehlich gefesselt und hegen keinen brünstigern Wunsch, als sich, vermittelst desselben, mit der ursprünglichen Schönheit zu vereinigen.« Dieß ist das System Plato's, — der Schlüssel zu der Schilderung des Zustandes verliebter Seelen, die ich oben aus ihm anführte, — und das System, das Petrarch in seinen Gedichten ausdrückt. Seine Laura ist offenbar nichts anders, als diese ewige selbstständige Schönheit in der Hülle der Sterblichkeit, das Bild, das er in dem Himmel aufgefaßt und mit sich auf die Erde herabgenommen hat, und itzt auf das vollkommenste in ihr wieder findet. Diese Entdeckung hebt sie in seinen Gedanken über alle andre sterbliche Schönen empor. Sie ist das edelste, reizendste und vortreflichste unter den Wesen der Schöpfung. Ihr Gang hat nichts menschliches an sich, ihre Worte tönen anders, als menschliche Worte, und ihr Einfluß wird in der ganzen Natur sichtbar. Die Luft, die sie einathmet, ist heilig, der Rasen, den sie betritt, gewinnt unter ihr Blumen und Kräuter, der Himmel erheitert sich in ihrer Gegenwart und die Sonne erscheint als Nebenbuhlerinn, um mit ihr über den Vorzug zu streiten,

und hüllt ihr trauriges Antlitz in Wolken; weil sie sich von ihr überwunden sieht. Man erräth leicht, in welche Farben die Poesie eines Dichters, dessen Einbildungskraft einen solchen Flug nimmt, sich kleiden, und welche Gestalt eine Liebe, die ihren Gegenstand in den Rang der Götter erhoben hat, annehmen muß. Sie ist größtentheils eine Anbetung der höchsten Schönheit, die jemals zu den Menschen herabkam, eine Versenkung in alle ihre überirdischen Reize und eine schwärmerische Bewunderung ihrer Allmacht an ihr und andern. Aber meine Leser sollen die Natur dieser Liebe nicht bloß aus einzelnen zerstreuten Zügen, sondern aus etlichen zusammenhängenden Stücken kennen lernen.

Das erste Sonett, das ich aushebe, ist eine Aufforderung an die Liebe, Lauren, die geputzt im Felde spatzieren geht, zu bewundern, und wird von den Italienern sehr geschätzt. *d*)

Hier, Liebe, stehe still und schau', in dich versenkt,
Ein Wunder, werth, daß sich an ihm dein Auge weide.
Du siehst der Fluren Stolz und aller Herzen Freude,
Du siehst das milde Licht, das uns der Himmel schenkt;

Die Holde, die mein Geist nie ohne Rührung denkt,
Siehst du gehüllt in Gold und Purpur und Geschmeide,
Wie sie den leichten Fuß durchs wallende Getreide,
Und ihren sanften Blick zum fernen Hügel lenkt.

d) Stiamo, Amor, a veder la gloria nostra,

Der grüne Rasen dort, den tausend Farben zieren,
Und der Violenkranz, um jener Quelle Rand,
Flehn zärtlich: »Möcht uns doch ihr schöner Fuß berühren!«

Der Himmel kleidet sich in rosiges Gewand,
Und freut sich, daß auch er der Schönen Macht erweitert,
Und ihrer Augen Glanz sein Angesicht erheitert.

Ein anderes, das man überschreiben könnte, Laurens Allgewalt im Reiche der Schönheit und Sittlichkeit, lautet also: *e*)

Und träte sie, die hier kein Nachbild kennt und findet,
Auch in den größten Kreis der schönsten Damen ein,
Erblassen müßten sie, wie der Gestirne Schein,
Wenn sich an Phöbus Strahl der junge Tag entzündet.

»So lange sich ihr Geist an seine Hülle bindet,
Wird, seufzt die Liebe mir, das Leben uns erfreun;
Erhebt sie sich von uns nach Edens Palmenhain,
So stirbt die Tugend ab und meine Herrschaft schwindet.«

Wie wenn Natur im Zorn der Lüfte Hauch dem Meere,
Dem Baum die Wärm' und Kraft, durch die er sich belaubte,
Den Himmel Sonn' und Mond und uns die Sprache raubte;

e) Fra quantunque leggiadre donne e belle.

So würden und mehr noch die Wesen um uns her
Verschmachten, traurig stehn und in ihr Nichts zerfließen,
Sollt' ungerührt der Tod ihr schönes Auge schließen.

Ein drittes Sonett ist den von einer Krankheit befallenen Augen Laurens, diesem beyläufig so oft besungenen Theile ihrer Schönheit, ausschließend gewidmet: f)

Daß doch das Schicksal stets zu Rosen Dornen flicht! —
Ich lebte thränenlos und ohne zu beneiden.
»Ein andrer rühme sich, so dacht' ich, seiner Freuden,
Du tauschest deinen Schmerz um tausend Freuden nicht.«

Weh mir! Ich jamm're laut. Ein Nebel, schwer und dicht,
Drückt auf ein Augenpaar, durch das mir Gram und Leiden
So werth und theuer ward. Erloschen ist in beyden
Der Schönheit Glanz und trüb' auch meines Lebens Licht.

Natur, Natur, gleich schnell zu lieben und zu hassen,
Wer mag den Widerspruch in deinem Willen fassen?
Erst schenktest du dieß Gut, nun nimmst du's kalt zurück.

f) Jo mi vivea di mia sorte contento;

Natur, aus dir allein kömmt Unglück und kömmt
Glück.
Wie kann der Ewige, den du als Schöpfer ehrest,
Gleichgültig sehn, daß du sein schönstes Werk zerstörest?

Zunächst nach Laurens Augen erwähnt Petrarch ihrer harmonischen Stimme am öftesten und mit einer nicht minder großen Begeisterung. Hier ist vielleicht das schönste Sonett auf diese reizende Stimme: g)

Wenn sie, der Anmuth Bild, ihr Auge sanft geneigt,
Die zarten Geisterchen, die ihren Busen heben,
Versammelt, sie zu Klang und Worten zu beleben,
Und nun zu meinem Ohr die Engelsstimme steigt,

Dann schwindet mir die Welt und Puls und Athem
schweigt,
Dann wünsch' ich, schnellen Flugs, dem Leibe zu ent-
schweben,
Und mit der Rede Hauch zum Himmel aufzustreben,
Der, was er Schönes hat, uns in der Holden zeigt.

Doch plötzlich siegt in mir ein süßeres Verlangen;
Der trunkne Geist begehrt mehr Töne aufzufangen,
Und freut sich, daß er noch die Erde nicht verläßt.

g) Quanto, Amor, i begli occhi à terra inchina.

So lenkt und gängelt mich die reizende Sirene,
Und lös't, wie's ihr gefällt, durch ihre Zaubertöne,
Des Lebens Fäden auf und knüpft sie wieder fest.

Ein fünftes Sonett, welches leicht den Vorzug vor den bereits angeführten behaupten möchte, enthält einen Aufruf an alle Freunde des Schönen, Lauren so bald als möglich aufzusuchen. *b*)

Wer, was Natur vermag, hier zu erforschen trachtet,
Den lad' ich in den Kreis, wo Laura thronet, ein.
Die wahre Sonn' ist sie und ist's nicht mir allein,
Nein, auch der blinden Welt, die keine Tugend achtet.

Er komm' und zögre nicht. Die Laster nur gedeihn,
Der Unschuld Blick erlischt, von frühen Gram umnachtet.
Dieß reizende Geschöpf, für das der Himmel schmachtet,
Vorübet geht's an uns und wird nicht lang' erfreun.

Kömmt er zur rechten Zeit, so sieht er noch die Tugend
Und zarte Sittsamkeit mit Schönheit und mit Jugend
In seltnem Bund vereint; dann sagt er zweifelsfrey,

Daß mein Gesang zu schwach so vieles zu verkünden,
Und durch zu volles Licht mein Geist geblendet sey.
Säumt er, so wird er Stoff zu ew'gen Thränen finden.

b) Chi vuol vedere, quantunque può natura.

Eine lebhafte Erinnerung an Laurens Schönheit herrscht endlich auch in folgendem Sonette, das nach ihrem Tode gedichtet ist. *i*)

Auf flog ich zu den Höh'n, wo jene, die nicht mehr
Hienieden wohnt, verweilt, und sah die Neugeweihte
Des Himmels, minder stolz und schöner, denn vorher,
Im Kreis der Seeligen, der sich der Schwester freute.

Sie both die Hand mir dar und sagte hold und süß:
„Ich bin es, die dein Herz oft mit sich selbst entzweyte,
Und eh der Abend kam, mein Tagewerk verließ.
Sey ruhig, Freund! du gehst hier nah an meiner Seite.

Welch Glück ich fühle, faßt kein endlicher Verstand.
Dich nur erwart' ich noch und was dich einst entzückte,
Und auf der Erde blieb, — mein irdisches Gewand.“

Ach, warum schwieg sie doch und nahm mir ihre Hand?
Als sie so liebreich sprach und freundlich niederblickte,
War es, als ob der Welt ihr Lächeln mich entrückte.

Ich sage kein Wort über den feinen Bezug, in welcher Seele und Körper in allen diesen Gedichten erscheinen. Jedermann sieht es von selbst, welch eine untergeordnete Rolle der letztere spielt, wie er alles,

i) Levommi il mio penſier in parte, ov'era quella.

was er ist, einzig und allein durch den Geist, der in ihm lebet und webet, wird, und das schwärmerische Entzücken, in das er Petrarchen versetzt, keine andere Quelle, als die geistigen Vollkommenheiten, die sich durch ihn offenbaren, zu haben scheint. Alle Eindrücke, die der Dichter durch den äußern Sinn empfängt, bringen, möchte man sagen, keine andere Veränderung in ihm hervor, als daß sie ihn an das Edlere und Bessere, was als die Ursache derselben zu betrachten ist, innig und lebhaft erinnern.

Aber, werden meine Leser fragen, schränkt sich denn die ganze Poesie Petrarchs einzig und allein auf das Lob der Schönheit und Annehmlichkeit Laurens ein? ist alles, was ihrem Namen gewidmet ist, nur Bewunderung und Preis ihrer Vorzüge? hat er nirgends von seiner Liebe zu ihr gesprochen, nirgends seine Leidenschaft näher zu erkennen gegeben? Allerdings hat er das oft und vielfältig gethan, allein immer — auf seine Weise, d. h. mit einer Bescheidenheit, Zurückhaltung und Sittsamkeit, die mit Recht jungfräulich heißen kann. Seine Empfindungen hüllen sich fast immer in das Gewand der Klage, und die Bekenntnisse seiner Zärtlichkeit sind größtentheils nichts anders, als rührende Schilderungen seiner Leiden und seines Kummers. Bald beschwert er sich über die Liebe, daß sie, durch deren Macht eine Seele zwey Körper beleben könne, ihn unaufhörlich mit sich selbst durch die Begierde entzweye; bald seufzt er, daß seine

Lebensgeister abnähmen und ermatteten, weil er so lange den Anblick zweyer reizenden Augen nicht genossen habe; das eine Mal sagt er, um anzudeuten, wie tief er verwundet sey, er bitte den Gott der Liebe nicht länger, diese Flamme in seinem Innern zu mildern, denn er wisse doch, daß er vergebens bitte; und das andere Mal ruft er aus, indem er sich Avignon, dem Wohnorte Laurens, nähert: »Ich eile zu meiner Sonne, um Licht in diese trübe Seele zu bringen. Zuweilen hält er mit dieser Seele ein förmliches Gespräch über seinen traurigen Zustand, und zuweilen sendet er seine Gedanken ab, um der Einzigen, was er erdultet, zu melden. — Wenige Wendungen aus vielen; aber, wie ich glaube, charakteristisch genug, um in ihnen die Behutsamkeit, mit der sich Petrarch über seine Gefühle für Laura ausdrückt, zu erkennen. Eben so wenn er von den Freuden redet, die ihm die Liebe gewährt. Alle diese Freuden sind, an sich betrachtet, klein, unbedeutend, gering: aber welchen Werth erhalten sie in dem Munde des platonischen Dichters? Er sitzt einsam, vertieft und traurig. Da geht die Auserkohrne mit einem süßen Wörtchen vor ihm vorüber, und aller Gram ist verschwunden und sein Muth neugestärkt. Laura läßt einmal einen ihrer seidenen Handschuhe fallen. Er hebt ihn auf, sieht ihre schöne Hand bloß und segnet den Augenblick, in welchem ihn die Liebe so reich gemacht hat. Ein liebenswürdiger Alter schenkt ihm und seiner Schönen

zwey Rosen, mit den Worten: »Nie sah die Sonne auf solch ein liebendes Paar herunter!« und dem Dichter zittert Furcht und Wonne durchs Herz. Der Gram der Liebe hat seine Wangen gebleicht. Laura bemerkt sein kränkliches Aussehn und wirft ihm einen freundlichen Blick zu, und der Dichter ruft aus: »Zu meinem Herzen trägst du den Schlüssel in deinen Händen. Meine Wonne, mein Ruhm, alles, alles kömmt einzig von dir!« Kurz, es giebt keinen Dichter, der die Kunst, allen seinen Empfindungen und Worten den rührenden Ausdruck des Schmerzens und der Schwermuth zu leihen, und auf diesem Wege sich der Herzen zu bemeistern, mehr in seiner Gewalt gehabt, noch von seiner Schönen ehrfurchtsvoller zu reden, und allen seinen Gefühlen den Schleyer der Sanftheit, Demuth und Ergebung umzuhängen besser verstanden hätte, als Petrarch. Nur selten nennt er seine Göttinn bey ihren Namen. Immer müssen sie Umschreibungen, Schilderungen und Anspielungen kenntlich machen. Bald ist sie ihm die Sterbliche, die der Himmel der Erde eine zeitlang geliehen, bald das Licht, das er ihr zugesandt hat; das eine Mal nennet er sie die Ehre und Zierde des Lebens, und das andere Mal die schöne Gebieterinn; am öftesten braucht er von ihr den Ausdruck Sie und Jene, gleich als ob jede genauere Bezeichnung bey einer so vollkommnen Person, wie Laura, unnöthig sey. Alles, was

zu irdisch und sinnlich ist, alle Bilder einer zu warmen Zärtlichkeit, oder einer zu lebhaften Sehnsucht sind aus seinen Gedichten verbannt. Petrarch der Dichter glüht nie, sondern schmachtet nur, seine Seele ist von jedem Gedanken an Genuß und Begehrlichkeit frey, und allein für die höhere Freuden der Liebe empfänglich, sein ganzes Wesen unschuldige reine Empfindung. Daher dieses ewige Hoffen und Sehnen, dessen Grund er selbst nicht zu kennen scheint, oder vielmehr genauer zu entwickeln sich scheut; daher diese reizende Betrübniß über den in seinem Innern gestörten Frieden, ohne eine nähere Bestimmung der letzten Quelle derselben; daher diese stete Erinnerung an Tod und Grab, diese süße Vermischung der Gegenwart mit der Zukunft, dieser tröstende Glaube an das Glück in bessern Welten. Alle Bekenntnisse, die er von seiner Liebe in seinen Werken uns dargelegt hat, sind nicht Eröffnungen seines Zustandes, sondern einzelne Winke, aus denen sich, was in ihm vorgeht, errathen, Hinweisungen, aus denen sich die eigentliche Lage seines Herzens, seine Sehnsucht nach einem nähern Umgange mit dem geliebtesten Wesen auf der Welt, ahnden läßt. Fast jede Ode, die ich aushübe, würde das Gesagte beweisen. Ich zähle aber unter mehrern zuförderst, und wie ich glaube zur Zufriedenheit meiner Leser, jene mit Recht gepriesene Ode an die, in der Nachbarschaft Avignons befindliche,

Lieblingsquelle der Laura, *k*) die, wie sich denken läßt, schon um deswillen allein, auch für unsern Dichter die anziehendste unter allen Quellen der Erde seyn mußte, und von ihm gewiß fleißig genug besucht wurde. Einst, als er an dem Ufer derselben stand und das Bild Laurens, die er hier mehrmals ruhen und von dem Blüthenschnee der Bäume bedeckt gesehn hatte, in seine Einbildungskraft zurückrief, überfiel ihn eine plötzliche Traurigkeit. Der Gedanke des Todes trat lebhaft vor ihm. Er wünschte zu sterben und in dieser reizenden Gegend bestattet zu werden, indem er sich schmeichelte, daß seine Geliebte, wenn sie, nach ihrer Gewohnheit, dahin komme, seinen Grabhügel, nicht ohne Rührung und Mitleid, betrachten würde. Dieß ist der Gegenstand und die Veranlassung dieser Ode.

Du klare, kühle, holde Quelle, *l*)
Wo Jene, der die erste Stelle
Im Reich der Schönheit ziemt, sanft hingebreitet saß,

k) Nicht an die Quelle zu Vaucluse, wie Meinhard und andere irrig glauben. Die Gegend, wo diese Quelle floß, ward von Lauren, wie aus der Ode selber hervorgeht, fleißig besucht, und Vaucluse lag mehrere Meilen von Avignon entfernt. Man vergleiche die Nachr. zu L. Petrarchs Th. 2. S. 270.

l) Chiare, fresche e dolci acque.

Beglückter Baum, du Liebling des Gefildes,
Den sie, (nicht ungerührt denk' ich des süßen Bildes,)
Für ihren zarten Arm zur Stütze sich erlas,
Gesträuch und Laub, das sich, beseelt von zartem Triebe,
Um ihr Gewand und ihren Busen bog,
Und du, geweihte Luft, in der die Liebe
In dieses offne Herz aus ihren Augen zog,
Empfangt, was ich allein euch zu vertrauen wage,
Empfangt aus meinem Mund der Sehnsucht letzte Klage.

Ward von dem Schicksal mir beschieden,
Daß ich auf Erden keinen Frieden
Genießen und mein Ziel, mit Thränen in dem Blick,
Erreichen soll, — o dann, Gefild, gewähre
Du mir ein kühles Grab, und meine Seele kehre,
Vom Irdischen befreyt, zu ihrem Sitz zurück.
Wie der Gedanke schon mein ganzes Herz erweitert! ---
Mag mir der Tod mit allen Schrecken dräun,
Wenn diese Hofnung meine Bahn erheitert,
Kann mir sein Angesicht nicht länger furchtbar seyn.
Ereilen wird mein Geist nie einen stillern Hafen,
Nie ruhiger mein Staub, als hier im Thale, schlafen.

Vielleicht, daß einst durch dieß Gefilde,
Voll Frühlingsduft und Frühlingsmilde,
Die schöne Spröde sich hin nach dem Orte lenkt,

Wo sie mich am gesegnetsten der Tage, m)
Dem Anfang meiner Pein und meiner bittern Klage,
Zum ersten Male sah, und meiner zärtlich denkt;
Vielleicht, o daß sie dann in diesen stillen Gründen
Mich suchet und — an meinem Grabe steht,
Und Lieb' und Mitleid sich in ihr entzünden,
Und ihre Stimme laut für mich zum Himmel fleht,
Der Stolz, der mich verwarf, sie ein Verbrechen dünket,
Und ihrer Thränen Thau der zarte Schleyer trinket. —

Getragen von entzückten Westen,
Goß hier aus blüthenvollen Aesten
Verliebter Regen sich herab in ihren Schoos,
Und sie, bedeckt von wiederholten Güssen,
Saß da in ihrer Pracht und schien es nicht zu wissen.
Bald sank und bettete ein Blüthchen auf dem Moos
Der Quelle sich, und bald auf ihres Busens Hülle;
Hier schwamm ein einzelnes im goldnen Haar,
Das üppig-stolz, in seiner ganzen Fülle,
Auf Hals und Schultern lag, und dort trieb sich ein Paar
Im Kreise um sie her, flog weg und kehrte wieder,
Als wollt' es sagen: Hier läßt sich die Liebe nieder!

m) Am Charfreytage.

Was hab' ich damals, überwunden
Von so viel Reizen, nicht empfunden,
Wie oft zu mir gesagt: Die stammt aus Edens Flur,
Und stieg von dort herab zur niedern Erde!
Wie oft, wenn die Gewalt der himmlischen Geberde
Und Blick und Tracht und Gang, voll Anmuth und Natur,
Dem trunknen Sinn die Kraft zu unterscheiden raubte,
Mich selbst gefragt: Wer führte dich hier ein,
Und wie und wann? so unbezweifelt glaubte
Mein Geist in dem Gebiet der Himmlischen zu seyn.
Seitdem entzücken mich dieß Thal und diese Gründe
So sehr, daß ich allein in ihnen Frieden finde. *)

Mit Recht rufen die Verfasser der Briefe Virgils an die Arkadier aus: »Welch eine rührende Begeisterung weht in dieser Ode, und wie schnell theilt sie sich jeder fühlenden Seele mit? wer empfindet nicht die Erschütterungen des Dichters an diesem Quell, auf diesem Rasen und im Angesichte dieser reizenden Blüthen, die, von Laurens Schönheit entzückt, sich zu ihr drängen? Ueberall neue, glänzende, liebliche Bil-

*) Bekanntlich redet der Dichter die jedesmalige Canzone, an dem Schlusse derselben, in etlichen Versen besonders an. Ich habe mir die Freyheit genommen, diesen Schluß, von den Italienern Chiusa genannt, hier und in der Ode an die Augen, weil er zu dem Ganzen nicht paßte, wegzulassen.

der! überall eine süße, schwärmerische Empfindung! überall eine Leidenschaft und ein Feuer, das die Seele berauscht und sie in eine angenehme Traurigkeit versetzt!« — Noch melancholischer ist der Gang und Ausdruck folgender Ode, die auf eine Trennung von Lauren und, wenn H. von Sade richtig muthmaßt, o) im Jahr 1344, als der Dichter Avignon verließ, um nach Italien zu gehn, geschrieben ist.

Von Berg zu Berg folg' ich, im Wirbel der Gedanken,
Dem Führer Amor nach und meide jeden Pfad,
Den vor mir schon ein Sterblicher betrat.
Wo zwischen Felsenhöhn Bach oder Quelle wanken,
Wo ein verwachsnes Thal sich meinen Augen zeigt,
Da rastet sie, die mattgejagte Seele,
Die, nach des Gottes mächtigem Befehle,
Ihm völlig unterthan, lacht, weinet, klagt und schweigt.
Das süße Bild, das immer mit ihr ziehet,
Trübt und erheitert sie und schafft im Augenblick
Ihr ganzes Wesen um. Wer gleiches Mißgeschick
Erfuhr und die Verlaßne siehet,
Erräth sogleich den innern Krieg und spricht:
»Der glüht und kämpft, und fühlt und kennt sich selber nicht!«

o) Th. 2. S. 299. Der Anfang der Ode im Italienischen ist: Di penser in penser, di monte in monte.

Im einsamen Gebirg, in rauher Wälder Mitte,
Beglückt mich Ruh und Friede nur;
So ängstlich scheut mein Geist die menschenreiche Flur.
Dort drängen sich mit jedem meiner Schritte
Mir neue Bilder auf und mildern oft die Quaal,
Die, wie ein Wurm, am zarten Leben naget,
Und schaffen, daß es schnell vor meinem Blicke taget,
Begierig trink' ich ihn, der Freude schwachen Strahl;
Der enge Busen athmet freyer
Und Hoffnung flüstert ungescheut:
»Vielleicht spart Amor dich für eine beßre Zeit;
Vielleicht bist du nur dir so unwerth, Andern theuer!«
Gemach gewinnt der Trost in meinem Herzen Raum,
Ich seufze: Wie und wann? Ist's Wahrheit oder Traum?

Vor jeder Fichte, jeder Linde
Steh ich verloren still, und drücke jedem Stein
Ihr liebliches Gesicht mit dem Gedanken ein.
Bald aber, ach, verfliegt die Täuschung, und ich finde
Die Brust von Thränen feucht und jammre laut: »Wohin
Verirrst du dich, o Geist, der keine Fesseln kennet?
Wie weit, bedenk' es nur, bist du von ihr getrennet?«
Und tiefer fühl' ich's, daß ich elend bin.
Doch glückt es mir des Traums verlorne Freuden
In ihrem vollen Reiz von neuem um mich her
Zu sammeln, — o wer ist zufriedner dann und mehr

Um seinen Irrthum zu beneiden?
Von allen Seiten scherzt die Holde leicht herbey,
Und nur die Dauer fehlt der süßen Schwärmerey.

Am häufigsten erscheint sie mir, (o bliebe
Der Wahn nicht immer Wahn!) am spiegelhellen Bach
Und auf bethauter Flur und unterm Buchendach,
Und in der Wolke Saum, schön, wie das Kind der Liebe,
Die Tochter Ledens, war, und schöner noch, als sie,
Ein Stern, der, ungeschwächt, im Strahl der Sonne funkelt.
Je mehr sich dann um mich Gebirg und Thal verdunkelt,
Je näher tritt sie selbst vor meine Phantasie,
Mit allem, was das Herz besieget, ausgestattet.
Wann aber, vor der Wahrheit Macht,
Des Irrthums wundervolle Nacht
Verschwindet und der Geist in seinem Flug ermattet,
Dann find' ich nirgends Trost und sinke, wie versteint,
Am nächsten Baum, ein Bild, das sinnet, schreibt und weint.

Oft auch, wenn ich vor Sehnsucht mich vergesse,
Raff ich mich plötzlich auf und fliege zu den Höhn
Des steilsten Bergs empor, an den
Der Schatten keines andern reicht, und messe
Mit meinen Augen meinen Schmerz,

Indeß, was immerfort mein krankes Herz umfließet,
Des Grames Nebel, sich in Thränenfluth ergießet.
Bald denk' ich mir, die Augen himmelwärts
Gerichtet, welch ein Raum mich von der Holden scheidet,
Von ihr, die stets so nah und stets so fern mir ist;
Bald sag' ich: »Ach wer weiß, ob sie dich nicht vermißt,
Nicht auch, wie du, Verlaßner, leidet
Und ob der Trennung seufzt? Geschwinder rollt mein Blut
Und der Gedanke giebt der Seele neuen Muth.

Erhebe dich Gesang! Auf, über jene Hügel, *p*)
Wo alles grünt und lacht, und Luft und Himmel rein
Und heiter sind. Am Quell, um den der Lorbeerhain
Sich windet, siehst du mich. Auf, schwinge deine Flügel!
Dort weilt mein Herz und sie, die längst es ganz erfüllt,
Dort findest du mich selbst, hier nur mein Ebenbild.

Ich schließe noch einige Sonette an, in denen ebenfalls die Empfindung der Liebe, aber eben so zart, vorsichtig und verschleyert ausgedrückt ist, wie in den ausge-

p) Ueber die Alpen nach Avignon.

ausgehobenen Oden. Die Nacht hüllt bekanntlich alles in ein schwärzeres Licht. Diese Erfahrung ist es, welche uns der Dichter in nachfolgenden Versen mittheilt. q)

Wann in des Meeres Schooß die goldne Sonne schwindet,
Und Luft und Wolken bräunt, dann trübt sich auch mein Blick,
Und sieht, nicht ohne Gram, wie zum Olymp zurück
Die Nacht mit Lunen kehrt und ihre Herrschaft gründet;

Dann klag' ich der Natur, wiewohl sie nichts empfindet,
Laut jammernd, jedes Leid und jedes Mißgeschick,
Und hadre mit der Welt und mit dem blinden Glück,
Und mit mir selbst und Ihr, die dieß Gefühl entzündet.

Der Schlummer liegt im Bann, die Ruhe find' ich nicht;
Im Busen wühlet Schmerz, und dunkler Nebel breitet
Aufs Auge sich, wohin die Seele Thränen leitet.

Drauf kömmt der junge Tag und bringt der Erde Licht,
Nicht aber mir. Für mich strahlt eine andre Sonne
Und giebt, wie's ihr gefällt, mir Jammer oder Wonne.

q) Quando'l Sol bagna in mar l'aurato carro.

Es fällt dem Verliebten schwer, was in seinem Herzen vorgeht, zu verbergen. Sein Blick, sein Gang, seine Geberde, alles verräth ihn. Sehet da den Gedanken, der folgendem Sonette zum Grunde liegt. r)

Von jenen Pfeilen wund, die Flammen um sich sprühen,
Irr' ich mit mir allein durch's ödeste Gefild,
Vor jedem Lüftchen scheu und schon bereit zu fliehen,
Wann eines Menschen Spur sich meinem Aug' enthüllt.

Nicht anders weiß ich mich der Neugier zu entziehen,
Die im Verborgnen lauscht und meine Schwäche schilt,
Denn, was in meiner Brust für Hoffnungen verblühen,
Sagt Gang, Gestalt und Blick, des innern Kummers Bild.

So, glaub' ich, ward bereits den Thälern und den Höhen
Und allen Quellen kund, was Menschen zu gestehen
Das Herz sich furchtsam sträubt, — mein Gram und meine Schmach.

Und gleichwohl fand ich noch nie so verwachsne Pfade,
So düster kein Gebirg, so furchtbar kein Gestade,
Wo nicht die Liebe stand und sich mit mir besprach.

r) Solo e penso so i più deserti campi.

Alle Reize, worauf deine Geliebte für itzt noch so stolz ist, werden dereinst verschwinden, und du durch die Zeit an ihr gerächt werden. Diese Idee haben mehrere Dichter und auch Petrarch, aber, wie mich dünkt, mit mehr Feinheit, als die meisten seiner Vorgänger, und mit der mitten unter seinem Unmuth noch hervorschimmernden und uns eben deshalb einnehmenden Zärtlichkeit ausgeführt. s)

Erlaubt mir das Geschick, das zürnend meiner lacht,
Und jeden neuen Tag mir neuen Schmerz verkündet,
Zu sehen, wie dereinst der letzten Jahre Macht
Den Stolz der Schönheit zähmt, der meine Zunge
bindet;

Wie dieses Aug' erlischt, des goldnen Haares Pracht
Des Silbers Farbe trägt, kein Kranz es mehr um-
windet, t)
Das grünliche Gewand, itzt deine Lieblingstracht,
Dich länger nicht umwallt, und dieses Lächeln schwindet;

s) Se la mia vita dall'aspro tormento.

t) Daß Laura ihr Haar mit Perlen schmückte, auch zuweilen, nach dem Gebrauche ihres Zeitalters, eine Krone von Gold oder Silber, oder einen Blumenkranz trug, sagen mehrere Sonette ihres Dichters; das grüne Kleid, das sie bey ihrer Ausstattung erhielt, habe ich bereits in einer frühern Anmerkung erwähnt.

Dann gönnt die Liebe mir so viele Kühnheit schon,
Daß ich dir noch die Zahl der Tag und Stunden nenne,
Seitdem ich hoffnungslos, für deine Reize brenne;

Und ist die Blüthenzeit der Sehnsucht gleich entflohn,
So wird der Himmel doch den Trost mir nicht versagen,
In späten Seufzern dir, was ich ertrug, zu klagen.

Diese Proben werden hoffentlich auslangen, um wenigstens die eine Seite der petrarchischen Manier, die Natur seiner Zärtlichkeit und den schmelzenden Ton, der seiner Laute eigen ist, kennen zu lernen. Aber meine Leser vermuthen vielleicht im voraus, daß dieß nicht das Einzige seyn dürfte, was an diesem Dichter als ausgezeichnet bemerkt zu werden verdient, und sie irren nicht, wenn sie dieses vermuthen. Ich denke meinem Gemählde allerdings noch einen und den andern charakteristischen Zug zuzusetzen.

Bis zu welchem Grade sich unser Dichter erwärmen und in Schwärmereyen und Gefühle verlieren könne, davon liefern freylich auch die von mir gewählten Stücke mehr denn ein merkwürdiges Beyspiel. Indeß würde derjenige gleichwohl das Ziel verfehlen, der nach diesen Sonetten und Oden den Schwung der petrarchischen Einbildungskraft messen, oder den Umfang derselben bestimmen wollte. In allen den Gedichten, die ich meinen Lesern vorgelegt habe, sind die meisten Bil-

der, Gemählde und Schilderungen sinnlich, naheliegend und faßlich. Man begreift den Dichter so ziemlich allenthalben und ohne Anstrengung, und ist mehr geneigt, über seine leidenschaftliche Schwärmereyen sich zu verwundern, als in dem Gange seines Geistes etwas Ungewöhnliches und Befremdendes zu finden. Aber innerhalb dieser Gränze bleibt Petrarch nicht immer stehen. In mehrern seiner Gedichte trifft man keine Bilder von der vorher beschriebenen Art an. Man stößt, mit Meinhard zu reden, auf nichts, als auf Empfindung der allergeistigsten Art und sieht den Dichter in einen Zustand versetzt, der uns völlig fremd und unglaublich scheint. Die Gedanken, die aus seiner Feder hervorfließen, die Worte und Ausdrücke, die er wählt, die ganze Gestalt seiner Rede, — alles, alles verkündigt uns keinen Begeisterten, sondern einen wahrhaften Entzückten, und überzeugt jeden, der an den Wundern der Schönheit zu zweifeln wagt, daß sie Wunder hervorzubringen vermöge, von denen der Ungeweihte keinen Begriff hatte und haben könne. Das Eigenthümliche, wodurch sich die Darstellungen Petrarchs, die unter diese Ordnung gehören, auszeichnen, besteht vorzüglich in der großen Abgezogenheit der Begriffe, denen er gleichsam vorsätzlich alles Körperliche und Sinnliche abstreift, in einer bis zur Sophisterey getriebenen Spaltung und Zergliederung aller Empfindungen und Ideen, und endlich in einer Sprache, die, wie sie, auf der einen

Seite, bis zum Metaphysischen und Vernünftelnden herabsteigt, so sich hinwiederum, auf der andern, bis zu den höchsten Gegenden des Bildlichen und Phantasienreichen erhebt. Diese sonderbare Mischung von Natur und Unnatur, Einfalt und Spitzfindigkeit, Wahrheit und Ueberspannung kann indeß nicht befremden, wenn man sich auch hier des Schülers des Plato oder hiernächst jener Anstalten erinnert, die höchstwahrscheinlich in den Tagen Petrarchs noch nicht erloschen waren, oder wann nicht selbst, doch in ihren Wirkungen fortdauerten. Leser, die der Geschichte und Sitten des dreyzehnten Jahrhunderts kundig sind, werden vielleicht errathen, daß ich nichts anders in Gedanken habe, als die berufenen Höfe der Liebe, jene Versammlungen, in denen die witzigsten und geistreichsten Personen beyder Geschlechter zusammen kamen, theils, um über die Gesänge der Dichter und über die Streitigkeiten, die sie unter einander führten, zu urtheilen, theils, um sinnreiche Fragen über die Natur und Eigenschaften der Liebe aufzuwerfen und selbige zu prüfen und zu entscheiden. Es läßt sich nicht zweifeln, oder es ist vielmehr aus den dichterischen Ueberresten jener Tage hinlänglich klar, daß der feine klügelnde Geist, der in diesen Liebeshöfen sich nährte und bildete, auch den Sängern dieser Zirkel, den Provenzalen, mitgetheilt wurde und in ihren Gedichten und Darstellungen sich ausprägte. Eben diesen sophistischen Vortrag finden wir in meh-

rern vor dem Petrarch und mit ihm lebenden Dichtern wieder, und eben er herrscht in den Werken aller seiner Nachfolger und hat den Italienern jederzeit, als ihrer Sprache und Denkungsart zusagend, gefallen. Es ist also, schon nach diesen wenigen Bemerkungen, (und durch wie viel andre könnten sie unterstützt werden?) kein Wunder, wenn wir hier auf eine Erscheinung stoßen, die derjenigen, die sich uns in der Geschichte der griechischen Dichtkunst darbietet, geradezu widerspricht, ich meyne, wenn wir, gleich bey dem Eintritte in den Tempel der welschen Poesie, anstatt Gemählde voll Natur und Einfalt zu finden, Schilderungen voll Glanz, Ueberladung und Kostbarkeit antreffen. Darauf führte der Geist der ritterlichen Feinheit und Höflichkeit, der sich den Dichtern des südlichen Frankreichs, den Vorgängern der welschen, mitgetheilt hatte, darauf der Gegenstand, dem die ersten Sänger Italiens ihre Laute weihten, die Liebe, darauf selbst der Geschmack und die Sprache des Volkes, für das sie schrieben.

Meine Leser werden itzt die Stücke zu kennen wünschen, die ich bey dieser Schilderung vor Augen gehabt habe. Ich könnte ihnen mehrere derselben, (denn ihre Anzahl ist nicht gering,) vorlegen, könnte meine Behauptung durch die Entschuldigung an Lauren, über einige Worte, die der Dichter gesagt haben sollte und nicht gesagt haben will, oder durch die Ode, in der er uns belehrt, in wie vielerley Gestalten

er, seit seiner Bekanntschaft mit Lauren, von Amorn verwandelt worden sey, oder durch die Unterredung mit Famen über menschliche und göttliche Kenntnisse, oder durch die Canzone, wo er sich und die Liebe, als Gegenpartey, vor dem Richterstuhle der Vernunft stellt, bestätigen, u) aber, die Wahrheit zu gestehn, ich habe aus Ursachen, die ich nachher zu entwickeln denke, weder den Muth, ihnen eins von diesen Gedichten mitzutheilen, noch auch überhaupt die Hoffnung, es in meine Sprache übersetzen zu können. Da ich indeß überzeugt bin, daß ein einziges Beyspiel von Umfang die Manier eines Dichters weit glücklicher charakterisirt und vollständiger kennen lehrt, als der weitläuftigste Commentar; so werde ich meinen Lesern, wenn auch keines von den genannten, doch eins aus der metaphysischen Klasse, (ein Ausdruck, den man der Kürze verzeihen wird,) vorlegen. Die Ode, die ich im Sinne habe, ist eine von jenen dreyen, die unter den Italienern in vorzüglich großem Ansehn stehen, und unter dem Nahmen der drey Schwestern, der tadellosen Grazien, der Königinnen, und der göttlichen Canzonen berühmt sind. Wenn sie nicht so spitzfindig und ausschweifend ist, als andere Stücke Petrarchs, und in dieser Rücksicht dem von dieser Gattung Oden entworfenen Bilde weniger entspricht; so

u) S'i'l dissi mai, ch'io venga in odio a quella. Nel dolce tempo della prima etate. Vna Donna pidù bella assai che'l Sole. Quel antico mio dolce empio Signore.

ist sie dafür desto lesbarer und dem guten Geschmack minder anstößig. Vielleicht ist es übrigens nicht unnöthig noch aus Meinhard vorher zu erinnern, daß diese Ode so, wie ihre beyden Gespielinnen, den Augen Laurens gewidmet ist und der Dichter wegen des ernsten und feyerlichen Tons, den er in ihnen anstimmt, um so mehr Entschuldigung und Nachsicht verdient, weil er sich ganz an seinen Liebling Plato anschließt, und mit ihm und seinen Nachfolgern annimmt, daß die Schönheit der Seele sich in keinem andern körperlichen Theile näher offenbare, als in den Augen, aus denen sie gleichsam ausstrahle.

Klein ist die Reihe meiner Tage, x)
Und groß für meine Kraft, was ich zu singen wage;
Vielleicht, daß diese schwindet und jene stille stehn.
Doch hoff' ich, wird die Liebliche mein Sehnen,
Und meinen Gram und meine Thränen,
Und die geheimen Wünsche der Zärtlichkeit verstehn. —
Ihr Augen, die zum Sitz die Liebe sich erwählet,
Ihr seyd es, die mein Lied erhebt.
Schwach ist es durch sich selbst, doch kühn, wenn ihr's belebt.
Beglückt, beglückt, wen ihr und eure Gluth beseelet!
Ihr schenkt ihm ein Gefühl, das sich der Welt entschwingt,

x) Perchè la vita è breve.

Und in ein beßres Land, auf Amors Flügeln, bringt. —
Auch ich, von euch emporgetragen,
Wag' es, was dieses Herz verheimlichte, zu sagen.

Zwar wird das Lied, das euch zu ehren
Von meinen Lippen strömt, nicht euren Ruhm vermehren:
Allein von allen Wünschen lag keiner mir so nah,
Seitdem ich, was, nach Würden zu besingen,
Gedank' und Sprache fruchtlos ringen,
Euch, Quellen meines Kummers und meines Trostes, sah.
Ihr Augen wißt allein, warum ich hier noch walle,
Und nicht schon längst vor eurer Strahlen Brand,
Wie Schnee am Sonnenlichte, schwand;
Ihr wißt, daß nur die Furcht, euch selbst und ihr gefalle
Der Liebe Schwäche nicht, mir Kraft und Leben gab.
Ach, ohne diese Furcht schlief ich im kühlen Grab.
Viel besser, zu der Holden Füßen
Verblühn, als ohne sie des Lebens Glück genießen.

Ja, hört es, wenn ich vor dem Blitze,
Der flammend euch entsprüht, schwach, wie ich bin, mich schütze,
So ists nicht meine Stärke, die rettet und befreyt,
So ist die Furcht es, die zurück zum Herzen
Das Blut mir drängt und, meine Schmerzen
Und Qualen auszudehnen, mir neue Kräfte leiht.

Ihr Thäler, Berg' und Höhn, ihr Zeugen meiner Leiden,
Ihr, die ihr wißt, wie freundlich ich den Tod,
Der nie erscheint, zu mir entboth,
Soll ich in euch verziehn, soll ich von euch mich scheiden?
Ach überall verfolgt mich Aermsten mein Geschick! —
Und dennoch, hielte nur mich nicht die Furcht zurück,
Würd' ich auch diesen Jammer wenden,
Und leicht und schnell durch sie, die es nicht wähnte,
enden.

Ach aber, Schmerz, in welche Töne
Verlierst du dich? Ist dieß ein Lob auf meine Schöne?
Lenk' ein! Ich kehre wieder in die verlaßne Bahn.
Nicht euch, ihr Augen, die den Himmel heitern
Und aller Freuden Kreis erweitern,
Noch sie, die durch euch fesselt und sieget, klag' ich an.
Ihr seht der Liebe Gluth, die meine Wange mahlet.
Erkennt daran, wie viel ich Tag und Nacht
Erdulde, und mit welcher Macht
Ihr, süßen, wonnigen und holden Augen, strahlet.
Nichts fehlt hienieden noch zu eurer Seeligkeit,
Als daß ihr euch nicht selbst zu schauen fähig seyd.
Doch schaut auf mich und ihr empfindet,
Was euer Blick vermag und wie er mich entzündet.

Wär't ihr der Reize, die euch schmücken,
So kundig, als ich selbst, nie trüge dieß Entzücken
Das Herz, das itzt zu meinem durch euch, ihr Augen,
spricht.

Fremd seyd ihr euch zu eurem Glück und wisset
Nicht, wie beredt ihr winkt und grüsset,
Und kennt den stillen Zauber des holden Lächelns nicht.
Glückselig, wer für euch, ihr Himmelssterne, schmachtet!
Um euretwillen nenn' ich es Gewinn,
Daß ich hienieden leb und bin.
Doch warum gönnt ihr mir, der nichts so theuer achtet,
Als einen Gruß von euch, so selten dieses Glück?
Warum erleichtert ihr nicht öfter mein Geschick,
Und schlagt sogleich die Augenlieder
Nach jedem freundlich mir gegönnten Blicke nieder?

Zuweilen nur, (dafür gebühret,
Ihr Augen euch mein Dank,) zuweilen nur verspüret
Dieß Herz ein ungewohntes Entzücken, das die Nacht
Des Kummers, der mich niederdrückt, besieget,
In sanften Schlaf mein Leiden wieget,
Und heiter meine Seele und froh mein Leben macht.
Doch kurz ist dieß Gefühl. Wer, wenn es nicht verschwändr,
Wer wäre mir an Glück auf Erden gleich,
Wer so geehrt, und wer so reich
Und ruhiger, als ich? — Ach aber dann entstände
Vielleicht in mir ein Stolz, vielleicht in andern Neid. —
So trübe dann der Gram des Lebens Heiterkeit
Und wehre mir den Flug in höhre Sphären
Und zwinge stets den Geist in sich zurückzukehren.

Wenn, was der Holden Herz erfüllet,
Ein liebevoller Wunsch, sich mir in euch enthüllet,
So schwindet jede Freude vor ihm aus meiner Brust;
Dann denk' ich nichts, als himmlische Gedanken,
Und übersliege kühn die Schranken
Der Sterblichkeit und schwimme in einem Meer von
Lust.
Verdruß und Kummer fliehn, wenn ihr euch mir entfaltet,
Und kehren, wenn ihr euch verschließt, zurück.
Weil aber vom empfundnen Glück
Das Angedenken dann in meinem Herzen waltet,
So dringen beyde nicht ins Innerste hinein.
Ihr Augen, was ich bin, bin ich durch euch allein.
Erwärmt von eurem milden Lichte,
Gedeih' ich dürres Land und trage süße Früchte.

Ich glaube, diese eine Probe wird auslangen, um die Freunde des Dichters auf den eignen Charakter aufmerksam zu machen, den, wie gesagt, alle drey Schwesteroden und außerdem noch eine Menge Canzonen und Sonetten, vorzüglich die, welche nach dem Tode Laurens geschrieben sind, an sich tragen. Um sie aber vollständig mit allen Eigenheiten Petrarchs bekannt zu machen, werde ich itzt noch einer besondern Gattung von Canzonen, die von ihm selbst erfunden und, so viel ich weiß, nie oder selten außerhalb Italien nachgeahmt worden ist, ich meyne seine

allegorischen, erwähnen müssen. Die Natur derselben hat Meinhard kurz aber richtig bestimmt. »Der Dichter, sagt er, wählt sich einen Gegenstand, den er unter einer Reihe verschiedener Bilder, oder vielmehr allegorischer Erscheinungen schildert.« Hier ist die Ode, in der Petrarch den unvermutheten Verlust seiner Laura auf diese Weise zu versinnlichen sich bemüht hat.

Ich stand mit meinem Schmerz und meinem Gram gepaart; y)
Da sah mein trüber Geist Gestalten seltner Art,
(Jtzt sing' ich, was er sah,) vor sich vorüberwallen. —
Zuerst erschien vor ihm auf Moos und Blumenklee,
An einer Quelle Rand, ein wunderschönes Reh,
Der Menschen Lust, der Götter Wohlgefallen.
Gemach schlich's her und hin und graste sorgenlos.
Da stürzten aus des nahen Waldes Schooß
Zwey rasche Hunde sich, zu tödten ausgesendet.
Das zarte Reh entflieht, die Mörder folgen nach,
Und jagen's, ohne Rast, durch Dickicht, Moor und Bach,
In eine Felsenkluft, wo's unter Wunden endet.

Dann sah ich auf dem Meer, in lichtem Sonnenschein
Ein Schiff aus Ebenholz und glattem Elfenbein,

y) Standomi un giorno solo alla finestra.

Die Seegel reiches Gold, die Taue Purpurseide.
Geebnet war die Fluth und kühl die Luft und mild,
Der Himmel rings umher der sanften Stille Bild,
Die Ladung, die es trug, des Schiffers Stolz und Freude.
Urplötzlich wälzte sich ein Sturm von Osten her.
Unruhig ward die Luft und ungestüm das Meer,
Das Schiff von Felsen angezogen.
O nie gefühlte Quaal! Zu zart gebaut, zu leicht,
Zertrümmert's und die Last, die keiner andern gleicht,
Begraben, schonungslos, die Winde und die Wogen.

In einem dunkeln Wald erhub ein Lorbeer sich,
An Blüthen reich, schlank, jugendlich;
Er dünkte mich ein Baum aus Edens Lustrevieren.
Der nimmer feyernde Gesang,
Der aus den heil'gen Wipfeln drang,
War süß genug, das Herz der Erde zu entführen.
Doch als mein Auge noch am Baume hängt, entflieht
Der Sonne Glanz; ein schwarzes Wetter zieht
Herauf; es stürmt, es blitzt, und Stamm und Zweige sinken.
Mein Leben ist seitdem der Schwermuth Raub.
Ach! nirgends grünt für mich ein Baum mit schönerm Laub,
In dessen Schatten mir Lieb' und Begeistrung winken.

In eben diesem Wald entsprang ein dunkler Quell;
Aus einem Felsen floß sein Wasser klar und hell,
Und strebte murmelnd über glatte Kiesel.
Nicht Hirt, nicht Heerde kam dem dunkeln Ufer nah;
Die Nymphen und die Musen wohnten da,
Und gatteten ihr Lied oft mit des Quells Gerieсel.
Hier ruht' ich. Aber ach! als itzt die Harmonie
Der Lieder, itzt der Reiz der Gegend, stärker nie
Empfunden, meine Brust mit Wohlgefühl belebte,
Da öffnete sich schnell ein weiter Schlund; es schwand
Der Quell, der Fels und der beblümte Rand.
Noch foltert mich der Schmerz, der damahls mich durchbebte.

Drauf nahete sich mir ein Phönix seltner Art,
An bunten Farben reich, mit tausend Reiz gepaart,
Der muthig seinen Flug herab zum Walde lenkte.
Unsterbliche Gestalt wähnt' ich in ihm zu sehn,
Bis er sich von den stolzen Höhn
Zum Lorbeer und zum Quell, die nicht mehr rauschten, senkte.
Ach, auf dem Erdenrund herrscht nichts, als Unbestand.
Indeß mein Blick auf dem mit Laub bestreuten Land,
Und dem zerstörten Baum und trocknen Quell verweilet,
Wird jener von der wilden Lust
Zum Tode übermannt und spaltet sich die Brust.
Die Wunde traf auch mich. Noch ist sie nicht geheilet.

Zuletzt,

Zuletzt, so träumt' ich, ging, schön, doch in sich versenkt,
Ein Mädchen durch die Flur. So oft mein Geist sie denkt,
Kehrt die gefühlte Gluth mit neuer Stärke wieder.
Die Liebe war's allein, wofür sie nichts empfand,
Sonst war sie sanft und mild. Ein glänzendes Gewand,
Aus Schnee und Gold gewebt, umschloß die zarten Glieder. —
Ach, aber schwarze Nacht schwamm um ihr schönes Haupt.
Durch einen Natterstich des Lebens schnell beraubt,
Sank sie, der Rose gleich, die, abgepflückt, ermattet.
Der Abschied von der Welt schien ihr erwünscht zu seyn.
O Himmel, Alles stirbt, mein Kummer ists allein,
Der nie sich mit dem Grab und der Verwesung gattet.

Du kannst mir's zeugen, Lied, wie oft mein Auge thränt,
Mein Geist, von Ahndungen nur dießmal nicht betrogen,
Sich, seit die traurigen Gesichter ihn umflogen,
Im Stillen, nach dem Arm des kalten Todes sehnt.

Außer dieser Canzone, erinnre ich mich weiter keines Stücks aus dem Petrarch, in welchem die Gesichter oder Erscheinungen auf diese Weise zur Dar-

stellung einer Idee an einander gefügt wären, wohl aber giebt es nicht nur eine Menge einzelner, oft ziemlich weit fortgeführter, Anspielungen in seinen Gedichten, sondern auch noch einige besondere große Allegorien, die unter dem Nahmen der Triumphe bekannt sind, und hier am schicklichsten ihre Stelle finden.

Die sechs Triumphe Petrarchs sind Erscheinungen von eben so viel allegorischen Wesen, namentlich der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Rufs, der Zeit und der Gottheit, deren eines über das andere dergestalt obsiegt, daß die einzelnen Theile des Gemähldes zuletzt einen zusammenhängenden Aufzug bilden, den die Liebe, die Beherrscherinn der Menschen, eröffnet und die Gottheit, die alles überwältigt, beschließt. Es ist gar sehr zu bedauren, daß die Triumphe nicht von dem Dichter selber vollendet, sondern, erst nach seinem Tode, ungebessert und ungefeilt, wie sie waren, aus seiner Handschrift gezogen und bekannt gemacht worden sind: denn unter seinen Gedichten sind sie, nebst einer Canzone an den berühmten römischen Tribun Cola di Rienzi z) einer zweyten

z) Spirto gentil, che quelle membra reggi. Hr. von Sade glaubt jedoch von dieser Ode, und mich dünkt mit Grund, daß sie nicht an den Tribun Rienzi, sondern an den jungen Senator Stephan Colonna, den Sohn des ältern und Bruder des Cardinals und Bischofs, gerichtet sey. Man sehe die Nachr. Th. I. S. 495.

auf die Ueppigkeit und Lasterhaftigkeit des päbstlichen Hofes, *a*) einer Dritten an das unterdrückte Italien *b*) und einigen wenigen andern Oden und Sonetten, das Einzige, was uns Petrarchen als einen Dichter kennen lehrt, der nicht blos zärtlich von der Liebe zu singen, sondern auch die Lehren der Moral und der Weisheit mit dem Reize der Poesie auszuschmücken und sich zu erhäbnern Gegenständen aufzuschwingen gewußt hat. Indeß fehlt es seinen Triumphen, auch in dieser unvollkommenen Gestalt, weder an einzelnen trefflichen Zügen und glücklichen Bildern, noch an jenen zärtlichen gefühlvollen Stellen, die den Sänger der Laura verrathen, ja man kann wohl sagen, daß die Einmischung dieser seiner Geliebten die beyden vorzüglichsten Scenen in diesen Gedichten hervorgebracht hat. Nur durch sie erhält der zweyte Triumph Reiz und Anmuth: denn sie ist es, die unter dem Namen der Keuschheit Amorn widersteht und, im Kreise tugendhafter Jungfrauen, ihren feyerlichen Einzug in Rom hält; und eben so gewinnt der dritte Triumph durch sie allein Leben und Schönheit;

a) Mai non vo'più cantar, com'io soleva.

b) Italia mia, benché 'l parlar sia in darno. „Eine der schönsten Canzonen unsers Dichters, voll von den edelsten und rührendsten Empfindungen der Liebe fürs Vaterland, und mit einer Würde geschrieben, die dem Patrioten wohl ansteht.“ Meinhard. Th. 1. S. 235.

denn sie ist es, die dem Tode herzhaft entgegentritt, sich ihm, ohne Murren, überläßt und, nachdem sie, durch die Abschneidung eines ihrer goldnen Haare, den Schatten zugesellt worden ist, unserm Dichter erscheint, und durch die Erklärung, daß sie ihn stets geliebt habe, sein und alle empfindende Herzen fesselt. c)

Ich habe meinen Lesern alles, was mir auf die Bildung Petrarchs des Dichters von Einfluß schien, angezeigt; ich habe sie mit seinen Poesieen bekannt

c) Außerdem ist dieser Triumph auch um deswillen höchst merkwürdig, weil er eine Stelle enthält, die das eigentliche Verhältniß zwischen Petrarch und Lauren außer allem Zweifel setzt, oder uns wenigstens zeigt, wie er es selber beurtheilte. Nachdem er sie beschworen hat, ihm aufrichtig zu sagen, wie sie in ihrem Leben gegen ihn gesinnt gewesen sey, antwortet sie: „Niemahls ist mein Herz von dir getrennt gewesen, und wird es niemahls werden; aber ich mäßigte deine Flammen durch meine Blicke; denn um dich, und mich, und unsern jugendlichen Ruhm zu retten, war kein Weg sonst übrig; und ist eine Mutter dann weniger liebreich, wann sie strafet? Wie vielmahl sagte ich bey mir: Dieser liebet nicht, er brennt von allen Flammen der Liebe; mir kömmt es zu, für ihn zu sorgen; und wie kann der für andere sorgen, der selbst fürchtet, oder wünschet? Laß ihn die Geberde täuschen, und verbirg ihm dein Herz. Sah ich dich den Schmerzen unterliegen, so wandte ich die Augen mit Sanftmuth auf dich, indem ich nicht weniger dein Leben, als unsere Ehre, zu retten suchte. Und ward der Affekt zu mächtig in mir; dann begegnete dir mein Angesicht und meine Stimme bald furchtsam, bald traurig. Dieses waren die Künste, die ich bey dir gebrauchte, u. s. w.

gemacht; ich habe mehrere seiner charakteristischen Stücke ausgehoben und sie in einer so viel als möglich treuen Uebersetzung mitgetheilt. Itzt stehen wir an dem Ziele, wozu ich mir und ihnen den Weg habe bahnen wollen, an der Bestimmung und Würdigung seines poetischen Verdienstes.

Vielleicht giebt es unter allen Dichtern der alten wie der neuern Zeiten keinen, über dessen Werth und Vorzüge die Stimmen der einsichtsvollsten Kunstrichter, außerhalb Italien, so getheilt sind, als über Petrarch. Der Engländer *d*) nennt ihn einförmig bis zum Ueberdruß und glaubt, daß er sich nicht einmal mit dem Dante, geschweige denn mit dem Tasso und Ariost messen lasse, der Franzose *e*) findet ihn ohne wahre Empfindung, ohne Witz und selbst ohne Genie, wenigstens mit einem Tibul, einem Ovid und einer Sappho gar nicht vergleichbar, der Deutsche, noch der nachsichtigste unter allen, kann doch nicht umhin, ihm mehr Abwechselung, mehr Philosophie und mehr Gedankenreichthum zu wünschen, während daß der Italiener allein nichts vermißt, sondern voll

d) Gibbon in seiner History of the decline of the Roman Empire. Th. 12. S. 120. Basler Ausgabe.

e) Oeuvres de Voltaire. Th. 49. S. 184. Basler Ausg. vergl. Variétés litteraires (eine Sammlung verschiedner Aufsätze aus dem Journa etranger und der Gazette litteraire.) Paris, chez Lacombe. Th. 4. S. 221.

Zufriedenheit sich in laute Ausrufungen und Lobsprüchen ergießt. Woher diese große Verschiedenheit in den Meinungen? Hat keiner, oder haben sie vielleicht, unter einigen Einschränkungen, Alle Recht? Wir wollen die Sache näher beleuchten.

Wenn es wahr ist, daß das Volk, dem ein Dichter als Eigenthum angehört, auch den ersten Anspruch auf die Beurtheilung desselben und die gerechteste Vermuthung, daß es nicht irre, vor sich hat, so müßte allerdings der Ausspruch der Italiener, in Absicht auf Petrarch, von dem größten Gewichte für die Kritiker aller übrigen Nationen seyn. »Er, der Italiener, wird man dieser Regel gemäß zu sich sagen, muß doch am besten wissen, was Petrarch für ihn ist. Seit Jahrhunderten hat er ihm eine der ersten Stellen unter seinen Dichtern eingeräumt, und wird sie ihm, wie es scheint, nie verweigern. Warum wollen wir uns also von seinem Richterstuhle an einen auswärtigen wenden, und nicht vielmehr bey der Entscheidung des seinigen uns beruhigen?« In der That hat diese Bemerkung vieles für sich, allein bey weitem nicht genug, um uns von der Untersuchung der aufgeworfenen Frage abzuleiten. Einmal urtheilen sogar nicht alle Kenner Italiens einstimmig über den Werth Petrarchs, *f*) zweytens können eigene Um-

f) Ich nenne unter vielen nur Tassoni, diesen zwar oft aber nicht immer ungerechten Gegner und Beurtheiler Petrarchs.

stände dem Dichter einer Nation einen höhern Rang bey ihr verschaffen, als er, vernünftiger Weise, bey allen übrigen Nationen erwarten darf, drittens endlich kann jede Nation doch nur bestimmen, was ein Dichter oder Schriftsteller ihr, nicht aber was er andern gelten soll, — Gründe genug für die Erneuerung der Frage überhaupt, und für die Beantwortung derselben in Rücksicht auf den hier besonders obwaltenden Zweck.

So ungerecht es von Gibbon ist, daß er Petrarchen mit so ungleichartigen Dichtern, wie Dante, Tasso und Ariost sind, zusammenstellt und ihn nach diesen würdigen will, so gerecht finde ich gleichwohl den Vorwurf der Einförmigkeit, den er ihm macht. Man muß in Wahrheit entweder eine abgöttische Ehrerbietung gegen alles, was aus Petrarchs Feder geflossen ist, hegen, oder in eben dem Grade und in ein eben so vollkommnes Geschöpf verliebt seyn, wie er es, nach seinen Aeußerungen zu vermuthen, gewesen ist, um diese Beschuldigung unverdient und grundlos zu nennen. Was ich meinen Lesern aus ihm mitgetheilt habe, ist wenig, aber auch dieses Wenige kann in ihnen unmöglich die Idee von Mannichfaltigkeit und Reichthum erweckt haben, und wenn sie mich nun fragten, welches denn die Gegenstände seiner übrigen Sonette, an der Zahl drey hundert und achtzehn, und seiner Canzone, an der Zahl neun und vierzig, wären, was könnte ich ihnen, (denn ein Dutzend Ausnahmen kom-

men hier kaum in Betracht,) anders antworten, als — die nähmliche Laura, in ihrem Leben das kostbarste Geschenk des Himmels an die Erde, und nach ihrem Tode ein unersetzlicher Verlust für dieselbe. Auch beschränkt sich dieser Vorwurf nicht bloß auf den Gegenstand, — mehrere Dichter haben ebenfalls nur ihre Cynthien, Delien und wie sie alle heißen; oder doch nicht vielmehr gesungen, — sondern er trifft zugleich und in eben dem Maaße die Einkleidung und den Vortrag. Wohin wir im Petrarch sehen, stoßen wir auf Perlen und Rosen, Sonnen und Sterne, Quellen und Bäche, Kräuter und Bäume, Hügel und Thäler, Träume und Gesichter, oder hören Gedanken, die einander fragen und antworten. Und woher sollte auch die Abwechselung in seinen Gedichten kommen, da seine Liebe selbst die einförmigste ist, die gedacht werden kann, und eine Menge Ereignisse und leidenschaftliche Verhältnisse, die uns einen Ovid, Tibul und andere unterhaltend machen, bey ihm wegfallen? Petrarch, wie meine Leser schon wissen, zürnt nicht und zankt nicht, beleidigt nicht und versöhnt sich nicht, genießt nicht und triumphirt nicht, seine ganze Liebe ist Bewunderung und Klage. Noch mehr, jene anmuthige Naturgemählde, die uns in andern Dichtern so sehr anziehen, jene moralische und philosophische Bemerkungen, die manche von ihnen so sorgfältig einstreuen und so geschickt zur Erhaltung der Aufmerksamkeit zu benutzen wissen, kurz,

alle die Mittel, welche die Dichtkunst zur Hervorbringung und Verstärkung der Mannigfaltigkeit, der Lebhaftigkeit und des Contrastes anwendet, kennt oder will Petrarch nicht kennen. Die Schönheit seiner Laura und die Empfindungen seines verliebten Herzens beschäftigen ihn allein und verschlingen alle andere Gedanken und Rücksichten. Es geht ihm, wie den Menschen, bey denen sich einmal eine gewisse Idee festgesetzt hat. Sie verfolgt sie allenthalben, und ist ihnen, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten, gegenwärtig.

Gut, wird man sagen, so trage denn Petrarch den Vorwurf der Einförmigkeit. Wenn dieser allein es ist, der ihn trifft, so ist seine Sache noch nicht verloren. Es liegt weniger an ihm als an euch Lesern, daß er mißfällt. Warum wollt ihr ihn auch genießen? Ein Dichter, wie er, will nicht genossen, sondern gekostet seyn. Seine Gedichte sind keine Speise zur Sättigung, sondern ein Zuckerbrod für die Lüsternheit. Leset wenig auf einmal, und ihr werdet euch nicht eckeln, erwartet den Augenblick, wo ihr gerade für ihn aufgelegt und ihm nachzuempfinden vorzüglich geschickt seyd, und er wird euch sogar hinreißen und rühren. Richtig und mit Einsicht geantwortet! Jeder Dichter gefällt nicht zu jeder Zeit, jeder Dichter, möchte man behaupten, setzt bey seinen Lesern, wenn er den gehörigen Eindruck hervorbringen soll, die gehörige Stimmung voraus, wie viel-

mehr also Petrarch, dieser eigene und von allen übrigen sich entfernende Dichter? Indeß selbst zur rechten Zeit und in der gehörigen Stimmung gelesen, dürften seine Gedichte gleichwohl, wie ich fürchte, nichts weniger als einen vortheilhaften Eindruck zurücklassen. Petrarch ist nicht bloß ein einförmiger, er ist zugleich ein höchst ungleicher und sich selbst unähnlicher Dichter, und täuscht die Erwartung eben so oft und öfter noch, als er sie befriedigt. Wenn meine Leser keine andere Gedichte, als die, welche ich ihnen mitgetheilt habe, zu Rathe ziehen, so werden sie sich allerdings über das, was ich itzt zu sagen denke, verwundern: denn ich habe freylich, nach der Sitte aller Uebersetzer, die nicht gezwungen sind ihren Schriftsteller ganz überzutragen, nur vorzügliche Stücke ausgehoben. Aber wenn sie seine Verse genau beleuchten wollen, so werden sie sicher noch ganz andere Entdeckungen machen. Sie werden seltsame Bilder, frostige Gedanken, harte und gezwungene Beywörter, unnütze vom Reime erzeugte Verse, geheimnißvolle Oden, die, wie der Verfasser der kritischen Briefe sagt, für die Ausleger göttlich und für die Leser ganz unpoetisch sind, Sonette, die herrlich anheben und elend enden, oder auch solche, deren treflicher Schluß uns den schlechten Anfang bedauren läßt, und das alles nicht einzeln, sondern in Menge finden. Derselbe Dichter, für den sie nach jenen Proben eine Hochachtung gefaßt haben, nennt seine Schöne das

einemal ein helles, glattes, lebendiges Eis, aus dem die ihn verzehrende Flamme hervorbreche, und das andere Mal ein Licht, durch welches ihn der Himmel zu tödten beschlossen habe, weil er, getrennt von ihr, verschmachte und neben ihr verbrenne; eben derselbe meldet seinem Freunde Sennuccio, er fürchte sich nicht mehr, wie sonst, vor dem Gewitter, weil er in der Nachbarschaft Laurens wohne, die, (man erkennt die schale Anspielung auf den Laurus oder Lorbeer und dessen vermeintliche Kraft,) dem Sturm gebiete und dem Donner Gesetze gebe; eben derselbe ruft aus: »Ach wer wird mein stummes Herz öffnen und mir, wie vormahls, Erleichterung verschaffen! Immer wähne ich, es sey Jemand darin, der meine Geliebte abzeichne und von ihr rede. Aber wenn ich das Gemählde herausziehen will, so fehlen mir alle Kräfte;« eben derselbe sieht ohne Augen, schreyt ohne Zunge, schmachtet nach dem Untergang, und sucht Hülfe, haßt sich selbst und liebt etwas anders; eben derselbe ermahnt seine heißen Seufzer zu dem kalten Herzen Laurens zu wandeln und das Eis, welches das Mitleiden härte, zu zerschmelzen; eben derselbe, im Verdacht etwas für Lauren beleidigendes, geäußert zu haben, betheuert seine Unschuld mit den Worten: »Wenn ich es sagte, so müßte ich Ihr verhaßt seyn, die ich, einsam in einem dunkeln Keller verschlossen, von der Zeit an, wo ich als Säugling die Brust verließ, bis zu dem Augenblick, in dem mir der Tod die Seele ent-

reißt, hätte anbeten können, und gewiß angebetet haben würde;« eben derselbe sagt von dieser Angebeteten: »Er könne mit keiner andern leben und keine andere neben sich dulden, und sollte er auch, auf Befehl Gottes, in Elias Wagen zum Paradiese fahren;« eben er endlich nennt die Blicke, die er Lauren raube, seine Nahrung, und setzt hinzu, eine so reiche Dame dürfe sich nicht darüber beklagen, wenn man von ihren Gütern lebe, ohne daß sie es merke! g) Ich glaube, meine Leser werden schon an diesen Beyspielen genug haben und mir das Sonett, h) dessen erstes Quatrain die Namen von drey und zwanzig Flüssen füllen und ähnliche poetische Seltenheiten, erlassen.

Nicht ganz so verwerflich, wie diese Wortspiele, Witzeleyen und Uebertreibungen, aber doch auch nichts weniger als schön und empfehlungswerth, sind die metaphysischen Spitzfindigkeiten, die er in mehrern seiner Gedichte und vorzüglich in den Canzonen auskramt. Freylich that Petrarch hierin weiter nichts, als daß er sich nach dem Geschmack einer Nation bequemte, der, wie sich aus den Versuchen des Cino und früherer Dichter ergiebt, zeitig diese Richtung

g) In den Sonetten D'un bel, chiarco, polito. Laura gentil, che rasserena i poggi. Qui, dove nezzo son, Sennucio mio. Pace non trovo e non ho da far guerra. Ité, caldi sospiri, al freddo cuore, und in den Canzonen Se 'l pensier chè mi strugge. S'i'l dissi mai, che vengo in odio a quella, und Ben mi credea passar.

h) Non Tesin, Po, Varo, Arno, Adige e Tebro.

nahm und die Canzonen noch itzt für die Meisterstücke der petrarchischen Muse erkennt. *i*) Allein diese Verschiedenheit des Urtheils kann darum eine an sich fehlerhafte Manier nicht rechtfertigen. Der Poet soll nie Sophist und Dialektiker werden. Sein Amt ist es, die Begriffe der Philosophie zu versinnlichen, sie aufzuhellen und in ein lachendes Gewand einzukleiden, keineswegs aber Empfindungen zu spalten, Ideen zu zergliedern, und in einer abgezogenen Sprache zu reden. Wenn er sich auf diesem Pfade betreten läßt, so verfehlt er sicher sein Ziel, und verfehlt es um desto gewisser, je mehr er alle Augenblicke Gefahr läuft, das Leichte schwer, das Deutliche dunkel, und das Natürliche geschraubt auszudrücken. Belege für diese Behauptung finden sich schon in der Ode auf die Augen, die ich zu übersetzen versucht habe, und in ihren beyden Gespielinnen. Indeß muß man in Rücksicht dieser drey Oden, gesetzt, daß man sie auch nicht für das Erhabenste und Vollkommenste der lyrischen Poesie anerkennt, gleichwohl gestehn, daß der Dichter seinen sophistischen Witz noch so ziemlich zu zügeln gewußt und sich wenigstens nicht zu sehr in die Reviere des Uebersinnlichen und Aetherischen verstiegen hat. Allein

i) „Alle Verse Petrarchs sagt sein berühmter Kritiker Tassoni (Consid. Canz. 1) sind von einem Dichter, seine Canzonen aber sind von einem großen Dichter.“ Und Muratori: „Ungeachtet Petrarch vortrefliche Sonette gemacht hat, so liebe ich seine Canzonen doch noch mehr.“

diese Gränzen der Mäßigung beobachtet er nicht immer. In der Canzone, *k*) in welcher er, wie ich eben gedachte, sich und die Liebe als Gegenparthey redend einführt, sagt diese unter andern: »Noch mehr, (und dieses ist das kostbarste meiner Geschenke,) ich gab ihm die Flügel, um sich zu dem Himmel von den sterblichen Gegenständen zu erheben, die demjenigen, der sie recht zu schätzen weiß, eine Leiter zu ihrem Schöpfer sind: denn nachdem er so viele und so große Tugenden in seiner Geliebten mit aufmerksamen Augen betrachtet hatte, war es ihm leicht, sich von einer Vollkommenheit zu der andern und von ihnen bis zu dem ersten Ursprunge derselben zu schwingen, wie er es manchmal in seinen Reimen gesagt hat.« Sehet da eine Stelle, aus Petrarchs Metaphysik, in Versen! Wollen meine Leser den Dichter als Dialektiker kennen lernen? Auch als solchen hat er sich in mehrern Beyspielen gezeigt. Hier ist eines der kürzern, ein Gespräch zwischen ihm und seinen Augen *l*) Petrarch. Weinet, Augen, weinet mit einem Herzen, das durch eure Schuld die Quaalen des Todes duldet! Die Augen. Das thun wir ja immer: aber freylich weinen wir mehr über den Irrthum eines andern, als über unsern eigenen. Petrarch. Durch euch zuerst fand Amor den Eingang zu einem Herzen,

k) Qel antico mio dolce empio Signore.

l) Occhi piangete, accompagnate il cuore.

zu dem er noch immer, als zu seiner Heimath, zurückkehrt. Die Augen. Wir ließen ihn ein, bewogen durch die frohen Hoffnungen dessen, der itzt vor Jammer vergeht. Petrarch. Das Recht ist nicht, wie ihr zu meynen scheint, auf eurer Seite. Gleich bey dem ersten Anblicke strebtet ihr nach nichts so sehr, als nach euerm und eures Freundes Verderben. Die Augen. Ach wie ist es doch so traurig und niederschlagend, daß man so selten einen unpartheyischen Richter findet, und der Schuldlose so oft die Schuld eines andern tragen muß!« m) — Man muß entweder ein Italiener, oder mit einer besondern Empfänglichkeit für solche Schönheiten geboren, oder durch das fleißige Lesen der welschen Dichter an ihren Ton und Vortrag gewöhnt und gleichsam in ihn eingeweiht seyn, um an einer solchen mystischen, philosophisch-poetischen Sprache Gefallen zu finden und nicht vieles, sehr vieles für unverständlich, seltsam und abentheuerlich zu halten, was man jenseits der Alpen gedacht, sinnreich und groß nennt. Man muß endlich für den Wohlklang des Verses und den Rhythmus der Worte ein höchst empfindliches, oder, welches ei-

m) In demselben Geschmacke sind eine große Anzahl petrarchischer Sonette geschrieben. Man vergleiche z. B. S' Amor non è, che d'unque è quel, ch' io sento. Che fai alma? che pensi? Amor mi manda quel dolce pensiero, und andere. Seltsam genug ist es übrigens, daß der Kunstrichter Tassoni das erste Sonett für eines der schönsten erklärt.

nerley ist, ein italienisches Ohr haben, um eine solche Menge von nichtssagenden, matten und verunglückten Stellen in unserm Dichter zu übersehn, oder gar für anmuthsvoll und bedeutend zu halten.

In der That (ich wiederhole hier eine sehr gemeine und schon oft gemachte, aber in einer Abhandlung, wie die meinige, gleichwohl unentbehrliche Bemerkung,) in der That ist die Sprache und Harmonie, und der aus beyden entspringende Reiz eine von den vorzüglichsten und daher nicht zu übersehenden Ursachen der unbegränzten Hochachtung, womit die meisten Italiener noch heutzutage an Petrarch hängen. Als er anfing zu dichten, war, wie er selbst sagt, *) die italienische Sprache erst seit kurzem durch eine kleine Anzahl guter Köpfe angebaut worden und noch gar mancher Bereicherung und Verschönerung fähig. Die Muster, die er vorfand, waren die Provenzalen, mehrere sicilische Dichter und einige Florentiner. Die Werke der erstern konnten ihm fast nur, von Seiten des Inhalts und des feinen aus ihnen athmenden Geistes der ritterlichen Zärtlichkeit und Minne, von Nutzen seyn, die Muse der zweyten drückte ebenfalls verliebte Empfindungen aus, allein sie stammelte nach und bediente sich einer fremden Mundart: die wichtigsten Vorgänger waren unstreitig Dante, Guittone aus

*) Epist. senil. L. 5. Ep. 3.

aus Arezzo, Guido Cavalcanti, Cino von Pistoja und etliche andere Toskaner. Gleichwohl trug diese Sprache noch gar viele Spuren der rohen und gemeinen Landessprache, aus der sie entstanden war, an sich, und bedurfte, um die Sprache der Anmuth und Liebe zu werden, eine aufmerksame Sichtung und Säuberung. Petrarch war es, der sich, durch seinen glücklichen Genius geleitet und durch seine Gefühle für Lauren unterstützt, dieser Arbeit unterzog und so unter den Dichtern seines Volkes der erste ward, den es, wie die Franzosen ihren Racine, heute noch, in Rücksicht auf Sprache und Sprachgebrauch, einige kleine Unbestimmtheiten abgerechnet, *) ohne anzustoßen oder beleidigt zu werden, lesen kann. »Die edelsten und zierlichsten Redensarten, sagt ein gültiger Zeuge, der Verfasser der kritischen Briefe, alle den Italienern eigene poetische Farben und Annehmlichkeiten im Ausdrucke haben Petrarchen allein ihren Ursprung zu danken. Er selbst hat sie aus sich hervorgebracht, und nichts unterlassen, um seinen Redensarten Stärke, Nachdruck und Rührung, und der ganzen Sprache einen originellen Ton zu geben. Wie viel hat er nicht oft durch die Wahl eines einzigen Epithets, durch die

*) Eben diese Ausgleichung der von Petrarch noch übrig gelassenen Unebenheiten ist es, um derentwillen die Italiener, wie Meinhard (Th. 2. S. 75.) richtig bemerkt, seinen sonst nur mittelmäßigen Nachahmern einen so hohen Werth beylegen.

Stellung eines einzigen Wortes und durch den Gang des Verses zu bewirken gewußt! Wie fein muß der gehört und empfunden haben, der Ausdrücke, wie Petrarch, (hier führt der Kunstrichter p) eine Menge derselben an,) wählen konnte?« Dürfen wir uns wundern, wenn der Welsche einen Dichter, dessen größtes Verdienst für uns verloren ist, höher schätzt, als wir? oder können wir es befremdend finden, wenn er ihm, durch den Zauber des Ausdrucks befriedigt, eine Menge von Forderungen, die wir uns zu thun für berechtigt halten, erläßt? Und dieser sein Lieblings-Dichter schreibt nicht bloß richtig, rein und poetisch; er verbindet mit den Vollkommenheiten seiner Sprache zugleich den höchsten Wohlklang und die lieblichste Melodie der Verse. Ich wiederhole nicht, was andere vor mir von dem Eigensinn der Italiener in der Versification und von den Ansprüchen ihres Ohres an den Dichter gesagt haben; es ist genug hier zu erinnern, daß sie die von der Seite überwundenen Schwierigkeiten ungemein hoch anschlagen, und, in Ansehung des Rhythmus zufrieden gestellt, sich sehr geneigt finden lassen, den innern Gehalt eines Gedichtes nicht mit kritischer Strenge zu wägen. Wie so

p) Folgende hat Mainhard (Th. I. S. 195.) ausgezogen: Lasciando tenebroso onde si muove. Non era l'andar suo cose mortale; Le parole sonavan altro che par voce umana; Quel meraviglia, se di subit arsi; Tutta lontana del camin del sole; Non a caso è virtute, anzi è bel arte.

ganz anders dagegen bey uns! Ein Sonett, eine Sestine, eine Canzone sey noch so gut gebaut und mit allen Regeln, welche die Poetik festgesetzt haben, in noch so vollkommener Uebereinstimmung, — wir werden die Form und das Sylbenmaaß und die Fesseln, die beyde auflegen, allerdings in Anschlag bringen, aber nur, in so fern sie höhern Schönheiten nicht nachtheilig sind, sondern selbige heben und unterstützen. Es ist wahr, die Nachsicht gegen den Wohllaut und die poetischen Sünden, zu denen ein hartnäckiges Sylbenmaaß verleitet, ist auch unter den welschen Kunstrichtern, zumahl denen aus neuern Zeiten, nicht allgemein. q) Selbst Muratori erklärt sich sehr lebhaft gegen die zwangvolle Sestine und vergleicht sogar einmal das beliebte Sonett mit dem Bette des Procustes, in welchem man bekanntlich dem Hineingelegten die Füße ausreckte, wenn sie zu kurz, und

q) Die Regeln des Sonetts sind allen bekannt. Eine einfache Sestine besteht aus sechs Stanzen und jede Stanze aus sechs Versen. Die Reime müssen sämmtlich zweysylbige Substantiven seyn und die Worte, die in der ersten Stanze zu Reimen gebraucht worden sind, in den fünf folgenden immer wiederholt werden, und zwar dergestalt, daß der Reim, der die erste Stanze beschließt, den Anfang der zweyten, und so der Schlußreim der jedesmaligen Stanze den Anfang der folgenden macht. Die Canzone ist ein Gedicht, das höchstens funfzehn Stanzen haben darf. Die Stanze selbst muß nicht über zwanzig Verse enthalten, und die Ordnung der Reime und Verse in allen Stanzen der Ordnung in der ersten gleich seyn.

sie abhieb, wenn sie zu lang waren. Aber so denkt und urtheilt man wenigstens nicht durchgehends. Die Unbequemlichkeit, die mit dem Sonett verbunden ist, und die meisten gebildeten Völker von dem Gebrauche desselben zurückschreckt, hat nichts über die Italiener vermocht. Sie haben es, seit Petrarchs Zeiten, stets geehrt und ehren es noch, ja sie haben lieber von den Forderungen, die der gebildete Geschmack an das Sonett thut, etwas nachlassen, als selbiges seltner gebrauchen wollen. Wir verlangen von einem vollkommenen Sonette, daß es, so wie es fortrückt, steige und mit einem eindringlichen Gedanken schließe; sie begnügen sich es überhaupt zur Einfassung eines Bildes, eines Einfalls, einer Empfindung anzuwenden. Einige Sonette unsers Dichters sind in Wahrheit nichts anders, als Briefe an gute Freunde.

Indeß so viel wir, nach dem Stande unserer poetischen Litteratur und dem Maaßstabe, den unser Geschmack als den richtigen anerkennt, an Petrarch dem Dichter tadelnswerth finden und aus der Reihe seiner Gedichte hinwegwünschen müssen, so bleiben gleichwohl auch so noch wenigstens ein Drittel von ihnen übrig, die neben den vortrefflichen Werken des Alterthums aufbewahrt zu werden verdienen. Von diesem Drittel seiner Sonette und Canzonen gilt alles das Gute, das ich bereits als schätzenswerth an ihm gerühmt habe, und noch weit mehr. In ihnen er-

scheint er nicht bloß als der zärtlichste und lieblichste Dichter seines Landes, sondern auch als erhaben, gefühlvoll und edel. Mag die Kunst immerhin mehr Antheil an seinen Schöpfungen haben, als die Natur, und es um deswillen leichter seyn, ihn, als einen Dante und Ariost, nachzuahmen, genug diese Kunst dringt an das Herz und erfüllt es mit Liebe für den Gegenstand, den sie singt. Mag der Hang zur Allegorie ihn immerhin ein wenig zu sehr überwältigt und sich aus der Metaphysik der Liebe zu viel in seine Gedichte gemischt haben, auch in dieser Metaphysik ist etwas, das schmeichelt und die Seele über sich selbst und zu einer Höhe erhebt, wo sie sich freyer und glücklicher fühlt, als in ihrer gewöhnlichen Sphäre. Mag es immerhin wahr seyn, daß er sich oft überfliegt und in ausschweifende Träume verliert, es giebt Augenblicke, wo es süßer ist, in der Entfernung, als in der Gegenwart, süßer, in der Erwartung, als im Genusse, zu leben. Benutzt diese Augenblicke, und es wird euch süß und angenehm dünken, ihm nachzuempfinden. Ihr werdet in seinen Gemählden alle die zarten Züge, die oft so zart sind, daß sie sich dem geübtesten Auge zu entziehn drohen, hell und deutlich erkennen, ihr werdet für das feine Bedürfniß dieses stets begehrenden und nie gesättigten Herzens Achtung und Ehrfurcht gewinnen, mit einem Worte, ihr werdet seine Poesie verstehn, deuten und lieben lernen, aber auch zugleich, was ich, während der Beschäftigung mit ihm,

so oft und innig gefühlt habe, euch immer lebhafter überzeugen, daß die Schönheiten derselben mit dem Ausdrucke und der Wahl und Stellung der Worte so genau zusammenhängen, daß die Auflösung der letztern nicht selten die Zerstörung der erstern zur unmittelbaren und nothwendigen Folge hat.

Druckfehler im vorigen Stück,

(3ten B. 2tes St.)

S. 325 Z. 14 und } Submo für Sulmo.
S. 326 Z. 1 Note }
S. 336 Z. 9 Becher für Bücher.
S. 348 Z. 22 Liebende für Lebende.
S. 359 Z. 8 und öfter Namesis für Nemesis.
S. 360 Z. 14 dir für dich.
S. 379 Z. 13 Ihr erzitternder für Ihren erzitternden.
S. 441 Z. 4 Gesang für Gesänge.
S. 446. Z. 11 Amor für Amorn.

Nachträge
zu
Sulzers allgemeiner Theorie
der schönen Künste.

Vierten Bandes zweytes Stück.

Charaktere

der

vornehmsten Dichter

aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen

über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1796.

Ueber die Siegslieder der Hebräer.

Unter den Dichtungen der Hebräer nehmen ihre Siegslieder eine merkwürdige Stelle ein. Ausser der Würde ihres Alters, welches z. T. zur frühesten Geschichte hinaufreicht, gewähren sie dem Forscher belehrende Blicke in den Geist des Volks, zu dessen Bildung viele unter ihnen durch ihre nationale Bestimmung und innige Verbindung mit der Religion mitwirkten. Mehrere Thaten der frühern Zeiten haben sich vielleicht nur durch sie erhalten. In ihnen vorzüglich bildete sich der Chorgesang, so wie die ganze phantasienreiche Vorstellung des Kriegsgottes. Ueberdieß hat sie das Schicksal der Zeit in der alten Litteratur beynahe einzig gemacht. Während wir z. B. im griechischen Alterthum den Verlust mancher Lieder, welche die ἐπινίκια und andere Feste veranlaßten, bedauern, hat sich uns aus den verschiedensten Zeiten der hebräischen Geschichte eine Reihe schöner Nationalpoesien erhalten, welche Jahrhunderte hindurch im Munde des Volks lebten.

Ein allgemeiner Ueberblick der Siegslieder nach Geschichte und Charakter beschäftige diesen Versuch. — In der frühern Sagengeschichte des wandernden Hirtenvolks wird man noch keine Gesänge dieser Art erwarten, wenn man nicht etwa Lamechs Lied auf die Erfindung des Schwerts (1 B. M. 4, 23. 24.) dahin zählen will, welches das Kraftgefühl des Erfinders und sein Vertrauen auf die neue Waffe im Tone des Triumphs schildert.

Der Befreyer der Hebräer, durch welchen sich der kriegerische Geist des Volks zuerst glücklich entwickelte, eröffnet auch die Reihe der Siegsänger. Am Arabischen Meere hatte der Nationalgott das erste glänzende Probestück seiner Tapferkeit abgelegt. Hier ward ihm auch der erste Triumphgesang geweihet. Das Lied am Meer, (2 B. M. 15.) so wie der Chorgesang Deborahs und Baraks, (Richter 5.) sind die schönsten Früchte aus dem Heldenalter. Jene heroische Zeit, in welcher auch die Poesie ein kriegerisches Gewand anlegte, und so manches kühne Abentheuer Stoff für den Gesang darbot, war an Siegsliedern reich, von welchen vielleicht die meisten verlohren gegangen sind. Indessen erkennen wir doch die alte Fülle auch bey unserer Armuth in dem Umstande, daß fast alle dichterischen Reste dieser Zeit Siegsgesänge oder Bruchstücke aus ihnen enthalten. Lieder dieser Art waren in den untergegangenen Schriften, den Moschelim, (4 B. M. 21, 27 — 30) dem Buche von

den Kriegen Jehovahs und dem Heldenbuche. So lesen wir aus den erstern das Amoritische Siegslied und aus dem Heldenbuche einen Theil von Josuas Triumphgesange (Jos. 10, 13.)

Sonne, stehe zu Gibeon,
Du Mond im Thale Ajalons rc.

Aus einer ähnlichen Sammlung ging der Anfang von Simsons Triumphlied über die Philister (Richter 15, 16.)

Mit dem Backen des Esels hab' ich Haufen zu Haufen,
Mit dem Backen des Esels der Männer Tausend erschlagen.

so wie das Philistäische über ihn selbst hervor. (Richter 16, 24.)

Zu unsre Hand hat unser Gott bescheeret
Den Feind, der unser Land verheeret
Und unsrer Leichen Zahl gemehret.

Und so wenig man im Josua, im Buch der Richter, vorzüglich dem älteren Theile rc. Rundung und Ebenmaaß des historischen Styls suchen darf, so scheinen doch mehrere Ungleichheiten, mehrere dichterische Züge auf ähnliche Lieder hinzudeuten, welche den Sammlern vorschwebten, die überhaupt wohl, wie die ältesten Geschichtschreiber anderer Völker auch, nach Gesängen arbeiteten. Indessen darf man freylich nicht in allen Siegsliedern jener Zeiten eine Vollendung, wie im Gesange der Deborah, suchen. Die meisten waren mehr Impromtü's, Empfindungen einer fröhlichen

Menge, durch das Ereigniß des Tages geweckt, kleine Volkslieder, welche sich durch Kürze und Assonanzen eben so leicht dem Gedächtniß anschmiegten, als ihre Geburt mühelos gewesen war. a) So sangen dort bey Sauls Rückkehr die Weiber (1 Sam. 18, 7.)

Geschlagen hat Saul seine Tausende,
David seine Zehntausende.

Die damalige innige Verbindung zwischen Poesie, Musik und Tanz mußte auch den roheren Liedern dieser Art eine eigene Wirkung geben. b) Was hier aus der Seele des Dichters hervorging, mahlte zugleich der Ton und die nachahmende Bewegung, welche den Gegenstand auch dem Auge darstellete. c) Diese lebendige Verwirklichung ward dann noch durch

a) Von dieser Art waren auch die kriegerischen Gesänge anderer Völker auf ähnlichen Stufen der Kultur. Dahin gehörten wahrscheinlich manche Bardiete unserer Urväter. Solche extemporirte Lieder sangen die Kaledonischen Barden ihren Helden im Felde, nach einer vaterländischen Sitte, welche sich, wie Macpherson berichtet, fast bis auf unsere Zeiten erhalten hat (Fingal Book 4, 93. Francf. and Leips. 83.)

b) Man erinnere sich z. B. der Amerikanischen Völker (Robertsons Geschichte von Amerika 1, 458) welche nach ihrer Weise, wie ungefähr im Liede der Deborah, alle Kriegsscenen vom Auszuge bis zur siegreichen Rückkehr durch den verschiedensten und angemessensten Wechsel der Stimme und Bewegung, mit einem Leben darstellen, daß der Europäische Zuschauer es kaum für Nachahmung halten kann.

c) Herders Geist der Ebräischen Poesie 2, 266. ff.

die Lage der Sänger begünstigt. Arbeitete der spätere Dichter nach David, fern vom Schauplatze des Krieges für den gottesdienstlichen Gebrauch des Tempels, so sangen Moses, Deborah ꝛc. mitten in der Scene und im frischen Andenken an die That des Tages. Der Sieg, welcher sie zu Liedern begeisterte, war durch ihren Arm und ihre Tapferkeit befördert. Die Weiber in jenen heroischen Zeiten, welche überhaupt kriegerischen Geist und Neigung zur Poesie und den verschwisterten Künsten mit ihren Helden theilen, erscheinen auch oft bey Triumphen thätig. So feyert, ausser Deborah, Mirjam die Thaten der Helden, gleich ihnen, durch ein Sieglied, welches sie im Reigen der Schwestern zur Aduffe singt: so empfängt Jephtas Tochter den wiederkehrenden, siegreichen Vater; so der Chor der Weiber den Saul.

Als bey dem traurigen Ende der Heldenzeit die Nation ohne Anführer und Bundeslade unter dem Drucke mächtiger Feinde seufzte, schwiegen vielleicht lange die Triumphlieder, bis sie, so wie der alte Heldengeist milder ward, einen sanfteren Ton annahmen. Hanna's Sieglied athmet statt des kriegerischen Geistes seiner Vorgänger, statt des Kraftgefühls eines Josua, welcher selbst den Kriegsgott unter seiner Obermacht wähnte, den friedlichen Sinn einer Hausfrau, welche, bey inniger Mutterfreude über die Erhebung ihres Sohnes aus der Dunkelheit, jener stolzen Abentheurer spottet, denen nur Arm und Bogen galt.

Sangen jene Jünger der Dichtkunst in ihren ländlichen Hütten, neben Sprüchen der Weisheit und Naturpoesieen, auch die Thaten der Vorzeit und seine Heldenlieder?

Die kriegerischen Zeiten Davids und seiner Nachfolger liefern Stoff zu neuen Siegsgesängen. Der königliche Dichter, welcher der Harfe, seiner Gefährtinn im Glück und Unglück, auch im Geräusche der Waffen nicht vergißt, und durch Spiel und Gesang seine Krieger zur Tapferkeit ermuntert, verherrlicht auch seine Siege durch Lieder. Mitten in den Gefahren des Krieges belebt er seine Hofnung glücklicher Zeiten durch Triumphgesänge. (Ps. 9, 16.) Sie sind die frommen Gelübde, mit welchen er die Gunst seines Schutzgottes zu gewinnen sucht. (Ps. 21, 14.) Bald ergreift er in ihnen seine eigenen, individuellen Empfindungen, bald singt er sie in der Seele seines Volks, als Nationallieder, um einstudiert und bey dem Siegsgepränge, im Heiligthume des Landesgottes, gesungen zu werden.

Jene alten Lieder aus der Heldenzeit sind indessen durch ihr Alter, durch die Würde des Gegenstandes und der Sänger selbst geheiligt. Kein Wunder daher, wenn der spätere Dichter oft, wenn gleich mit verschönernden Zusätzen, nachbildet, seinen Gesang, wie 5 B. Mos. 33, 2. mit der Schilderung des daherziehenden Kriegsgottes eröffnet, wie Deborah die lässigen Stämme verhöhnt, (Ps. 68.) wie jene und

Josua Himmelskörper als Theilnehmer an der Schlacht aufführt. (Habac. 3, 11.) Mehrere Gesänge dieser Art finden ihre Veranlassung auch durch die Nationalfeste, deren jährliche Wiederkehr das Andenken an die alte Heldengeschichte erneuert. So wird die Befreyung der Väter durch Moses noch nach Jahrhunderten am Passahfeste in Siegsliedern besungen. (Ps. 114.) — Verherrlichen die lyrischen Dichter durch sie Thaten der Zeit oder Vorwelt, so nimmt die Phantasie der Seher einen noch weiteren Schwung. In jenen Stunden der Begeisterung, in welchen sie sich aus dem Elende ihrer Zeit in eine glücklichere Zukunft versetzen, diese mit aller Glorie einer goldnen Zeit ausmahlen, Natur, Thiere und Menschen veredelt und frey sehen, geht ihre frohe Ahnung nicht selten in Triumphlieder von der verschiedensten Einkleidung über. Bald schildern sie z. B. eigene Empfindungen; bald singen sie in dem Geiste der glücklichen Nachwelt. (Jes. 14.) Hier lassen sie Jehovah an die besiegten Feinde apostrophiren, (Jes. 47.) dort hören sie ihn als Sieger bey der Rückkehr aus der Schlacht ein Triumphlied singen (Jes. 63.).

Nach alten Volksbegriffen der Hebräer ist ihre Sache zugleich Sache des Bundesgottes, ihr Feind der seinige. In ihren Kriegen gilt es so sehr dem Ruhme des Nationalgottes, daß die Dichter ihn, wenn sie ihn zur Hülfe auffordern, auch wohl bey seinem Ehrenpunkte fassen, oder an seine alten Hel-

denthaten erinnern. Es ist sein Land, sein Feuer und Heerd, wofür der Krieger streitet, sein Kriegsrecht, nach welchem er ficht. Daher dann in den Siegsliedern jene Religiösität, welche sie zugleich zu Hymnen auf den Landesgott macht. Schon der älteste Triumphgesang am Meere wird vor Jehovah gesungen, und wie dieser enthalten auch die späteren das Lob der Gottheit. Dieser Charakter ist indessen nach den Zeiten verschieden. So erscheint er sichtbarer in der Periode Davids und seiner Nachfolger, als in der vorigen stürmischen Heldenzeit. Der sanftere, religiösere Geist, welchen jener Dichter überhaupt durch sein eignes Beyspiel und die große Tempelkapelle, dem Dienste des Nationalgottes geeignet, in die lyrische Poesie brachte, zeigt sich auch in den Siegsliedern. Ideen, wie diese: kein König siegt durch große Macht; (Ps. 33, 16.) Nicht das Schwert, nur Jehovah verschafft Sieg; (Ps. 44, 4.) Nicht starke Rosse, nicht schnellfüßige Reuter gefallen ihm; (Ps. 147, 10.) Mögen andere Wagen und Rosse rühmen, wir Jehovah (Ps. 20, 8.) verrathen eine von Josua's und Simsons Zeitalter verschiedene Stimmung. Wir hören nicht mehr, wie im Liede der Deborah, die Tapferkeit einzelner Stämme und Krieger preisen, nirgends die selbstvertrauende Sprache jener alten Helden. Die Dichter scheinen über dem Kriegsgotte ihre Krieger aus dem Gesichte zu verlieren. — Weise benutzen sie die fröhliche Stimmung des Volks an Siegsfesten

auch zur Beförderung bürgerlicher Tugenden. So wird in dem schönen Wechselgesange, welcher den Landesgott selbst mit seinem heiligen Symbole, der Bundeslade, auf dem neueroberten Zion empfängt, nur dem guten Bürger Sieg verheißen: (Ps. 24, 4.)

Wer schuldlos seine Hand hielt, rein sein Herz,
Wer sein Vertrauen nicht dem Wahngott schenkte
Und keinen Meineid schwor, der mag
Empfangen Segen von Jehovah
Und Siege vom Gotte, seinem Helfer.

Dieser Gott erscheint nun größtentheils kriegerisch und an Hand und Brust seinen Helden ähnlich. Versuchen wir es, die vorzüglichsten Züge, welche von ihm in den Siegsliedern zerstreuet liegen, zu sammeln, und ihm von seinem Auszuge ins Feld bis zur siegreichen Rückkehr zu folgen! — Wie seine Helden rüstet er sich zum Streite, besteigt den Kriegswagen und zieht mit seinen Rossen daher. Mit furchtbar erhabenen Schilderungen, welche das Lied Mose's zum Gemeinorte in vielen folgenden machte, wird er auf den Schauplatz geführt. Bey seiner Ankunft fühlt die ganze Natur einen Schauer; die Erde zittert, der Himmel trieft und der Sinai bebt. (Richter 5, 4.) Ihm voran zeucht die Pest; Raubvögel fliegen unter ihm auf. Schnell und furchtbar ist seine Wirksamkeit auf dem Schlachtfelde. Er steht und die Erde wankt; er schaut, und die Völker beben und die Berge der Vorwelt zerstieben. (Habac. 3, 5 ff.) Sein

Odem haucht, und die Feinde sinken wie Bley, er athmet Rache, und sie verwehen wie Spreu. (2 B. Mos. 15, 7 — 10.) Er erhebt sich, und sie schwinden, wie Rauchwolken, wie Wachs vor dem Feuer. (Ps. 68, 3.) Er schnellt seine Pfeile gegen sie (Ps. 21, 13. Habac. 3, 10.) und die Zuschauer seiner Thaten, die Berge, flehen und die Wogen wimmern. Er zerbricht die Bogen seiner Widersacher, (Ps. 21, 13. 46, 10.) zermalmt ihre Lanzen und verbrennt ihre Kriegswagen. Vor seinem Schelten versinkt ihr Reuter sammt dem Rosse in Todesschlummer; die Helden stehlen sich vor ihm weg und ihrer keiner findet seine Hand. (Ps. 76, 6.) Er macht unter ihnen Gefangene, (Ps. 68, 19.) gürtet sich von ihren Mächtigsten mit Beute (Ps. 60, 11.) und erwirbt sich um so mehr Ehre, je tapferer der Feind kämpft. (Ps. 76, 11.) Gleich erzürnten Helden wirft er zum Zeichen der Unterjochung seinen Schuh über sie und wäscht seine Füße in ihrem Blute. So persönlich tapfer er ficht, eben so thätig sorgt er als Feldherr für seine Verbündeten. Ihnen verleiht er die Kriegstugenden, Muth und Schnellfüßigkeit, (Ps. 18, 34.) das Feldzeichen und den Siegesschild. (Ps. 18, 36. 60, 6.) Mit ihnen stellt er seine Kriegsschaaren am Himmel in Schlachtordnung, welche bald als Verbündete seiner Debora, bald unter Josua mit ihrem göttlichen Heerführer selbst dienen. Indessen weilen auch sie dort, bey dem blitzenden Glanze seiner Waffen, beschämt und verstum-

kelt in ihren Reihen. (Habac. 3, 11.) So erringt er seinem Volke den Sieg d) (Ps. 118, 15) oder sichert doch seine Flucht und wehrt den Pfeilen der Feinde. (Ps. 60, 6.) Hat er diese geschlagen, dann verläßt er frohlockend im blutigen Siegsgewande das Schlachtfeld, dann freuet er sich der Tapferkeit und Stärke seines Arms, dann nährt er selbstgefällig den Gedanken, daß er allein die Feinde geschlagen hat und Niemand die Ehre des Tages mit ihm theilt. (Jes. 63, 3 — 6.) Mit seinen Lieben zieht er nun nach der Heimath zurück, wo er Feuer und Heerd hat, und vom Chorgesange des fröhlichen Volks, wie dort Jephta von seiner Tochter, empfangen wird. (Ps. 24, 47.) Auch die Natur, deren Schauer sich bey der Rückkehr des Siegers in ein süßes Entzücken auflöst, gesellt sich zur Feyer seines Triumphs. Der Erd-

d) So leitet bekanntlich auch der religiöse Pindar die Siege seiner Helden oft von den Schutzgöttern ihres Kampfspiels, Geschlechts oder Vaterlandes ab. Theron z. B. besiegt durch die Schutzgötter seines Agrigents die Tyndariden; Aristomenes in den Pythischen Spielen siegt durch Apollo. — Einige Züge vom Kriegsgotte der Hebräer finden wir auch in den Preußischen Kriegsliedern. Der wackere Grenadier, welcher mit seinem Oestreicher nur einen Gott anbetet, verengt auch diesen zum Schutzgotte seines Friedrichs. Auf Wolken fährt er in der Schlacht bey Lowositz und schlägt den Braun mit seinen Panduren in die Flucht. Sein Donner erschreckt die Feinde. Er gewinnt mit Friedrich die Schlacht, und verhöhnt im Siegesliede nach der Schlacht bey Lissa selbst, wie der hebräische Jehovah, die Feinde seiner Lieblinge.

kreis mit seinen Bewohnern, Berge und Felder und die Bäume des Waldes jauchzen, die Meere brausen sein Lob und die einst wimmernden Ströme begrüßen den Siegeer mit Händklatschen e). (Ps. 96, 12. 98, 7. 8.)

Schon das Lied am Meere kündigt uns einen Charakter an, welcher auch die meisten folgenden Siegsgesänge auszeichnet, Spott und Hohn. Diese Empfindung, welche dem Sieger, durch Kriegsglück und Tapferkeit über seine Feinde erhoben, so natürlich ist, finden wir daher auch in den Triumphliedern der verschiedensten Völker. Nur ein hoher Grad von Humanität, nur eigene Volksbegriffe mögen die seltene Erscheinung, wie im Ossian, bewirken, daß der Barde am Grabe der Feinde in elegischen Tönen klagt f).

Je mehr es zuvörderst in den Kriegen der Hebräer ihrem Jehovah galt, desto verächtlicher mußten ihren

e) Mit eben der innigen Theilnahme an den Thaten der Helden, demselben Wechsel der Empfindung beseelt Ossian seine Natur. Ziehen seine Krieger in die Schlacht, dann läßt auch er z. B. die Hügel aufschrecken und die Felsen mit allem Moose zittern. (Fingal Book 1, 23.) Kehren sie siegreich zurück, dann müssen auch in den Triumphliedern seiner Barden die Ströme jauchzen. (Comala 2, 12.)

f) Und doch enthalten auch die Siegslieder dieses humanen Dichters zum Theil bittern Spott. So singen z. B. Fingals Barden von den Römern: „The king of the World sits in his Hall and hears of his peoples flight. He lifts his red eye of pride, and takes his father's fword." (Carthon 2, 68.)

ihren patriotischen Dichtern die Stämme schreinen, welche ihren Arm seiner Sache entzogen. Siegslieder gaben ihnen hier eine günstige Veranlassung, die Feigheit solcher Abtrünnigen durch eine öffentliche Rüge zu brandmarken. So verhöhnt z. B. Deborah g) den Stamm Ruben, welcher die Ruhe des Hirtenlebens den Beschwerden eines Feldzuges vorgezogen hatte. (Richter 5, 14. 15.) Sie sieht ihn an den Bächen der Heimath unter seinen Heerden sitzen, fragt ihn um die Ursache seines Säumens, und läßt ihn ganz in seinem kriegsscheuen Geiste antworten h). So spottet ein späteres Siegslied, (Ps. 68.) nach dem Muster der Deborah, der lässigen Stämme, welche ruhig daheim saßen und sich am Silber- und Goldgefieder ihrer Tauben weideten, während der Kriegsgott die Könige zerstreuete. Eine solche Verhöhnung in einem Nationalliede, vor dem Angesichte der Gott-

g) vergl. über dieses Siegslied Herder im Geiste der Ebr. Poesie 2, 258. und in den Briefen, das Studium der Theologie betreffend 1, 3.

h) Nur an den Bächen Rubens ist
Des Ueberlegens viel.
„Warum, o Ruben, sitzest du
Bey deinen Hürden da?“

„Auf das Geblöcke meines Viehs
Zu horchen, lüstet mich.“
Ach! an den Bächen Rubens ist
Des Ueberlegens viel.

heit und vor einer Versammlung von Tausenden, mußte mächtig für Gemeingeist wirken.

Oefter indessen schwingen die Siegssänger die Geißel der Satyre gegen die Feinde. — So geht Deborah — um aus einer Fülle von Beyspielen die vorzüglichsten zu wählen — im lyrisch-dramatischen Gemählde der Schlacht zur schneidendsten Verspottung der Feinde und ihres Anführers über. Mit den erhabenen, wiederholten Ehrennamen: Könige, führt sie sie ins Schlachtfeld gegen ihr Volk und die verbündeten Sterne, um sie gleich darauf vom Kison verschlingen zu lassen. Die Hufe ihrer Rosse stampfen — wie man erwarten könnte — beym muthigen Angriffe der Krieger. Spottend erfolgt die Antwort: im Fliehn, im Fliehn der Starken. Die Phantasie der Sängerinn folgt nun dem fliehenden Sissra in Jaels Zelt. Nur Wasser fordert er; Gastfrey bescheert sie dem königlichen Fremdling mehr. In prächtiger Schaale reicht sie ihm Milch, schöne, geronnene Milch. Wortreich wird nun der Tod geschildert, welchen die Wirthinn dem berauschten Helden mit Nagel und Hammer bringt. Mit sarkastischem, nachahmendem Spotte verweilt der Gesang bey dem Sterbenden, wie er unter den Füßen des Weibes da liegt, im letzten Kampfe des Lebens und Todes sich krümmt, wieder hinsinkt und endlich erblaßt. Eine andere Scene beginnt nun im heimathlichen Hause des Ge-

fallenen. Mit grossen Erwartungen harrt hier seine Mutter *i*) mit ihren Frauen aus dem Gitter des Siegers. Gläubig erklären sie sich sein Säumen aus dem Auffenthalte, welchen ihm die Vertheilung der im Felde gemachten Beute verursacht. Schon sehen sie die erbeuteten Mädchen, weiden sich an den bunten, schöngestickten Kleidern, zum Siegsgepränge des Gebieters, während eine ihres Geschlechts den erträumten Sieger ermordet hat.

Unter den Feinden der Hebräer waren die Babylonier die furchtbarsten und gehässigsten. Kein Wunder daher, wenn wir auch in den Siegsliedern auf dieses Volk jenen Spott finden, zu welchem schon die alte satyrische Sage von seinem Ahnherrn Nimrod, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, den Ton angegeben hatte. Erinnern wir uns zuvörderst des treflichen Siegsgesanges, den Jesaias, (Jes. 14.) in der Seele des Volks, welches den König der Babylonier gestürzt sieht, anstimmt. Nach dem schönen Eingange, in welchem auch die Tannen und Cedern Libanons

S 2

i) „Was säumt, (ruft sie) zu kommen sein Gespann.
Was weilen seines Wagens Räder?"

So sehnt sich im Ossian Bragela aus der Halle nach ihrem Gatten Cuthullin, welcher auch im Kriege getödtet wird:

„Was säumest du, zu kommen, Sohn des edlen
Semo — — Wann wirst du kommen in deinen Waffen,
Erster des moosigen Tura?"
(The Death of Cuthullin 2, 96.)

in den Jubelchor der Feyernden einstimmen, weil auch sie nicht mehr das Beil der fremden Herrscher zu fürchten haben, schildert der Dichter den Sturz des Königs. Hat dort Deborah den Sissra mit ihrem Spotte bis zum Tode verfolgt, so begleitet unser Seher seinen König selbst in die Unterwelt hinab. Bebend stehen die Schatten der Könige und Helden vor dem neuen ankommenden Gast auf; sie e staunen, in dem einst so mächtigen Völkerbeherrscher nun einen gleichen Bruder zu begrüßen *k*). Dann wird die Erniedrigung des Königs mit seiner vormaligen Größe in Contrast gesetzt. Dahin ist seine Pracht und sieggewöhnte Harfe. Moder und Gewürme sind sein Bett und seine Decke. Der Morgenstern, der Sohn der Morgenröthe, ist gesunken. Prahlend wird er eingeführt in seinen vormaligen hohen Entwürfen, wie er über Wolken und Sternen auf dem Götterberge, gleich Jehovah, thronen wollte. Aber er ist zur Unterwelt, in die Tiefe des Abgrunds gestürzt. Wer ihn sieht, staunt über die furchtbare Verwandlung;

k) Ganz im hebräischen Geiste singen Klopstocks Engel und Selige im letzten Gesange der Messiade ihre Sieglieder über Babel, Aegypten ꝛc. Wie unser Seher z. B. den babylonischen König, erblicken sie den gestürzten Pharao in der Unterwelt:

> Die Erschlagnen all' um sich her versammelt
> Sah in des Abgrunds Nacht Pharao! ihn
> Erblickte sein Volk, und es war
> Ihm Erquickung dieß Entsetzen.

selbst der Ehre des Grabes entbehrt er; Jehovah selbst spottet am Ende des Feindes.

Auch jene bekannten Bilder von Weibern und Buhlerinnen, unter welchen die Seher Städte und Völker aufführen, werden mit satyrischen Zügen ausgemahlt. So apostrophirt dort Jehovah im Triumphliede (Jes. 47.) an Babel, diese Stadt als ein üppiges, herrschsüchtiges Weib. Die weichliche Chaldäerinn, welche sich über alle erhaben wähnte, muß entthront zum Staube sinken und in die Dunkelheit schleichen. Ihres Schleyers und ihrer Prachtgewänder beraubt, muß sie als niedrige Sklavinn die Mühle nehmen und mahlen. Die Sichere, welche nie Wittwe und kinderlos zu werden fürchtete, muß nun auf einmal Gatten und Kinder betrauern. Ihre Gaukler und Zauberer verlassen sie mit allen den Künsten, welche ihr von Jugend auf zu Gebote standen.

Neben so vielen Stellen, in welchen sich jener Spott von Aeusserungen der wildesten Rachgier begleitet findet, muß man doch nicht der Züge vergessen, in welchen sich die Humanität der Dichter durch schönere Empfindungen verräth. Derselbe Sänger, welcher im Drange seiner Leiden der Feinde mit dem bittersten Spotte flucht, ergießt sich doch am Grabe eines feindlichen Sauls in wehmüthige Klagen. Wenn hier der Seher bis in die Unterwelt hinab der

Babylonier spottet, so wimmert er doch dort, von einem Schauder der Menschlichkeit ergriffen, bey der Zerstörung ihrer Stadt. (Jes. 21, 3. 4.) Und Jehovah selbst, welcher sich hier im Blute der Moabiter waschen will, vergießt dort an ihren Rebenhügeln und Aerntefeldern mitleidige Thränen. Sein Herz ächzt über Moab, gleich den Trauertönen der Harfe. (Jes. 16, 9. 11.)

Provenzalische Dichter.

(Sie blühten bald nach dem Anfange des zwölften Jahrhunderts bis gegen den Ausgang des dreyzehnten a).

Die Erscheinung der provenzalischen Dichter in der Geschichte der Poesie gehört unstreitig unter die alten und durch die Länge der Zeit verdunkelten, aber darum nichts weniger als unbedeutenden Ereignisse. Sie war wichtig für die Sprache und Sitten des Landes, in dem sie sich zeigte, sie war von Wirkung auf Italien und die dort hervorgehende Dichtkunst, sie war endlich selbst nicht ohne Folgen für das südliche Deutschland und den mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in ihm anhebenden Minnesang. Ich

a) Der erste provenzalische Dichter, den Millot aufführt, ist Wilhelm der neunte, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, gebohren 1071, gestorben 1122, der letzte, dessen er gedenkt, — Jean Esteve von Besieres, blühend unter Philipp dem Schönen, um das Jahr 1286. Die Zahl der bekannten Dichter, die in seinem Werke vorkommen, beläuft sich, überhaupt, auf 142, und die Zahl der unbekannten auf 135.

glaube daher für die Leser der Charaktere keine vergeblich Arbeit zu unternehmen, wenn ich einen Artikel, den auch Sulzer in seinem Wörterbuche nicht übersehen, aber mehr berührt als ausgeführt hat, etwas umständlicher behandle. Freylich kann mein Aufsatz nichts anders seyn, als ein Auszug aus den Schriften des Nostradamus, Crescimbeni, Millot und Le Grand *b*), die bekanntlich dieser Untersuchung einen

b) Vies des plus célébres et anciens Poetes provenseaux par Jean de Notre Dame. Lyon, 1575. in 12, ein Werk, das mit Recht für fabelhaft gehalten wird, aber das doch seinen Werth hat. Istoria della volgar poesia da Giovan Mario Crescimbeni. Venezia 1730. 6 Bände in 4. Der zweyte Band enthält eine italienische Uebersetzung des Buches von Nostradamus mit vielen wichtigen Anmerkungen und Zusätzen. Histoire litteraire des Troubadours (par l'Abbé de Millot) Paris 1774. 3 Bände, kl. 8. Das Werk ist eigentlich ein Auszug aus den funfzehn Folianten provenzalischer Gedichte, die der unermüdete Fleiß des Herrn de la Curne de Ste Palaye in Italien und Frankreich gesammelt und in die königliche Bibliothek zu Paris niedergelegt hat. Millot genoß noch, bey der Herausgabe seiner Geschichte, der Unterstützung dieses gelehrten Academisten, der bekanntlich die provenzalische Sprache ganz besaß und sogar ein eignes Wörterbuch darüber, für seinen Privatgebrauch, ausgearbeitet hatte. Es läßt sich daher im Allgemeinen schon auf die Treue und Richtigkeit der uns von Millot mitgetheilten Uebersetzungen rechnen, doch gesteht er selbst, daß er hie und da sich Abkürzungen und kleine Veränderungen im Ausdrucke erlaubt habe. Fabliaux ou Contes du XII. et du XIII. Siecle, traduits ou extraits d'après plusieurs Manuscrits du temps par Mr. le Grand. Nouvelle edition Paris 1781. Fünf Theile in 12. Was aus diesem Werke hieher gehört, ist die Vorrede zum ersten und

vorzüglichen Fleiß geschenkt haben. Er wird indeß seinen Zweck nicht verfehlen, wenn er das Wissenswürdigste aus den Werken der genannten Gelehrten enthält und meine Leser über den Ursprung, Gegenstand, Werth und Einfluß der provenzalischen Dichtkunst belehrt.

In welchem Lande Frankreichs die Provenzalen hervorgingen, sagt jedem schon der ihnen eigene Nahme: indeß würde man gleichwohl irren, wenn man glaubte, daß sie ausschließend in der Provence, oder in der Gegend zwischen der Rhone und dem Varo, geblüht hätten. Ihr Wohnsitz war, überhaupt genommen, das gesammte südliche Frankreich, dessen Einwohner aber, weil Gothien und beynahe das ganze Languedoc und Aquitanien die Markgrafen von der Provence, am Ende des eilften Jahrhunderts, als Oberherrn anerkannte, unter der allgemeinen Benennung der Provenzalen begriffen wurden. Die Schriftsteller, die sich über das Entstehn der provenzalischen Dichtkunst verbreiten, haben nicht unterlassen, die milde Luft und den lieblichen Himmel des Landes, in dem sie gebohren ward, zu erheben: allein wenn man

die Observations sur les Troubadours vor dem zweyten Bande. Auch in Velasquez Geschichte der spanischen Dichtkunst, übersetzt von Diez, Göttingen 1769 finden sich Seite 45. u. f Bemerkungen, die ich benutzt habe.

auch nicht wüßte, daß die Dichtkunst, unabhängig von dem Grade der Länge und Breite, von jeher unter den verschiedensten Zonen gediehen wäre, so würde schon der nördliche Theil Frankreichs, der von denselben Schriftstellern als ein rauhes unpoetisches Land verschrieen wird, und gleichwohl, wie die Geschichte lehrt, in der nähmlichen Zeit, in welcher die Provenzalen blühten, eine Menge unverächtlicher dichterischer Erzeugnisse hervorgebracht hat, den Glauben an die Kraft des Bodens und an die Macht der Witterung der mittäglichen Provinzen entkräften. Bey dem allen hat die Erscheinung, von der ich rede, so gut, wie jede andere, ihre Ursachen gehabt. Die allgemeine Veränderung, die Europa durch die Kreuzzüge im eilften und zwölften Jahrhunderte erfuhr, war auch für das Aufblühn der Wissenschaften und vorzüglich der Poesie in Frankreich nicht ohne Wirkung. Das Abenteuerliche, das an sich schon in den Zügen nach dem heiligen Grabe lag, die Gefahren an denen sich der ritterliche Geist in den Kämpfen mit den Ungläubigen nährte und stärkte, die freyere Aussicht, die der Einbildungskraft unter den damahligen Umständen eröffnet wurde, — alles dieses und vieles andere, was bereits von den Geschichtschreibern sorgfältig ausgeführt worden ist und von mir nicht wiederholt werden darf, setzte die Gemüther in eine Stimmung, die der Dichtkunst nichts weniger als ungünstig war. Aber der poetische Genius erhielt in jenen Tagen nicht bloß

allgemeine Veranlassungen, sich zu regen und aus seinem Schlaf zu erwachen; er bekam durch den Umgang mit dem Volke, das damahls einzig im Besitz gelehrter Kenntnisse war, noch eine bestimmtere Kraft und Richtung. Indeß die Wissenschaften in den Abendländern ausstarben, hatten die Griechen noch einige schätzenswerthe Ueberbleibsel an sich gerissen und mit ihnen zugleich jene Geschmeidigkeit der Sitten und jene Feinheit der Lebensart, die gewöhnlich mit Künsten und Kenntnissen Hand in Hand gehen, bewahrt und erhalten. Wie sehr die Franken den Griechen, beydes im Wissen und im Betragen, nachstanden, das sagen uns nicht allein die griechischen Geschichtschreiber, die sie uns stets als Barbaren beschreiben und mit Abscheu von ihrer Roheit und Wildheit reden, sondern auch ganz vorzüglich die Verwunderung und Achtung, mit der die fränkischen Schriftsteller alles, was griechisch ist, anstaunen. Mehrere derselben, die, wie der Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge c) sich ausdrückt, Augenzeugen von der großen Zusammenkunft der Völker aus Osten und Westen waren, haben den außerordentlichen Eindruck, den dieser Anblick auf sie selbst hervorbrachte, mit Aufrichtigkeit und Einfalt geschildert und in ihren Gemählden ein unverwerfliches Zeugniß niedergelegt, daß die Bewohner des Abendlandes vor dieser Zeit in allem, was zum

c) Theil 2. S. 150.

Geschmack und zur feinen Ausbildung gehört, so gut als fremd waren. Ein fortgesetzter Umgang mit den auf einer höhern Stufe der Aufklärung stehenden Griechen, konnte unmöglich für die französischen Krieger gleichgültig und ohne Folgen seyn. Verglichen mit den deutschen Rittern waren sie ohnehin bereits, wie ein glaubwürdiger Schriftsteller d) versichert, auf der Bahn der guten Lebensart um etwas voraus und wurden jenen, die bloß Tapferkeit besaßen, von Gottfried von Bouillon zu Gesellschaftern empfohlen, um die Rohigkeit des deutschen Sinnes zu mildern und zu glätten. Nichts ist natürlicher, als daß dieser empfängliche Geist der Franzosen sich nach und nach mit dem geschmeidigen Geiste der Griechen befreundete, und die ersten manches von den Sitten der letztern an sich nahmen und über das Meer in ihr Vaterland zurückbrachten; nichts begreiflicher, als daß die Farbe der Empfindung und der Ton der Lebensart sich unvermerkt ins beßre verwandelte und jene sanfter und diese feiner wurden; nichts endlich gewisser, als daß ein Volk, das von Natur für den Gesang gestimmt ist und, aller Wahrscheinlichkeit nach, lange vor den Kreuzzügen schon, seine Dichter oder, wenn man lieber will, Reimer hatte e), auf einmahl im Gebiethe der Poesie einen merkwürdigen Schritt vorwärts that

d) Chronic. Vrsperg. S. 248.

e) Millot in dem seinem Werke vorangeschickten Discours. S. 22.

und die gebildetern Gesinnungen und Gefühle, die es aus der Bekanntschaft mit den Fremden an- und in sich aufgenommen hatte, auch in seinen Gedichten ausdrückte.

Einen noch grössern Einfluß auf die Bildung der provenzalischen Poesie hatte jedoch unstreitig der sogenannte Geist der Ritterschaft, der sich ebenfalls, während der Kreuzzüge, entwickelte. So richtig auf der einen Seite die Bemerkung eines geschätzten Geschichtschreibers f) ist, daß die Dichtkunst des Mittelalters nicht wenig dazu beygetragen habe, die Ritter für ihre Pflicht zu entflammen und ihre Begeisterung zu erhöhen, eben so entschieden ist es auf der andern, daß der Geist der Ritterschaft auch rückwärts gewirkt und die Dichtkunst belebt und veredelt hat. Der Dichter hängt immer zunächst von seinem Zeitalter ab. Dieses ist es, was ihm öfters den Stoff zu seinen Gedichten darbietet, dieses, was ihn jederzeit den Ton lehrt, den er anstimmen muß, wenn er gefallen will. Je poetischer daher das Zeitalter für ihn ist, ich will sagen, je mehr die Begebenheiten des Tages und die Empfindungen und Sitten der Menschen sich zur poetischen Darstellung eignen, um so leichter wird sich die Phantasie des Dichters entzünden und die Dichtkunst an Umfang gewinnen. In der Hinsicht aber behauptet das Zeitalter der Kreuzzüge ge-

f) Remer in einer Anmerkung zu Robertson. Th. I. S. 663.

wiß vor vielen andern den Vorzug. Seine Ritter ließen es nicht nur an gesangwürdigen Thaten nicht fehlen, sondern sie gaben zugleich der Denkungsart ihrer Zeitgenossen einen neuen und für die Poesie vortheilhaften Umschwung. Sitten, Anmuth, Gefälligkeit, Liebenswürdigkeit, und eine der Schwärmerey sich nähernde Verehrung des schönen Geschlechts, vormahls unbekannte Tugenden, wurden durch sie die Tugenden ihrer Tage. Man schätzte sie, weil sie der Ritter, der edlere und angesehenere Mann schätzte, und fand sie begehrungswerth, weil er sich selbige zu eigen zu machen suchte. So entflammte der Geist der Ritterschaft den Geist des Zeitalters und dieser hinwiederum den Geist der Dichtkunst. Die Damen, vormahls ein unbedeutender Theil der Gesellschaft, traten seitdem in ihr mit Würde und Anstand auf, und fiengen dadurch an, ein vorzüglicher Gegenstand des Gesanges zu werden. Die Liebe, eine Leidenschaft, die man bis jetzt bloß von der sinnlichen Seite gekannt hatte, läuterte und veredelte sich durch die Achtung, die ihr das männliche Geschlecht erzeigte, und entzückte in dieser neuen Gestalt die Einbildungskraft bis zu einem Grade, der an Spitzfindigkeit und Abenteuerlichkeit gränzte. Endlich boten selbst die Unternehmungen der Ritter jener Zeit und die politische Lage Frankreichs, von der ich hernach ausführlicher reden werde, dem Genie manchen

Stoff dar, an dem es sich üben und was es vermöge, versuchen konnte.

Ich würde zu den Ursachen, welche die provenzalische Dichtkunst hervorriefen, auch den größern Wohlstand, der durch den erweiterten Handel sich über Europa verbreitete, zählen, wenn die Bemerkung, daß der Ueberfluß die Künste erzeuge, durch die öftere Wiederholung nicht schon alltäglich geworden wäre. Destoweniger darf ich eine andere Ursache, den Stand der französischen Sprache im zwölften Jahrhundert, mit Stillschweigen übergehen. Die Vollkommenheit der Dichtkunst hängt bekanntlich mit der Vollkommenheit der Sprache so genau und innig zusammen, daß keine ohne die andere denkbar ist. Steht die letztere noch auf einer zu niedrigen Stufe der Ausbildung, so versucht es der Dichter umsonst, sie zum Werkzeuge seiner Gedanken und Empfindungen zu gebrauchen. Um das werden zu können, muß er bereits einen beträchtlichen Reichthum an Worten, Wendungen und Redensarten in ihr vorfinden und ihr Bau zu einer gewissen Festigkeit, Ordnung und Stärke gediehen seyn. Er muß, was er sagen will, zu seiner Befriedigung sagen können, und der Ausdruck hinter seinen Wünschen und Gefühlen wenigstens nicht zu weit zurückbleiben. Die Schwierigkeiten, die er zu übernehmen hat, dürfen nicht so groß seyn, daß sie ihn von dem Versuche selbst abschrecken, und der Erfolg wird so ausfallen müssen, daß er sich für seine Mühe belohnt

glaubt. Diese Foderungen zu erfüllen, war, wie es scheint, die französische Sprache nicht eher geschickt, als in dem Zeitpunkte, in welchem die Provenzalen hervortraten. Das heutige Frankreich, das in den ältesten Zeiten die Celten oder Gallier zu Bewohnern hatte, die der Gewalt der Römer unterlagen, und endlich im fünften Jahrhundert im Norden eine Beute der Franken und im Süden ein Raub der Westgothen wurde, hatte nach und nach die Sprache aller seiner Besitzer, neben seiner ursprünglichen, aufgenommen. Aus der Vermischung so vieler ungleichartigen Zungen bildeten sich zuletzt die zwey bekannten Hauptsprachen, die Sprache d'Oyl, oder die itzige französische, in dem mitternächtlichen, und die Sprache d'Oc, die dermahlige gasconische, in dem mittäglichen Theile des Königreichs. Schon der gewöhnliche langsame Gang, den alle Sprachen in ihrer Ausbildung gegangen sind und noch gehen, läßt uns erwarten, daß auch diese beyden Mundarten, die eigentlich die gemeine Landessprache ausmachten, auch wenn keine besondern Hindernisse von außen eingetreten wären, nur nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren, für dichterische Darstellungen empfänglich und geschickt werden konnten. Aber die Langsamkeit ihrer Fortschritte wird um desto begreiflicher, wenn man bedenkt, daß unter den Merovingern und Carolingern, abwechselnd, die Nieder- und Hochdeutsche und, nach dem zehnten Jahrhunderte, die lateinische Sprache die des Hofes ward und

die

die beyden genannten Mundarten sich folglich ganz allein oder doch größtentheils durch das Volk vervollkommnen mußten. Bemerken wir es doch noch itzt, daß die Landessprache in zwey Reichen Europens, in denen sich, neben ihr, die lateinische Sprache, wenn auch gleich sehr unvollkommen, erhält, nur geringe Fortschritte macht, und derjenige Kreis unsers Vaterlandes, in dessen Hauptstadt die französische und welsche Sprache die Hof- und Gesellschaftssprachen sind, hinter den andern Kreisen, in Absicht des guten und zierlichen deutschen Ausdrucks, zurücksteht. Offenbar waren unter so ungünstigen Umständen Jahrhunderte nicht zu viel, um die gemeine Landessprache Frankreichs zu derjenigen Stufe der Ausbildung zu erheben, zu der sie nothwendig gelangt seyn mußte, wenn der Dichter sich ihrer mit Vortheil bedienen sollte. Was spricht überdem für die Behauptung selbst, ich meyne, für die Unvollkommenheit beyder Mundarten vor dem zwölften Jahrhunderte, und für die glückliche Veränderung beyder nach dem Anfange desselben lauter, als daß gleichsam auf einmal und wie durch ein Wunderwerk hervorgerufen, in den nördlichen sowohl als südlichen Landschaften des Königreichs, eine solche Menge von Dichtern und Sängern aufstand und in einem langen Zeitraum, ununterbrochen, ein Versuch dem andern folgte? So viel Antheil auch immer der Eifer, mit dem die Fürsten und Edeln jener Tage sich der Ausübung der Dichtkunst

unterzogen, und die Aufmunterung, die sie ihr angedeihen ließen, und der Trieb der Nachahmung an dieser Erscheinung gehabt haben mögen, so wird gleichwohl der Umfang und die Dauer derselben dadurch lange nicht begreiflich genug, wenn man nicht zugleich die größere Geschmeidigkeit und Bildsamkeit der Sprache zu Hülfe ruft.

Vielleicht würde sich noch manches über den Ursprung und die Veranlassung der provenzalischen Dichtkunst sagen lassen, vielleicht auch sogar mancher Aufschluß über die besondere Richtung welche die Poesie durch die Provenzalen oder Troubadours (denn so hießen sie bekanntlich auch) in Süden, und durch die Romanciers oder Troveres g) in Norden empfieng, ergeben, wenn wir über die Sitten der Höfe und über den Geist des geselligen Umganges in jenen Zeiten etwas genauer und vollständiger unterrichtet wären. Aber weder Millot und Le Grand, noch selbst der Herr von Ste. Palaye in seinem Buche über das Ritterwesen h) haben diese Punkte hinlänglich entwickelt, oder überhaupt nur die Ursachen, die das Entstehn

g) Es leuchtet jedem von selbst ein, daß beyde Benennungen Troubadour und Troveres von trouver Finden, Erfinden, herkommen und also mit dem Worte, das im Griechischen einen Dichter bezeichnet, gleiches Ursprungs und gleicher Bedeutung sind.

h) Einiges, was diesen Punkt betrifft, hat Thomas in seinem Essai sur le caractere et l'esprit des femmes, (Wien 1773.) S. 69. berührt.

der provenzalischen Dichtkunst bewirkten, in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen. Alle haben lieber bey der Frage, was sie war, als bey der, wie sie wurde, verweilen wollen, und wahrscheinlich wird die Beantwortung der erstern, zu der ich übergehe, auch für die Leser der Charaktere die anziehendste seyn.

Die Gedichte, die uns von den Provenzalen übrig geblieben sind, lassen sich, ihrem Inhalte nach, sehr bequem in vier Klassen, in erotische, historische, satyrische und didaktische, eintheilen. Jede Gattung verdient, daß ich bey ihr verweile und sie kurz schildere.

Der Gegenstand der erstern, sagt Millot, (und er urtheilt, so weit man seinen Ausspruch nach den uns gelieferten Belägen prüfen kann, richtig,) ist Lob der Schönheit und Liebe, und der Ton, der in ihnen herrscht, der nehmliche, durch den sich der Adel oder die Ritter des zwölften Jahrhunderts auszeichneten. Jene witzigen Gedanken und jene feinen künstlichen Wendungen der neuern Liebesgedichte, in welchen sich mehr die Annehmlichkeiten des Geistes, als die Regungen des Herzens, offenbaren, sucht man daher in den provenzalischen Liedern vergebens. Die Liebe ist größtentheils in ihnen bald mit Kraft und bald mit einer rührenden und treuherzigen Einfalt geschildert. Oft furchtsam und ehrfurchtsvoll, bethet der Troubadour die Schönheit, die er zu seiner Göttinn erhebt, mit einer Art von Entzücken an; er sieht in ihr alle

die Vollkommenheiten vereinigt, die fähig sind Begeisterung einzuflößen, und die kleinsten Gunstbezeugungen, die er von ihr erwartet, sind für ihn überirdische Freuden. Das eine Mal beschließt er, sich ihr durch irgend eine heldenmüthige Handlung zu offenbaren, und das andre Mal wagt er, aus Furcht, er möchte sein Geheimniß verrathen, kaum ein Wort auszusprechen. Kurz die zärtlichen Empfindungen der Ritter sind auch die Empfindungen der Troubadours und die Sprache der erstern die Sprache der letztern.

Es wird meinen Lesern gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen einige Stellen, die Millot aus den Liebesliedern unsrer Dichter ausgehoben und in seine Geschichte verwebt hat, zur Bestätigung des Gesagten mittheile *i*). Folgender Gestalt drückt sich Bernard von Ventadour, der ohngefähr 1170 lebte, in einem Gesange an Agnese von Montluzon, die Gemahlinn seines Herrn, des Vicomte Ebles von Ventadour, die er zur Königinn seines Herzens erwählt hatte, aus *k*): »Ich kenne die Liebe nicht, als durch die

i) Ich gebe mehrere und von jeder Gattung, weil außerdem dieser ganze Aufsatz für Leser, die Millots in Deutschland ziemlich seltnes Werk nicht befragen können, alles Anziehende verlieren würde, und gebe sie in Prosa, weil der Franzose ebenfalls nur in Prosa, und ohne Beyfügung des Originals, übersetzt hat, und die gereimte Verdeutschung unter solchen Umständen wohl ein ziemlich gewagtes und schwieriges Unternehmen seyn möchte.

k) Millot. Th. I. S. 25.

Unruhen, die mich verfolgen, aber diese Unruhen sind mir theuer. Nein, ich möchte meine Leiden nicht um alle die Güter vertauschen, welche die Menschen köstlich nennen. Amor, wenn deine Leiden schon so viel Süßes für mich haben, wie viel süßer müssen nicht erst deine Freuden seyn! O mache, daß ich immer liebe, selbst wenn ich nie wieder geliebt werden sollte.« In einem andern Stücke an eben dieselbe l) sagt er: »Während daß die Jahreszeiten sich regelmäßig verändern und eine der andern weicht, verzehr' ich mich unaufhörlich, in dem nähmlichen Zustande seufze ich ohne Unterlaß und werde niemahls erhört. Was nützt die Liebe, wenn sie nicht wechselseitig ist? Ich scheine munter und trage den Tod im Herzen. Soll man wohl je einen Menschen Buße thun lassen, bevor er gesündiget hatte? O ich will nicht mehr singen, ich will mich entfernen. . . . Doch nein. Meine Standhaftigkeit wird vielleicht die rühren, die ich zu fliehen wünsche. Erhalte ich dieß Glück, so bewährt sich an mir der Ausspruch der Bibel: »Ein Tag, in den Armen seiner Schönen, ist mehr werth, als hundert Tage m).« — Arnaud von Marveil liebte Adelaiden, die

l) Auf der nähmlichen Seite.

m) Eine Anspielung auf die Stelle in dem Psalm: Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn viel tausend. Aehnliche Anspielungen, an denen die damahlige Zeit vermuthlich kein Aergerniß nahm, kommen oft vor.

Tochter Raimunds des fünften, Grafen von Toulouse. Ihr gilt es, wenn er singt: n) »Ich ahndete nicht, als ich in diese Gegenden kam, daß ich das Vergnügen, so viele Schönheit und Anmuth gesehn zu haben, so theuer erkaufen würde. Wohl recht sagt das Sprichwort, — ich erfahre es: — Wer sich wärmen will, verbrennt sich oft. Ich liebe, ohne es gestehn zu dürfen, und sehe mich verurtheilt diejenige, die ich anbete, zu meiden, aus Furcht, daß mein Blick ihr mein Geheimniß verrathe: denn diesen Frevel würde sie nie verzeihen. Indeß hält mir wenigstens mein Herz, wie ein Spiegel, sie vor, und gewährt mir den Vortheil, sie darin anschauen zu dürfen. Ja, alles, alles mahlt sie mir ab. Die Frische der Luft, der Schmelz der Wiesen, die Farben der Blumen rufen mir hier einen Reiz von ihr und dort einen ins Gedächtniß zurück, und laden mich ein, sie ohne Unterlaß zu besingen. Dank sey es den Uebertreibungen der Troubadours, ich kann sie loben, so sehr sie es verdient; ich darf ungestraft sagen, daß sie die schönste Dame der Welt ist. Hätten sie nicht hundertmal diesen Lobspruch an Unwürdige verschwendet, ich dürfte es nicht wagen, ihn der zu geben, die ich liebe, denn das hieße sie nennen.« Nachstehender Gesang o) wird einem gewissen Folquet von Marseille beygelegt und gilt der Gemahlinn des Vicomte von Marseille, Aza-

n) Th. I. S. 72.

o) Th. I. S. 181.

lais von Roquemartine. »Amor hat grosses Unrecht gethan, sich in meinem Herzen häuslich niederzulassen, ohne den Dank zu meinem Trost mitzunehmen p). Amor ist nichts als ein Plagegeist, wenn ihm der Dank nicht zur Seite geht. Amor denkt nur darauf die ganze Welt zu unterjochen; würde es ihm wohl unrühmlich seyn, wenn er sich einmal von dem Danke überwinden liesse? Amor, wenn ich nach so vielen Leiden eine einzige Gunst erhielte, würdest du dadurch von deinem Ruhme verlieren? — Ach, wie würde ich glücklich seyn, wenn endlich der Dank den hohen und unbiegsamen Zweig, nach dem ich emporreiche, beugte? — Die beste der Besten, sie, die mehr vermag, als alle Stärke, würde diese beyden Gottheiten leicht vereinigen können. Vereinigt sie doch in ihrer Person Dinge, die sich noch weit mehr widersprechen, wie die Weisse und das Incarnat ihrer Haut deutlich zeigen. — — Ich fodre nichts weiter von ihr, als die Erlaubniß, ihr meine Empfindungen gestehn zu dürfen; allein alles sagt mir, daß dieß eine unverzeihliche Verwegenheit seyn würde. Wie kann doch mein Herz den Amor so ganz in sich beherbergen, der so groß

p) Man muß nähmlich zum Verständnisse dieser Stelle wissen, daß Liebe und Dank (Amour et Merci) bey den Provenzalen zwey Arten von Gottheiten waren. Die erste entflammte die Liebe und die zweyte machte die Schöne empfindlich und mitleidig.

ist, daß es mir vorkömmt, als ob alles vor ihm verschwände? Er ist, wie ein großer Thurm, der in einem kleinen Spiegel erscheint.« Ziemlich gewitzelt, werden meine Leser sagen, und ich widerspreche nicht. Aber werden sie es wohl glauben, daß dieser witzelnde Troubadour, als ihn die Liebe nicht begünstigte, einer der heftigsten Kreuzprediger ward, daß ihm sein Eifer zu dem Bisthum von Toulouse verhalf, und daß Dante ihn in seinem Paradiese unter die Heiligen versetzt? Hier ist noch ein Stück aus einem spätern Troubadour, Aimeri g) von Belmont, das er an eine Gräfinn von Sobiras gerichtet hat. »Man wird künftig nicht mehr glauben, daß Verdruß und Seufzer, Wehklagen und Thränen, Martern und Wachen, langes Leiden und Unglück die Tage eines Menschen abkürzen können, weil die meinen noch nicht zu Ende gehn. Nein, ich gebe dem Tode des Andreas von Frankreich keinen Glauben. Kein Liebender, kein Büßender hat jemahls mehr erduldet, als ich neben ihr, die ich anbete, seit länger als fünf langen Jahren erdulde. Die größte Gunst, die ich von ihr erhielt, war das Versprechen, mich nicht zu hassen, indeß ich ihr lieber angehören, als ohne sie die Herrschaft der Welt besitzen möchte. Ach, es liegt mehr Süßes für mich in dem Gedanken nach ihr zu schmachten, als jede andere zu küssen. Hier bleib' ich, ihr demüthiger

g) Th. 2. S. 340.

Sklave, und vergesse mein Land und viele schöne Güter. — Willigte mir Gott den reichen Besitz ihrer Liebe, der König Philipp würde, in Vergleichung mit mir, nichts, als ein gemeiner Lehnsmann, seyn. Ihr Verdienst ist so glänzend und ihre schöne Person so reich an Vollkommenheiten und Grazien, daß, wer beyde nach der Wahrheit schildern wollte, für einen Mährchenerzähler gelten würde. Denn so wie das Meer alle Wasser der Welt in sich aufnimmt, so vereinigt sie alle Tugenden und Vollkommenheiten in sich. Wer könnte die Reize ihrer Person beschreiben, deren Glanz die Frische der Rosen und die Weisse des Schnees auslöscht? Dein treuer Lehnsmann, dein demüthiger Sklave, dein redlicher Freund beschwört dich, Schönste, ihn nicht länger schmachten zu lassen. — Glaube weder den Verläumdern, noch den Eifersüchtigen. Ich bin keiner von jenen leichtsinnigen Liebhabern, die bloß lieben, um zu lachen und der erhaltnen Gunstbezeugungen sich zu rühmen. Ich fürchte mich so sehr meine Flamme zu verrathen, daß ich es nicht wage, vor den Leuten aufzusehn oder meine Blicke auf dich zu heften, und doch ist nichts, wornach ich mehr lüste.«

Ich lasse es bey diesen Proben aus den Liebesliedern der Provenzalen r) bewenden, weil dieß weni-

r) Chanzos in der Sprache der Provenzalen. Den Nahmen brachte nach Millot (Th. 2. S. 87.) zuerst der Troubadour

ge schon hinreichend seyn wird, um meinem Urtheile, in der Folge, zum Belag zu dienen, und wende mich zu den nicht minder zahlreichen Stücken von historischem Inhalte. Der Stoff zu denselben ist durchgehends

---

Giraud de Borneil (um das Jahr 1200.) auf. Früher hießen alle Lieder, ohne Unterschied, Vers und Lais. (H. v. Blankenburg zum Sulzer, Th. 3. S. 265.) Daß die Troubadours auch das Sonett in der itzt am meisten üblichen Form kannten, scheint sich aus einem von Nostradamus (Historia della volgar poesia, Th. 2. S. 130.) aufbewahrten Gedichte eines Guglielmo delli Amalrichi oder Amerighi zu ergeben. Außerdem würden noch, unter die Aufschrift Liebesgedichte die meisten Tenzonen, (eine Gattung, von der ich hernach besonders zu reden gedenke,) und alle provenzalische Hirten- oder Schäfergedichte gehören, wofern letztern nur der Name mit Recht zukäme. Wie wenig sie aber Hirtengedichte, in der heutigen Bedeutung des Wortes, heißen können, mag folgendes Stück von Jean Esteve von Besieres (Millot Th. 3. S. 379.) zeigen. „Gelockt von der lieblichen Sonne und dem Gesange der Vögel, und von der Freude, die mir das Grün der Fluren einflößt, geleitet, lustwandelte ich neulich ganz einsam auf einer kleinen Wiese, und stieß auf eine artige, liebenswürdige, ehrbare Hirtinn, die, ohne Begleiter, Blumen pflückte, während sie ihrer Heerde folgte. Im Blumenpflücken sagte sie, daß sie in ihrem Leben keine Lust gehabt habe sich einen Liebhaber zu wählen: denn man flüstere sogleich darüber und die Beschimpfung sey gewöhnlich nicht ferne. Ich grüßte sie und glaubte nie eine angenehmere Hirtinn, hinter Schaafen wandelnd, gesehn zu haben. Sie grüßte mich wieder, aber sehr betreten. Sie hatte mich reden gehört, ehe sie mich bemerkt hatte. „Ich finde es nicht fein, mein Herr, hub sie an, daß ihr hieher gekommen seyd. Ihr habt, so wahr mir

aus den Auftritten und Begebenheiten der damahligen Zeit entlehnt, und sie selbst daher oft voll besonderer Anspielungen und nicht immer leicht zu verstehn. Mehrere Gedichte, die zu dieser Gattung gehören, be-

---

Gott helfe, den Verstand verloren und eure Absichten sind nicht die reinsten. Was wollt ihr hier? was sucht ihr? Man möchte sagen, daß ihr von schlechten Leuten auf die Lauer ausgeschickt werdet, oder einem falschen Vergnügen, das die Liebe giebt, nachjaget." „Schäferinn, erwiederte ich, man urtheilt nie nach dem Schein, ohne Gefahr zu laufen, sich zu betrügen: denn manchen wackern Mann hält man für falsch und manchen schlechtdenkenden für einen Biedermann. Ich bitte euch immer erst zu hören, bevor ihr urtheilt. Ich bin nicht fähig, etwas zu thun, das euch mißfällt, aber wenn ihr es zufrieden seyd, so schenke ich euch meine Liebe." „Für das Geschenk, mein Herr, bin ich zu unwichtig und zu schlecht. Eure Liebe macht keinen Eindruck auf mich. Verfolgt euren Weg und sucht euer Glück anderswo." „Schäferinn, ehe ich weggehe, erlaubt mir euch die süßen Liebkosungen zu erweisen, die eine Freundinn von ihrem Freunde zu erhalten pflegt. Ich will euch nicht entehren: aber eure Schönheit wirkt so stark auf mich, daß ich euch auf keine andre Bedingung verlassen kann." „Wer mir solche Vorschläge thun kann, mein Herr, muß nicht wissen, wer ich bin und wie ich neulich einen Thoren und Zudringlichen abgefertigt habe. Ich werde meine Familie nicht entehren." „Artige Hirtinn, so wie ihr mich hier seht, werde ich euch weit nützlicher seyn, als ein anderer, der schöner, denn ich, ist. Ich habe Vermögen in Ueberfluß und bin reich genug, um euch davon mitzutheilen. Nehmt meine Liebe an, ich bitte euch, liebenswürdige Hirtinn! Laßt euch unter jener Fichte umarmen, und ihr werdet durch mich auf euer ganzes Leben gesichert seyn." „Ich kümm-

schäftigen sich, wie sich jeder ohnehin sagen wird, mit dem damahls für ganz Europa wichtigsten Ereignisse, ich meyne, mit der Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande, und ermuntern entweder zur Unternehmung des Kriegs gegen die Ungläubigen, oder erzählen Vorfälle jener Tage und schildern merkwürdige Scenen. Andere betreffen die Verfolgungen und traurigen Schicksale, welche die Albigenser und Waldenser, und ihren Beschützer, Raimund den siebenten, Grafen von Toulouse, zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, trafen, und in denen mehrere Troubadours, einige als handelnder und angreifender, und andre als unterdrückter und leidender Theil, verflochten waren. Die meisten aber beziehen sich auf die Händel zwischen Frankreich und England, auf die Vereinigung mehrerer Provinzen der ersten Krone mit der letztern, auf die Einkerkerung Richards des ersten bey seiner Rückkehr aus Palästina, auf die Siege Philipp Augusts

---

re mich nicht um euren Reichthum, mein Herr. Meyntet ihr es redlich, ihr wäret längst schon eure Straße gezogen." „Schöne Hirtinn, wenn ihr wüßtet, wie freygebig ich mich in der Liebe bezeige, ich glaube, ihr würdet mir sogleich aus den Blumen, die ihr traget, einen Kranz flechten. Kommt, laßt uns für itzt unter jenen Baum gehen und uns zusammen ergötzen" Die Hirtinn nahm das Erbieten mit willigem Herzen an und weigerte sich nicht länger. „Mein Herr, sagte sie, ich bin nicht unzufrieden, mich eurer Liebe überlassen zu haben. Ihr dünkt mich recht artig." Auf solche Weise machten wir Frieden.

über Johann, den Nachfolger Richards, und vor allen auf die Veränderungen, die in dem Lande der provenzalischen Muse selbst, unabhängig von dem übrigen Frankreich, vorgingen. Dieses Land begriff nähmlich r) damahls, außer der Dauphine und Provenze, die beyde die Gerichtsbarkeit des deutschen Reichs anerkannten, die drey großen Grafschaften Toulouse, Barcellona und Poitou, nebst dem Herzogthum Aquitanien. Hier, wie überall, hatte das Lehnssystem, unter dem Schein von Ordnung und Unterwürfigkeit, eine wahre Verwirrung erzeugt, in welcher der Lehnsherr und der Lehnsmann nebst dem Afterlehnsmann, jeder gestützt auf seine selbst erfundnen Gerechtsame, sich oft genöthigt sahen, ihre Streitigkeiten dem Rechte des Stärkern zur Entscheidung zu überlassen. Entstand schon aus dieser ersten Quelle eine unendliche Menge von Kriegsunruhen, Gewaltthätigkeiten und widerrechtlichen Einziehungen und Besitznehmungen, so verursachten die Erbschaften und Theilungen der Lehen noch heftigere Erschütterungen und Umkehrungen, vorzüglich dann, wann die Töchter, beym Abgange der männlichen Nachkommen, in deren Stelle treten sollten. Die Verheirathung einer Erbinn unterwarf ihr Erbtheil der Gewalt des fremden Oberherrn; mehrere Verbindungen der Art bildeten neue mächtige Reiche; der Ehrgeiz erwachte,

r) Millot im Disc. prélim. S. 48. u. f.

das Gleichgewicht hörte auf, der Neid aller Parteyen entflammte sich und die Völker wurden gewöhnlich das Opfer derer, die um den Thron stritten. So kam Poitou und Guienne, welches man durch die Verheirathung Eleonorens mit Ludwig dem jüngern der Krone Frankreich zuwenden wollte, unter die Herrschaft Englands, weil die unkluge Ehescheidung Ludwigs Eleonoren das Recht gab, über ihre Person und ihren Staat zugleich zu entscheiden. So erwarb das Haus Barcellona durch Ehestiftungen die Grafschaft Provence, das Königreich Arragonien und andere freye Herrschaften. So durfte das Haus von Baux, vermöge einer Heirath, wagen, ihm den Besitz der Provence streitig zu machen, ohne jedoch seine Ansprüche gehörig unterstützen zu können. So bemächtigte sich die Familie von Sabran, auf gleiche Rechte sich gründend, der Grafschaft Forcalquier und behielt, der Stärke ihrer Nebenbuhlerinn ungeachtet, mehrere Lehen inne. So wendete die Erbinn des letzten Grafen von der Provence, aus dem Hause Barcellona, durch ihre Verheirathung mit Carl von Anjou, dem Hause Frankreich ein Fürstenthum zu, das früh oder spät an die französische Monarchie fallen mußte.

Meine Leser begreifen leicht, daß diese Veränderungen und ihre mannigfaltigen, bald wichtigen bald unwichtigen, Folgen, ihre Wirkungen auch auf gewöhnliche Menschen nicht wohl verfehlen konnten;

wie hätten die Dichter gleichgültig bleiben sollen, die, wie gedacht, theils selbst persönlich in diese Händel verflochten waren, theils mit den Fürsten von Arragonien, Poitou, Toulouse und Provenze in Verbindung standen und von ihnen um die Wette begünstigt wurden? Die Poesie diente beyden zur Dollmetscherinn oder Sprecherinn. Jene legten ihre eignen Empfindungen und Leidenschaften, und gewöhnlich ziemlich trotzig, stolz und anmaßend, in ihre Lieder nieder, und diese drückten ihre Erkenntlichkeit und Theilnahme in Gedichten aus, die oft zwar nichts anders, als einfache ununterbrochen fortlaufende Schilderungen eines Vorfalls oder einer Begebenheit *) sind, oft aber auch, bald in der Form eines Gesprächs und bald in der eines Liedes, loben und tadeln, rathen und abrathen, ermuntern und drohen und den Namen Sirventen führen **). Wie der Ton dieser Sirventen beschaffen ist, wird am besten aus einigen Beyspielen hervorgehn.

*) So z. B. die einfache Beschreibung eines Turniers bey Millot. Th. 1. S. 261.

**) Aus der Folge wird sich ergeben, daß dieser Nahme nicht bloß den historischen, sondern auch den satyrischen Stücken, und ich denke, den letztern in ganz eigentlichem Sinne, beygelegt wird: denn Sirvente scheint, nach dem noch üblichen Sirvantois zu urtheilen, nichts anders, als ein Schmähgedicht, bezeichnet zu haben. Vielleicht gab man beyden darum einen gemeinschaftlichen Namen, weil auch der größte Theil der historischen Stücke spottenden und strafenden Inhalts ist.

Bertrand von Born hatte seinen Bruder Constantin von der Herrschaft Hautefort, die ihnen gemeinsam gehörte, verjagt. Der Ausgestoßene nahm seine Zuflucht zu Heinrich dem Vicomte von Limoges und zu Richard dem Grafen von Poitou, Söhne König Heinrichs des zweyten von England, und beyde unterstützten die Sache Constantins und plünderten Bertrands Güter. Dieser Umstand gab letzterm die Veranlassung folgende Sirvente zu verfertigen, in welcher sich sein Charakter sehr deutlich mahlt x): „Mein Bruder will meiner Kinder Erbtheil haben; er will, daß ich ihm einen Theil davon abtrete. Vielleicht wird man sagen, es sey Bosheit von mir, daß ich ihm nicht das Ganze übergebe, und mir es gefallen lasse, sein demüthiger Lehnsmann zu heißen: aber ich erkläre hiermit, er wird übel fahren, wenn er mir es abdringen will. Ich werde dem die Augen ausgraben, dem es einfällt, mir mein Eigenthum zu entreißen. Der Friede reizt mich nicht; der Krieg allein hat das Recht mir zu gefallen. Nichts zu fürchten, sehet da mein einziges Gesetz. Ich kümmre mich weder um die Mondtage noch um die Dienstage y).

Die

x) Th. 1. S. 213.

y) „Der Mondtag, sagt Millot wurde nach der gewöhnlichen Meinung für einen unglücklichen Tag gehalten.“ Aber sollte der Troubadour nicht vielmehr auf das Gesetz angespielt haben, dem zufolge es verboten war, Jemanden von Mittwoch Abends bis zu Mondtags früh zu befehden?

Die Wochen, die Monate, die Jahre, — alles ist mir gleich. Zu allen Zeiten bin ich bereit, den zu verderben, der mir schadet. Und wären ihrer drey und ihre Macht noch so groß, sie sollten mir nicht eine Handbreit Landes abgewinnen. Mögen andere, wenn es ihnen Freude macht, ihre Häuser verschönern und die Bequemlichkeiten ihres Lebens vermehren. Was mich betrifft, so ist mein Ehrgeiz der, mir einen Vorrath von Lanzen, Helmen, Degen und Rossen zuzulegen. Kurz das Recht sey auf meiner Seite oder nicht, ich trete nichts von dem Lande Hautefort ab. Es gehört mir, und man kann mich bekriegen, so lange man Lust hat.« Eben dieser Bertrand von Born sang folgende Sirvente, als die beyden oben genannten Brüder Heinrich und Richard, die einander ebenfalls unaufhörlich befehdeten und bekriegten, die Hand zur Versöhnung boten und der ältere, ein Freund der Ruhe und des Vergnügens, dem jüngern Land und Leute für ein mäßiges Jahrgeld überließ z). »Ich eile eine Sirvente zu machen. Ich will sie ohne Verweilen ausgehen lassen und allenthalben verbreiten. Der Gegenstand ist wichtig und nur zu kränkend. Der junge König hat so eben allen seinen Rechten zu Gunsten Richards entsagt a). Er beruft sich auf einen Befehl seines Vaters, der ihn dazu gezwungen

z) Th. 1. S. 218.

a) Prinz Heinrich war bereits gekrönt und führte den Königstitel.

habe. Weil er denn keine Länder mehr besitzen und beherrschen will, so wird er von nun an der König der Schlechtgesinnten und Feigen seyn. Wahrlich es verräth eben so viel Unklugheit als Niederträchtigkeit, sich mit dem Jahrgehalte zu begnügen, das ihm der Graf von Poitou giebt. Ein gekrönter König, der von dem Gelde eines andern lebt, erregt keine große Erwartungen. Von dem Augenblicke an, wo er seine Lehnsleute täuscht und verräth, verliert er alle Ansprüche an ihre Liebe. Wird er sich, versunken in ein müßiges Leben und im Schooß der Vergnügungen schlummernd, würdig machen, über England zu herrschen, Irrland zu erobern *b*), Herzog der Normandie zu heißen, und Maine, Anjou, Poitou und Guienne zu besitzen? Richard, der seinen Bruder nicht mehr fürchten darf, wird künftig seine Unterthanen noch härter behandeln, als bisher, wird sich gegen sie waffnen, ihre Vesten erobern, sie schleifen, sie in den Flammen aufgehn lassen! Wollte Gott, daß der Graf Gottfried der Erstgebohrne wäre! England und die Normandie würden unter seinem Scepter gewinnen. Denn er ist redlich und ehrliebend.« Wilhelm Reinhold, aus der Stadt Apt in der Grafschaft Forcalquier, erlebte die Verfolgung der Albigenser. Sein Unwille über diese Mißhandlungen hat sich in

b) Heinrich der zweyte hatte sich dieß Land unterworfen. Der Dichter will also zu verstehen geben, sein Sohn sey unfähig, eine solche Eroberung zu machen.

eine Sirvente gegen die Geistlichen ergossen c): »Ein schwacher verächtlicher Haufe, mit Chorhemden bewaffnet, der nie einem Feind ins Gesicht sah, raubt den Edeln ihre Thürme und Burgen. Er macht sich so fürchterlich, daß er gegen das Ansehn derselben einen neuen Gerichtshof d) errichtet hat, wo er sie nicht anders, als von der Seite, zuhören läßt. Ich sehe die Bosheit ihr Haupt erheben, während daß Verdienst und Ehre in den Staub getreten werden. Ich sehe die ganze Welt durch die Verbrechen dieser Elenden umgekehrt. Der Bock wagt sich kühn an den Wolf, das Rebhuhn verfolgt den Falken und das Lamm hütet den Hirten. Ich sehe den Schwachen sich aufrecht erhalten und den Starken gleiten und fallen. Der Pflug geht vor dem Stiere her und Weihnachten hinter dem neuen Jahr.« Carl von Anjou, der Bruder des heiligen Ludewigs, bemächtigte sich bekanntlich des Königreichs Neapel und ließ den jüngern Conradin, nebst seinem Freunde Friedrich von Oesterreich, 1268 hinrichten. Ein Troubadour, Namens Bartholomäus Giorgi, von Geburt ein Venetianer, scheint die Empfindungen der bessern seiner Landsleute in folgender Sirvente ausgedrückt zu haben e): »Wenn die Welt fürchterlich in Ruinen zusammenstürzte und

U 2

c) Th. 1. S. 252.

d) Anspielung auf die eingeführte Inquisition.

e) Th. 2. S. 351.

alles, was herrlich ist, in den Finsternissen der Nacht unterginge, ich würde nicht darüber jammern: denn König Conradin, die Blume der Tapferkeit, und Herzog Friedrich, der Stolz Oesterreichs, beyde reich an Ehre und Verdienst, sind schändlich getödtet. Verflucht sey das Jahrhundert, das Zeuge einer solchen Greuelthat war. Woher nehm ich nur den Muth dieß Unglück zu beweinen, da schon der Gedanke davon vermögend seyn sollte, mich auf der Stelle zu tödten, mich und alle Freunde der Tugend? Denn es hat nie ein Held gelebt, den nicht der weniger Mannhafte von beyden weit hinter sich gelassen hätte. König Conradin, noch nicht zwanzig Jahr, liebte Gott und die Redlichkeit, die Gerechtigkeit und die Wissenschaften. — Der Freygebigste neben ihm würde nur ein Bettler geschienen haben, so viel gab er, so großmüthig spendete er, ein Freund der Guten, ein Feind der Niederträchtigen, denen er doch nie Unrecht that. Und in dem braven Herzoge Friedrich vereinigten sich so viele schätzbare Tugenden, daß er fähig war, den größten Thron der Welt zu beherrschen. Offen in seinen Reden und Sitten, liebreich in seinem ganzen Betragen, war er frey von allen bedeutenden Fehlern und Mängeln. Gewiß hat der Tod dieser zwey Fürsten Gott tief beleidigt. Aber weil er ihn zugelassen hat, so muß er, ich bin davon überredet, geurtheilt haben, es gebe auf der Welt keine Würde, die sie hinlänglich belohne. Und so empfinden dann nun dieje-

wigen, die der unvergänglichen Freude geniessen, dreymal mehr Vergnügen, seitdem sie in so guter Gesellschaft sind. — Ach wie werden die Deutschen diesen Verlust überleben können! Sie haben ihren ganzen Ruhm mit ihren Fürsten verloren, und stehn mit Schande bedeckt; und alle Edeldenkende werden, wie sie, erniedrigt werden, so sehr ist Carl von Anjou aller Edeln Feind. Er wird schon um deswillen Dom Heinrichs *f*) Leben nicht schonen: denn er kennt der Spanier großen Muth; er wird seiner Grausamkeit auch noch dieses Opfer bringen, um sagen zu können, daß er sie nicht fürchte. Tapfre Deutschen, denkt ewig an den Tod eurer Fürsten, denket daran, was sie sagen würden, wenn ihr ein ähnliches Unrecht duldetet. Und du, Alphons, König von Kastilien, erwäge, ob man einen König ehren kann, der die Beschimpfung seines Bruders ungestraft läßt. Ihr redlichen und biedern Menschen, erinnert euch, daß dieses Klagelied auf eine leichte und gefällige Melodie gedichtet ist. Wäre dieß nicht, ich glaube, man würde es weder singen noch hören können, so schrecklich ist die Geschichte, die es mahlt.«

f) Ein Sohn Alfons des zehnten von Castilien. Er war dem jungen Conradin zu Hülfe gekommen, und würde vielleicht einerley Schicksal mit ihm gehabt haben, wofern er nicht ein Anverwandter Carls von Anjou gewesen wäre.

Der Verfasser der Geschichte der Troubadours hat seinen Werken eine solche Menge von historischen Sirventen einverleibt, daß ich diesen Aufsatz, wenn ich Proben von aller Art geben wollte, noch um vieles erweitern könnte. Aber den Ton aller dieser Sirventen ist sich im Ganzen so gleich, daß es, um ihn kenntlich zu machen, keiner weitern Mittheilung bedarf, und ich daher füglich zu der Schilderung der noch übrigen Gedichte aus diesem Zeitraume fortgehen kann.

Die satyrischen, von denen ich meinen Lesern bereits einen kleinen Vorschmack durch die zweyte historische Sirvente gegeben habe, sind ein hie und da vielleicht übertriebnes, allein, überhaupt genommen, gewiß treues und wahrhaftes Sittengemählde, und zugleich ein großer Beweis, daß die Zeiten der Provenzalen, so sehr sie auch, wegen der Großmuth, Freygebigkeit und Redlichkeit ihrer Ritter gepriesen werden, keinesweges zu den beneidenswerthen gehören. Auch sie sahen Unterdrückung und Grausamkeit, Verrath und Meineid, Uebermuth und Gewaltthätigkeit in allerley Gestalten hervorgehen, und das Verderben unter alle Stände verbreitet. Wohin wir uns wenden, herrscht Unwissenheit und Unverstand, Scheinheiligkeit und Betrug, Aberglaube und Verfolgungsgeist, und nirgends allgemeiner und auffallender, als unter den Geistlichen. Diese sind es daher auch, welche die Troubadours die Kraft ihrer Pfeile

vorzüglich fühlen lassen, und mit einer Freymüthigkeit angreifen, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch zugleich die gegründete Vermuthung erweckt, daß die Mönche die Mißhandlungen, die sie von den Dichtern erfuhren, verdienten. Und in der That, was könnte auch den Unwillen der besser denkenden Menschen mehr reizen, als die Martern, welche über die oben schon genannten Albigenser und Waldenser verhängt wurden, was das Herz des Rechtschaffnen stärker empören, als das Ketzergericht, das man zur Ausrottung dieser armen Unglücklichen anordnete, was insbesondere die Dichter selbst so sehr aufbringen, als die Behandlung, die sie, nach mehrern in ihren Liedern aufgefundnen Spuren zu urtheilen, von den Dienern der Kirche erdulden mußten? »Man wähnte, sagt Millot, sie durch Furcht zu fesseln, und man reizte ihren Zorn und zwang sie, die einzigen ihnen übrig bleibende Waffen gegen diese Angriffe zu gebrauchen und sich durch Gesänge zu rächen.« Indeß würde man gleichwohl sehr irren, wenn man glaubte, daß die geistlichen Bedrückungen der einzige oder auch nur hauptsächlichste Gegenstand der Satyre der Provenzalen gewesen sey. In einer Zeit, wo der kriegerische Geist allgemein wach und thätig und der Rohigkeit unter den Menschen noch viel ist, läßt sich mit allem Rechte erwarten, daß auch die Edeln und Fürsten nicht ungeneckt bleiben, und das Glück ihrer Waffen und ihre persönlichen Eigenschaften laut und viel-

fach beurtheilt werden. Und so finden wir es auch wirklich in den Gedichten der Troubadours. Herrn und Könige werden namentlich von ihnen aufgeführt, und fühlen die Gewalt einer Geissel, die sich an kein Ansehn der Person bindet und von keiner Furcht vor der Strafe gezügelt wird. Was wir heutzutage keinem Bürger sagen dürften, ohne vor Gericht gefordert und als Schmähsüchtige verurtheilt zu werden, das sagen die Provenzalen den gekrönten Häuptern jener Zeiten ohne alle Zurückhaltung und Schonung. Sie bespötteln ihre Feigheit, sie belangen sie wegen ihrer Raubbegier, sie rücken ihnen ihre unwürdigen oder auch bloß mißlungenen Handlungen vor, und verfahren mit ihnen, wie mit ihres Gleichen g). Es ist schon der Mühe werth eine oder etliche Proben ihres satyrischen Muthwillens zu geben.

Heinrich der zweyte, König von England, erneuete, als Gemahl von Eleonoren, der Erbinn der Herzoge von Aquitanien, die alten Ansprüche dieser Herzoge auf die Grafschaft Toulouse und belagerte 1159 die Stadt, aber vergebens. Dieser Umstand vermochte den Troubadour Bernard d'Arnaud von

g) Auch die Dichter unter einander befehden sich. Peter von Auvergne (Th. 2. S. 15.) und der Mönch von Montaudon (Th. 3. S. 156.) haben mehrere schimpfliche Satyren gegen die Reimer ihrer Zeit ausgehn lassen, und sich dadurch beyde den Namen einer Geissel der Troubadours erworben. (Disc. prelim. S. 60.)

Montucj folgendes Stück auf ihn zu dichten *b*). »Wenn die Natur von neuem erwacht und die Rosenstöcke in der Blüthe stehn, da haben unsere schlechten Barons nichts dringender zu thun, als auf die Jagd zu gehn. Ich hätte wohl Lust eine Sirvente auf sie zu dichten und diese Feinde aller Tugend und aller Rechtschaffenheit durchzuziehn. Aber Amor und die schönen Tage des Mays verbreiten über meine Seele Heiterkeit, und ich will diese, ungeachtet der Veranlassungen zur Betrübniß so viel sind, erhalten. Von der Seite von Balagnier *i*) werden wir den tapfern König mit seiner zahllosen Reiterey anrücken sehn, ihn, der sich rühmt, an Thaten und Verdienst es jedem andern zuvorzuthun. Ohne Zweifel wird er in der karkassonischen Rüstung kommen, aber die Franzosen fürchten sich davor nicht. Weit mehr erschreckst du mich, Gebieterinn meines Herzens: denn das Verlangen, welches deine Artigkeit und deine Reize erwecken, ist mit aller der Furcht vermischt, die deine Strenge einflößen kann. Ich habe weit mehr Achtung für ein rüstiges gesatteltes Roß, für ein Schild, einen Speer und einen nahen Krieg, als für die stolzen Mienen eines Fürsten, der Frieden schließt, indem er einen Theil seiner Rechte und Länder aufopfert. Was

b) Th. 1. S. 98.

i) Ein Schloß dieses Namens in dem Bezirk von Toulouse.

dich betrifft, Schönheit, die ich anbete, dich, die ich besitzen, oder durch die ich sterben werde, so schätze ich mich glücklicher, (so sehr bezaubert mich dein Verdienst,) von dir verstoßen, als von einer andern angenommen zu werden. Ich liebe die Schützen, wenn sie Steine schleudern und Mauern niederstürzen, ich liebe das Heer, das sich versammelt und in der Ebene ordnet. O möchte der König von England so viel Lust am Streiten finden, als ich, meine Gebieterinn, daran finde, das Bild deiner Schönheit und Jugend in mir zu erneuern! So verachtet er ist, so würde sein Ruhm doch sehr gewinnen; wenn er Guienne riefe und zugleich sich an der Spitze unsers Gefolgs zeigte, um den Kampf mit den edlen und tapfern Grafen zu bestehen: denn sein Wappen ist so verschrieen, daß ich es nicht zu sagen wage *k*). Wohl aber, meine Gebieterinn, will ichs sagen, daß ich von Furcht und Liebe durchdrungen bin. Was wird aus mir werden, wenn meine Treue dich nicht zu rühren vermag.« Alphons der zweyte, König von Arragonien, kriegte um die Provence mit dem Grafen von Toulouse, der ihm den Besitz derselben streitig machte. Die Provenzalen, die ihren Fürsten bey sich haben wollten, weigerten sich ihm zu gehorchen, und zwan-

k) Guienne war das Kriegsgeschrey der Könige von England, wenn sie für ihre Rechte an dieß Herzogthum stritten. Das Wappen Heinrichs ist verschrieen, heißt so viel, als: Man traut ihm nicht.

gen ihn, die Grafschaft seinem Bruder Sancho zu überlassen, aber in der Folge entriß er sie ihm gewaltsam wieder. Da er sich bereits einer gleichen Ungerechtigkeit gegen seinen dritten Bruder, den Herrn von Roussillon, schuldig gemacht hatte, so dichtete Bertrand von Born, der oben genannte Troubadour, eine satyrische Sirvente dieses Inhalts auf ihn h): „Ich will die Arragonier belehren, wie sehr sie ihr König, der an der Spitze seiner Söldner wider uns zog, entehrt hat. Ich weiß, daß sein Haus zu hoch gestiegen ist und hoffe, es wird wieder dahin zurückkehren, von wannen es gekommen ist, nach Milhaud oder nach Carlad. Er verliert die Provence. Man schätzt seinen Bruder Sancho höher, als ihn, der auf nichts denkt, als in dem Lande Roussillon, das er seinem Bruder Gottfried geraubt hat, sich zu mästen und zu betrinken. Ueberall steht er in dem Ruf eines Mannes ohne Glauben, der an Eid und Meineid gewöhnt ist. Ich achte einen ungläubigen König, — einen Heiden mehr, als ihn, dessen Verrätherey ich an dem nämlichen Tage, wo ich ihm diente, erfuhr. Der gute König von Navarra wird Arragonien, um welches ihn der Mönch Ramiro gebracht hat, wieder gewinnen: denn wie kann man ihn mit einem treulosen Thronräuber vergleichen? Ich mäßige mich bloß aus Achtung gegen die gute Königinn, seine Gemah-

h) Th. 1. S. 230.

sinn. Ohne diese Rücksicht würde ich ihm noch die Schändlichkeit vorwerfen, mit welcher er den Berengar von Bezaudun in die Schlinge lockte und tödtete. Und wie hat er die Tochter des Kaisers Emanuel behandelt? O der Verräther, der Meineidige! Er plünderte ihr Reisegeräthe und ihre Schätze, und schickte sie mit ihrem Gefolge, das er völlig ausgezogen hatte, wieder nach Hause.« Meine Leser werden bemerken, daß die beyden ihnen mitgetheilten Stücke in die Reihe der persönlichen Satyren gehören. Hier ist eine von Cadenet, welche die Ausschweifungen der Grossen jener Tage im Allgemeinen angreift m). »Ich wollte, daß die Mächtigen so wären, wie ich selbst seyn würde, wenn ich ihre Gewalt besäße. Dann bewaffneten und kleideten sie sich prächtig, hielten grosse Tafel, glänzten an den Höfen, warteten den Schönen auf, und schenkten großmüthig von ihrem Ueberflusse. Das wäre doch fürwahr besser, als die Räubereyen, denen unsre Edeln sich überlassen, sie, die kein anderes Volk bey sich haben, als leichte Reiterey, um geschwinder zu plündern, und sich geschwinder zu flüchten, wenn man ihnen die Spitze bietet. Ehedem zeichneten sich die Herrn von Stande durch die Pracht ihrer Kleider, durch Geschenke, ehrenvolle Bewirthungen und ähnliche Tugenden aus. Heute unterscheiden sie sich durch nichts weiter, als durch den Raub

m) Th. 1. S. 423.

der Heerden und Hirten. Und doch sind sie darum, wie ich denke, nicht besser gekleidet.«

So viel von den satyrischen Dichtungen der Troubadours. Noch sollte ich von ihren didaktischen reden: aber diese enthalten nichts anders, als entweder allgemeine sittliche Wahrheiten, ohne allen poetischen Schmuck vorgetragen, oder Regeln und Vorschriften für junge Frauenzimmer, Dichter, Spielleute und Knappen, die um die Aufnahme in den ritterlichen Orden werben, und sind nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Ich werde sie also, da meine Leser schwerlich viel sich auszeichnendes in ihnen finden dürften, mit Stillschweigen übergehen und dafür einer andern Dichtungsart, die in jenen Tagen viel Aufsehn machte, der sogenannten Tenzonen (Tenson, Tençon, ital. Tenzone) gedenken.

Eine Tenzone bezeichnet eine Streitfrage, die vor den Gerichtshof der Liebe gehört, und könnte vielleicht nicht uneben durch Liebesfragen verdeutscht werden. Ein Dichter trägt seine Meynung über einen streitigen Gegenstand, der innerhalb dem Gebiete der Liebe liegt, vor. Ein anderer vertheidigt die entgegengesetzte. Nach einigen Strophen, in welchen die Frage gut oder schlecht untersucht wird, thun eine oder etliche dazu ernannte Personen den Ausspruch und entscheiden *), oder derjenige, der zuletzt geredet

*) Aus dieser Sitte entstanden nachmahls die bekannten Liebeshöfe, (Cours d'amour) Versammlungen aus Edel-

hat, wird als Schiedsrichter betrachtet. Das große Gewicht, welches die Ehrerbietung für das schöne Geschlecht selbigem in Sachen der Liebe einräumte, brachte diese verliebten Tändeleyen in nicht geringe Aufnahme, allein der Geist der Spitzfindigkeit, der damahls in Schulen, Reden, Predigten und theologischen Schriften herrschte, schlich sich in diese Dichtereyen ein, und verwandelte sie in metaphysische Fragen über die Liebe, die um so lächerlicher erscheinen, je verworrener und schwerer sie sind. Ich glaube meinen Lesern keinen bessern Begriff von diesen Tenzonen geben zu können, als wenn ich ihnen zuerst einige vollständige mittheile und diesen sodann eine Reihe von Fragen, deren Beurtheilung die provenzalischen Dichter beschäftiget hat, beyfüge.

Savari von Mauleon, einer der reichsten Ritter im Lande Poitou, hatte lange Zeit eine schöne Gasconierinn, Wilhelmine von Benavias, geliebt, ohne für alle die harten Proben, die sie seiner Treue und Beständigkeit aufzulegen für gut befand, von ihr be-

---

leuten, Rittern und Dichtern, die sich, unter dem Vorsitze eines Frauenzimmers, zur Schlichtung der aufgeworfenen Liebesfragen vereinigten, und von denen keine Berufung auf ein zweytes Gericht Statt fand. Man vergleiche darüber Le Grand in der Vorrede zum ersten Theil der Fabliaux S. 23. und in einer Anmerkung zum Jugement d'amour. S. 270.

lohnt zu werden. Eine andere nicht weniger schöne Gasconierinn, die Gräfinn von Mahaut von Montagnac, erfährt seine Leiden, wird neugierig ihn zu sehn, gewinnt ihn lieb und bestimmt den Tag, an dem sie sich ihm überlassen will. Nicht lange, so wird die erste Geliebte von dem Vorfall und der verabredeten Zusammenkunft unterrichtet, und ladet den Ritter auf denselben Tag und in der nämlichen Absicht zu sich ein. Savari theilt dem Prevot von Limoges, einem tapfern Manne und guten Troubadour, seine Verlegenheit mit, und bittet ihn den Vorfall in eine Liebesfrage zu fassen. Hier ist sie *). Der Prevot. Ein braver Ritter, verschmäht von einer Schönen, die er eine geraume Zeit liebte, hat seinen Wunsch auf eine andere übergetragen, und ihre Freundschaft in dem Maaße gewonnen, daß sie ihm einen Tag bestimmt hat, um ihm das Höchste, was die Liebe fordern kann, zu gewähren. Die frühere Geliebte, hiervon unterrichtet, verspricht ihn den nämlichen Tag glücklich zu machen. Beyde sind sich an Verdienst und Reizen vollkommen gleich. Zu welcher von beyden soll er sich wenden? Savari. Der aufrichtige Liebhaber ändert nie, wenn er sich auch gleich zuweilen stellt, als ob er seine Bitte an eine andre richte. Er kann sich von dem Gegenstande, der sein Herz gefesselt hat, nie losreißen. Er wird folglich ohne Bedenken die frühere

*) Th. 2, S. 162.

Geliebte wählen und nie den geringsten Betrug in ihrem Betragen muthmaßen. Der Prevot. In diesem Falle belohnt der Ritter die Artigkeit der Schönen, die ihm so gefällig entgegen kommt, sehr schlecht. Mich dünkt, es verrathe Gefühllosigkeit, derjenigen nicht zu folgen, die ihm einen so großen Beweis von Liebe giebt. Er muß vielmehr die Undankbare verlassen, die nie etwas für ihn zu thun gesonnen war, und nur darum umkehrt, weil es sie bis auf den Tod schmerzt, daß eine andere dem, den sie aufgeopfert hätte, das Leben schenkte: denn aus Wohlwollen erbarmt sie sich seiner nicht. Savari. Eine Schöne, die sich so schnell erwärmt, weiß nicht zu lieben, und besitzt eben so wenig Klugheit, als Zärtlichkeit: denn die Schönen ergeben sich nicht leicht dem Wunsche ihrer Anbeter, bevor sie die Aufrichtigkeit derselben geprüft haben. Diejenige, welche Amor nicht mit seinen festen Banden umwunden hat, will allen gefallen, bewilligt ihre Gunst dem ersten dem besten, und würde sich einem neuen Liebhaber eben so willfährig in die Arme werfen, als mir. Aber eher will ich durch die Sprödigkeit einer Grausamen umkommen, als der Gunst einer Unwürdigen genießen. Der Prevot. Herr, die Schönen sind thörigt, die uns lange Zeit auf die Gunst, die sie verheißen, warten lassen. Ein Geschenk gilt nie so viel, als in dem Augenblicke, wo man es zu erhalten wünscht. Ihr aber nennt das Thorheit, was gerade das größte Verdienst in den

Augen

Augen der Welt hat, ich meyne, den Wechsel in der Liebe und den Umtausch der Liebenden und Geliebten durch den der Umgang unter den Menschen so sehr gewinnt. Savari. Die grausamen Quaken und Martern, die ich so lange Zeit erduldet habe, würden mir süß scheinen, wenn sie, die ich liebe, mich würdigte, mir ihren Handschuh zu geben, oder mir zu erlauben, sie ein einziges Mal vor meinem Tode zu sehn. Wahrlich, ich würde mich nicht bitten lassen, ihrem Befehl zu gehorchen. Sie ist es, für die ich ewig empfinden werde, sie ist es, meine einzige süße Freundinn, mit der ich zu leben wünsche. Meine Liebe ist keine erlogene Flamme. Nein sie brennt, sie durchdringt, sie verzehrt mich. — Der Prevot schlug drey Damen zu Richterinnen vor, und Savari erkannte sie dieses Vorzugs würdig: aber das Urtheil, das sie fällten, ist unbekannt. — Eine ähnliche Frage wird in folgenden, zwischen dem Troubadour Gaucelm und seinem Freunde Hugues gewechselten, Strophen verhandelt p). Gaucelm. Ich bin in eine Dame verliebt, die einen Freund hat, den sie nicht aufgeben will. Sie weigert sich, mich zu lieben, wenn ich ihr nicht erlaube, ihm öffentlich alle Merkmale von Liebe zu geben, während sie mir in geheim alles, was ich wünsche, zu gewähren erbötig ist. Das ist die Bedingung, die sie mir vorschlägt. Hu-

p) Th. 1. S. 374.

gues. Nimm, was die artige Dame dir anbietet, und mehr noch, wenn sie es zufrieden ist. Mit Geduld erlangt man zuletzt alles. Das ist der Weg, auf dem viele Arme reich geworden sind. Gaucelm. Lieber will ich hundertmal auf jedes Vergnügen Verzicht thun, und ohne Liebe bleiben, als der Dame, die ich anbete, die Erlaubniß geben, neben mir einen Geliebten zu haben, der sie besitze. Schon in dem Gemahl ist mir der Liebhaber ärgerlich; urtheile, ob ich einen andern gleichgültig erdulden könne. Ich würde vor Eifersucht sterben, und, nach meiner Meynung, ist das die grausamste Todesart. Hugues. Wer in geheim über eine artige Dame gebietet, muß, wenn er daran stirbt, großen Gefallen am Tode finden. Ich wollte tausendmal lieber auf diese Bedingung eine Schöne besitzen, als ganz leer ausgehn. Ueberdem würde ich mich bey ihr schon so zu betragen wissen, daß sie mir mit der Zeit diese lästige Bedingung erließe. Gaucelm. Ich für meine Person finde an ähnlichen Vergnügungen keinen Geschmack. Wenn ich sie ihrem Liebhaber entführe, so werde ich fürchten, daß ihr Leichtsinn sie verleitet, mich auf eine ähnliche Art zu verrathen. Sie wird meine Liebe nicht haben, wenn sie selbige nicht ausschließend besitzt, und wenn sie einen andern wünscht, so entsage ich ihrem Anblick auf immer. Hugues. Jeder Liebhaber, der eine Dame, um einer solchen Kleinigkeit willen, aufgiebt, versteht nicht zu lieben. Weißt du, welchen

Ausweg ich dir vorschlage? Liebe sie mit derselben Aufrichtigkeit, wie sie dich liebt; scherze und lache mit ihr, wie sie mit dir pflegt; und weihe, als ein zärtlicher Liebhaber, dein Herz und deine Hand einer andern, während daß du mit jener dich in dasselbe Verhältniß setzest, in welchem sie mit dir selbst steht. — Eine Edelfrau, eine Marquisinn und ein Prinz wurden in dieser Streitfrage zu Schiedsrichtern erwählt, allein der Ausspruch dieses vornehmen Kleeblatts ist ebenfalls nicht auf unsere Zeiten gekommen. — Hier noch eine Tenzone über Liebe und Tapferkeit q). Die sich unterredenden Personen sind die Troubadours Sordel und Bertrand. Sordel. Wenn du entweder den Besitz aller der Schönen und Geliebten, die du jemahls gehabt hast oder noch haben wirst, einbüßen, oder die Ehre, die du als Ritter erworben hast, und noch erwerben wirst, der Dame, die du vor allen liebest, aufopfern solltest, zu welchem von beyden würdest du dich entschließen? Bertrand. Ich bin schon so lange von den Damen, die ich verehrte, zurückgestoßen worden und habe so wenig Beweise ihrer Güte empfangen, daß ich meinen ritterlichen Ruhm vorziehe. Ich lasse dir die Thorheit der Liebe, wo es niemahls Genuß giebt: denn je mehr man erhält, je weniger bleibt uns übrig, da man im Gegentheil, auf

q) Th. 2. S. 94.

dem Wege der Waffen, immer neue Eroberungen machen und neue Ehre erwerben kann. Sordel. Es giebt keine Ehre ohne Liebe. Schlimme Wahl, Genuß und Damengunst hingeben, um dafür Wunden eintauschen und Hunger, Frost und Hitze zu erdulden! Gern trete ich dir diese Vortheile für das Süße in der Liebe, das mich erwartet, ab. Bertrand. Und wie darfst du dich erkühnen vor deiner Gebieterinn zu erscheinen, wenn du nicht das Herz hast, die Waffen im Streit zu führen? Es giebt kein wahres Vergnügen ohne Tapferkeit. Sie ist es, die zur größten Ehre erhebt! aber die tollen Freuden der Liebe erniedrigen und stürzen die, welche sich ihnen Preis geben. Sordel. Wenn ich nur in den Augen meiner Lieben für tapfer gelte, was kümmert's mich, ob mich andre achten. Ich werde vergnügt mit ihr leben, und ein höheres Glück begehre ich nicht. Du wirst alles vor dir her niederwerfen; während daß ich meine Traute umarme, und wenn du die Achtung der großen Herrn von Frankreich gewinnst, werde ich süße Küsse einärnten, die mehr werth sind, als die trefflichsten Lanzenstöße. Bertrand. Freund Sordel, deine Liebe gründet sich auf Täuschung. Nie möchte ich diejenigen, die ich aufrichtig liebe, durch eine Meynung, die ich nicht verdiene, gewinnen: denn ein so schlecht erworbnes Gut würde mich unglücklich machen. Vergnüge dich an dem Betrug der Liebe und gönne mir die Waffen! Aber glaube mir, du begehst

seine große Thorheit, wenn du ein falsches Glück mit einer rechtmäßig erworbenen Freude in Vergleichung setzest. —

Ich knüpfe an diese vollständig eingerückten Tenzonen noch einige Liebesfragen an, die von Provenzalen aufgeworfen worden sind und das Eigenthümliche dieser Dichtungen ganz vorzüglich erläutern. Folgende führt Le Grand auf r): Was wünschest du lieber, — daß deine Schöne stürbe oder daß sie einen andern heirathete? Wer duldet am meisten, der Mann, dessen Frau, oder der Liebhaber, dem seine Schöne untreu wird? Verdient derjenige mehr Tadel, der sich einer nicht genossenen Gunstbezeugung rühmt, oder wirklich genossene ausplaudert? Wenn du eine nächtliche Zusammenkunft mit der Geliebten verabredet hättest, wolltest du lieber, beym Hineingehen, mich von ihr herauskommen, oder beym Herauskommen mich zu ihr hineingehen sehen? Du hast deine Geliebte eine Zeitlang genossen. Es glückt mir ihr zu gefallen und an deine Stelle zu treten. Wer von uns beyden muß den größten Kummer empfinden? Man schlägt dir vor einmal bey deiner Lieben zu schlafen, aber sie dann nie wieder zu sehn, oder sie alle Tage zu sehn, aber nie etwas von ihr zu erhalten; welches würdest du wählen? Zwey Personen schlafen

r) In der Vorrede zum ersten Theil der Fabliaux S. 21.

beysammen, und begnügen sich mit leichten nichtigen Liebkosungen. Welche von beyden bringt das größere Opfer? Wer ist glücklicher, eine alte Frau, die die Geliebte eines Jünglings wird, oder ein alter Mann, der ein junges Mädchen gewinnt? Ist es besser eine Frau oder ein Mädchen zu lieben? Welches ist vorzüglicher für eine Dame, ein erfahrner Mann, der das Vergnügen kennt, oder ein Junggeselle, der noch ganz Neuling ist?

Meine Leser sehen itzt eine Menge Proben, und aus allen Dichtungsarten, in denen die Troubadours Versuche gemacht haben, vor sich. Um so leichter wird es ihnen werden, mein Urtheil über den Werth dieser Arbeiten zu prüfen.

Wenn man die Gedichte der Provenzalen mit den Augen des Geschichtschreibers betrachtet, so ist der Werth derselben gewiß nichts weniger, als gering. Für den Geschichtschreiber sind sie Denkmahle, aus denen er den Geist und die Sitten eines an Eigenthümlichkeiten reichen Zeitalters kennen lernt, Quellen, aus denen er selbst manche nähere Aufschlüsse über damahls berühmte Geschlechter und Häuser und deren Verhältnisse zu einander schöpfen, Archive, aus deren Urkunden er zuweilen unrichtige Angaben und verfälschte Nachrichten entdecken und verbessern kann. Aber die Bestimmung dieses Werthes liegt außerhalb den Gränzen meiner dermahligen Untersuchung. Hier ist allein von dem dichterischen Werthe der Troubadours die

Rede, und über diesen kann das Urtheil allerdings nicht so ganz günstig ausfallen. Es ist wahr, die Sprache, in der sie sangen, ist für uns so gut als verloren, und mit ihr zugleich nicht wenig von dem Zauber, durch den sie einst wirkten und noch wirken könnten, dahin. Es ist wahr, was wir durch Millots Fleiß aus ihren Werken besitzen, ist nur ein kleiner Theil von dem, was sie wirklich geschrieben haben. Endlich selbst die Zeiten und Gegenstände, welche unsere Dichter darstellen, sind uns fremd, und auch darin ein Grund enthalten, warum wir mehrere ihrer Versuche nicht sehr anziehend und befriedigend finden können. Aber alle diese Schwierigkeiten, wenn sie gleich unser Urtheil einiger Maßen beschränken, können uns doch nicht bestimmen, es ganz aufzugeben. Was der eben genannte französische Gelehrte aus den Ueberbleibseln der Provenzalen ausgezogen hat, ist nicht an sich, sondern nur in Vergleichung mit den Arbeiten seines Vorgängers, des Herrn von St. Palaye, wenig s), und die Veränderungen, welche, in Hinsicht auf Sylbenmaaß oder Sprache, mit den Gedichten vorgegangen sind, nicht groß genug, um uns über den wahren Gehalt derselben ganz in Zweifel zu lassen. Vielmehr glaube ich, daß jeder

s) Man vergleiche die zweyte Anmerkung.

Freund und Kenner des Schönen sich mit mir in folgenden Behauptungen vereinigen werde.

Die provenzalische Dichtkunst gehört unstreitig, wie der Minnegesang in Deutschland, unter die Blüthen, die nicht ohne Farbe und ohne Geruch sind: allein, bey der genauen Betrachtung derselben, kann man sich gleichwohl nicht bergen, daß sie lange noch nicht die nöthige Ausbildung, Kraft und Schönheit erhalten hat. Man gehe die Gattungen, die von den Troubadours bearbeitet worden sind, eine nach der andern durch, man hebe das Beste, das in jeder zu finden ist, heraus und prüfe es mit unparteyischen Augen, man vergleiche das Vorzüglichste, was die eine oder die andere aufweist, mit dem, was die folgende Zeit in Frankreich hervorgebracht hat, und man wird am Ende gezwungen seyn zu gestehen, daß auch nicht eine derselben etwas wahrhaft Vortrefliches und Bewundernswerthes aufweisen kann. Richten wir unsre Aufmerksamkeit auf die Liebeslieder, so entdecken wir allerdings in ihnen manchen Zug von unbefangener Treuherzigkeit und unschuldiger Einfalt, manche mit Zärtlichkeit und Feinheit ausgedrückte Empfindungen, manche angenehme Gemählde und Schilderungen. Aber diese einzelnen zerstreuten Schönheiten können uns unmöglich für so viel nichtssagende und langweilige Gemeinörter, für so viel geschmacklose Ziererеyen und kalte Höflichkeiten, die den Damen dargebracht werden, für dieses Heer von einför-

nigen Gebeten, Klagen und Wünschen, und für diese ewigen Wiederholungen derselben Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen schadlos halten. Der Kreis, in dem die zärtlichen Troubadours sich herumdrehen, ist, so weit ich ihn habe übersehn können, durchaus von keinem größern Umfange, als der Kreis unserer Minnesinger, und ihre Darstellungen weder mannigfaltig noch reich. Der warme Frühling, die schöne Natur und die lieblich singende Nachtigall kommen jeden Augenblick wieder, und eben so oft die Beschwerde über die Grausamkeit der Schönen und der Entschluß zu sterben. Umsonst sehen wir uns bey ihnen nach glücklichen Wendungen, umsonst nach gefälligen Einkleidungen, umsonst nach hervorstechenden Gedanken um. Was sie sagen, ist größtentheils auf die gewöhnlichste Weise gesagt und hat weiter kein dichterisches Verdienst, als daß es in Reime und Verse gefaßt ist. Indeß sind ihre verliebten Gedichte gleichwohl, nach meiner Empfindung, immer noch von größerm Werthe, als ihre historischen und satyrischen Stücke oder Sirventen. Die Kunst zu spotten, und die Thorheiten seines Zeitalters eindringlich und doch frey und witzig zu züchtigen, ist bekanntlich keine der leichten. Aber die Ausübung dieser Kunst wird um so schwerer, wenn das Zeitalter, von dem sie ihre Ausbildung erwartet, selbst noch rauh ist, oder doch so eben erst anfängt, sich von der alten Rohheit und Unsittlichkeit loszuarbeiten. Meine Leser wissen bereits

aus der Einleitung, mit wie vielem Recht dieß von dem Zeitalter der Troubadours gilt, und gewiß man müßte äußerst verblendet seyn, wenn man den nachtheiligen Einfluß, den Sitten und Lebensart auf die Werke dieser Dichter gehabt haben, verkennen wollte. Diejenigen Sirventen, welche historische Vorfälle bloß erzählen, sind, als Dichtungen betrachtet, die trockensten und unschmackhaftesten, die es jemahls gegeben hat; so leer an aller Erfindung und so entblößt von allen Reizen der Darstellung sind sie *); diejenigen aber, die man Satyren nennt, sind meistentheils so persönlich und ehrenrührig, daß sie mit ungleich größerm Rechte in die Reihe der Schmähschriften gestellt werden. Ich habe nur wenige von der letzten Art, und auch diese nicht ohne Vorsicht, ausgehoben und meinem Aufsatze einverleibt, und doch sprechen selbst die wenigen schon für die Wahrheit dessen, was ich von der ganzen Gattung behaupte; wie viel einleuchtender würde sich das Gesagte bestätigen, wenn ich mehrere derselben und alle in ihrer ursprünglichen Gestalt, (denn wie manchen mildern Ausdruck mögen sie Millots Feder verdanken?) hätte übertragen können? Mag man daher immerhin die Kühnheit, die sich in den Sirventen der Provenzalen offenbart, rühmen, und sie als das Erzeugniß einer Zeit bewundern, wo

*) Mehrere derselben z. B. sind durchaus nichts anders, als kahle Beschreibungen von gehaltnen Turnieren und den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten.

der Charakter noch unverstellt gewirkt, und die Stärke desselben sich noch unverholen geäußert habe. Kühnheit kann nur dann gefallen, wenn sie in der gehörigen Gränze bleibt und von eben so viel Geist als Geschmack unterstützt und geleitet wird. Aber an dem letztern fehlte es den Troubadours, wie ihre Stücke bis zur vollständigsten Ueberzeugung lehren, durchaus, und von den erstern hatten sie, meines Bedünkens, nicht einmal so viel erhalten, daß sie mit den Satyrikern, die um den Anfang der Religionsverbesserung unter uns lebten, verglichen werden dürfen: denn so sehr diese auch ins Platte fallen und oft bis zur Klasse niedriger Possenreißer heruntersinken, so kann man doch in der Darstellung Mehrerer Empfindung und Anlage nicht verkennen, da hingegen die französischen Sirventensänger sich nicht einmal die Mühe geben, ihre Spöttereyen und Ausfälle in das Gewand der Dichtung zu kleiden, sondern alles unverschönert und nackt hingeben. Was soll man endlich von der ihnen eignen Dichtungsart, ich meyne, von ihren Tenzonen, urtheilen? Was sind sie anders, als spitzfindige Fragen, die, wie sie aus der Schultheologie jener Zeit hervorgegangen sind, so auch würdiger scheinen, von grübelnden Scholastikern aufgeklärt, als von angenehmen Dichtern behandelt und entschieden zu werden? Einige Untersuchungen sind offenbar Grillen, über die sichs nicht der Mühe verlohnt zu sprechen, andere betreffen Gegenstände, über

welche zu richten jedes ehrbare Frauenzimmer unserer Tage Bedenken trägt, noch andere würden vielleicht in einer leichten scherzhaften Wendung gefallen; aber fast möchte ich behaupten, daß auch nicht einer von allen provenzalischen Dichtern die Kunst fein und anmuthig zu scherzen besessen, oder wenigstens sie in keiner Tenzone gezeigt habe. Alle behandeln die Fragen über die Liebe entweder so ernstlich, wie eine Rechtsfrage über Leben und Tod, oder geben Zweydeutigkeiten für Scherz und einen schmutzigen Ausspruch für Witz. Was Le Grand *) von den Liebeshöfen sagt, in denen die Tenzonen zur Entscheidung vorgetragen wurden, das läßt sich mit allem Rechte auf die Tenzonen selbst anwenden. Es giebt keine Dichtungsart, die sich ein grösseres Ansehn erworben, oder einen allgemeinern Einfluß auf die Sitten verschafft hat, und gleichwohl des einen, wie des andern, weniger werth gewesen ist, als diese.

Meine Leser werden vielleicht mein Urtheil über die Troubadours etwas kühn, oder wohl gar, wenn sie mit hohen Vorstellungen von dem Werthe derselben erfüllt gewesen sind, unbescheiden und anmaßend finden. Aber glücklicher Weise ist es nicht mein Urtheil, sondern das Urtheil zweyer angesehenen und um diesen Zweig der französischen Litteratur verdienten Männer, die sie beyde schon aus dieser Abhandlung

*) Th. I. S. 270.

kennen. Die Provenzalen haben in Frankreich ungefähr das nämliche Glück und aus gleichen Ursachen genossen, das den Minnesingern in Deutschland zu Theil geworden ist. Man hat sie geschätzt, wie man Alterthümer gewöhnlich zu schätzen pflegt, — aus Vorliebe, und weil man sie nicht hinlänglich kannte: denn die Wahrheit zu gestehn, so waren die meisten der provenzalischen Gedichte, ehe Herr von Ste. Palaye sie aus dem Staube der Bibliotheken hervorzog und verstehn und auslegen lernte, für die gelehrte Welt so gut als gar nicht vorhanden. Allein seitdem die Wünsche dieses fleißigen Academisten erfüllt und die provenzalischen Dichter durch Sammlungen und Uebersetzungen bekannter geworden sind, seitdem hat sich auch der größte Theil von der Achtung, die man für sie hegte, verloren. Schon ihr Geschichtschreiber Millot war zu aufrichtig und ein Mann von zu geläutertem Geschmacke, als daß er die allgemeine Meynung hätte begünstigen sollen. Schon er erklärt, daß viele von den Dichtungen der Troubadours ganz unlesbar wären, und andern durch Sprache und Einkleidung nachgeholfen werden müsse, und giebt überhaupt nicht undeutlich zu verstehn, daß die Geschichte der Zeiten wohl mehr aus ihnen gewinnen möge, als die Dichtkunst. Indeß drückt er sich über das alles mit großer Vorsicht und Bescheidenheit aus und scheint mehr heilsame Zweifel erregen, als das Vorurtheil selbst bestreiten und vernichten zu wollen. Aber was

er nicht gewagt hatte, wagte bald nach ihm Le Grand in der Vorrede zu seinen Mährchen und Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, und als er von dem Abbe' Papon, in dessen Reise durch die Provence, und von einigen andern darüber angegriffen wurde, in einer besondern Abhandlung über die Troubadours, die nachmahls dem zweyten Theile seiner neu aufgelegten Mährchen vorgedruckt worden ist. In beyden sucht er zu beweisen, daß die südlichen Dichter Frankreichs bisher einer ganz unverdienten Ehre genossen hätten und, verglichen mit den muntern, geistreichen und erfinderischen Dichtern der nördlichen Provinzen dieses Landes, »langweilig, einförmig, schaal und unlesbar« zu heißen verdienten. Es ist hier der Ort nicht, sein Urtheil einer genauern Prüfung zu unterwerfen und die Rechtmäßigkeit der Lobsprüche, die er den Troveres beylegt, zu untersuchen. So viel aber, denke ich, ist außer Zweifel, daß, wenn ihn auch die Vorliebe für die Dichter, die er von den Todten erweckt hat, ein wenig bestochen haben sollte, doch mehr Dichtungsgabe und Erfindungskraft aus den Werken derselben hervorleuchtet, als aus den Werken der Troubadours. Für die neuern erzählenden Dichter der Franzosen sind sie wenigstens stets eine von den Fundgruben gewesen, die von ihnen benutzt worden ist, und noch in unsern Tagen hat einer der vorzüglichsten Dichter unter uns den Stoff

zu einer sehr gefälligen und angenehmen Erzählung aus ihnen genommen *).

Und in der That, schon die Verschiedenheit der Dichtungsarten, in denen sich die nördlichen und südlichen Sänger Frankreichs versucht haben, macht uns die Verschiedenheit ihres dichterischen Gehalts begreiflich. Das Wesen der Poesie kann noch sehr im Dunkeln liegen, die Sitten eines Zeitalters noch ziemlich ungebildet und roh, und die Sprache ungeschmeidig und hart seyn, und der Dichter gleichwohl in der erzählenden Gattung nicht ohne Glück arbeiten. Empfindung und frohe Laune vermögen hier überaus viel, da hingegen, um dem Liede und der Satyre einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu ertheilen, eine glückliche Beobachtungsgabe, ein feines Gefühl und ein redender Ausdruck unerläßliche Bedingungen sind. In dem Mangel dieser Eigenschaften und in der Unbekanntschaft mit guten Mustern finde ich die vorzüglichste Ursache, warum die Provenzalen nicht mehr leisteten und ihre Kunst keine höhere Stufe der Vollkommenheit erreichte. Hätte sie unter diesen Umständen gedeihen sollen, so hätte ein Mann unter ihnen aufstehn müssen, der, wie Petrarch, durch eine besondere eigenthümliche Kraft emporgehoben, der Schöpfer einer neuen Sprache, und für seine Zeitgenossen Regel und Vorbild geworden wäre. Durch

*) Wieland in seiner Erzählung die Wasserkufe.

ihn und durch sein Beyspiel gestärkt, hätten dann vielleicht die nachfolgenden Dichter die eröffnete Laufbahn weiter verfolgt, und ihr Zeitalter in eben dem Verhältnisse nach sich gezogen, in welchem sie, ohne ihn, von selbigem herabgezogen wurden. Aber das Schicksal wollte, daß Frankreich diesen Mann nicht unter den Troubadours und Deutschland ihn nicht unter den Minnesingern finden, und die Blüthe der Dichtkunst beyder Völker sich noch um etliche Jahrhunderte verspäten sollte.

Es ist noch ein Punkt in dieser Untersuchung zu erörtern übrig, — die Wirkung, welche die provenzalischen Dichter hervorgebracht haben. Ich glaube alles, was sich mit Grund hierüber sagen läßt, in folgende zwey Sätze fassen zu können.

Erstlich. Die provenzalische Dichtkunst hängt unstreitig mit der Dichtkunst der meisten europäischen Völker, die wir unter die gebildeten zählen, zusammen. Sehen wir auf die Spanier, so entdecken wir nicht allein in Valencia, Murcia, Majorca und Minorca provenzalische Sprache und provenzalische Dichter, unter denen im zwölften Jahrhundert König Alphons von Arragonien, und in den beyden folgenden eine ganze ununterbrochene Reihe auftreten, sondern finden auch die provenzalische Dichtkunst ausdrücklich unter den Quellen, aus denen die castilianische

hervor-

hervorgegangen ist, angeführt y). Gehen wir in die Geschichte der Deutschen, so kommen uns die schwäbischen Dichter entgegen, deren Vortrag, Ton und Manier ihr Urbild zu sehr verräth, als daß wir einen Augenblick, auch ohne noch Rücksicht auf die historischen Beweisgründe zu nehmen, an dem Zusammenhang zwischen ihnen und den Provenzalen zweifeln dürften. Wenden wir uns endlich zu den Welschen, so vereinigen sich ebenfalls mehrere Erscheinungen, um den behaupteten Einfluß zu bestätigen. Einige Troubadours waren Welsche; die welsche Sprache hat mehreres mit der Provenzalsprache gemein; Dante und andere Dichter gedenken der Provenzaldichter namentlich und haben, wie Le Grand richtig bemerkt, durch die ehrenvolle Erwähnung derselben, nicht wenig zur Erhaltung des Vorurtheils von dem ausgezeichneten Werthe derselben beygetragen; Petrarchen selbst können häufige Nachahmungen aus den Troubadours nachgewiesen werden.

Allein bey dem allen, und das ist das zweyte, was ich zu erinnern finde, sind die Wirkungen der provenzalischen Dichtkunst nichts weniger, als bedeutend. Der Einfluß, den sie auf die Ausbildung der

y) Velasquez Geschichte der spanischen Dichtkunst von Diez, S. 49 u. f. und S. 123.

spanischen und welschen gehabt hat, verliert sich in der Reihe der übrigen mitwirkenden Ursachen, oder verschwindet vielmehr ganz. Jeder Kenner der Geschichte weiß es, daß das Zusammentreffen mehrerer treflichen Köpfe und die erwachte Liebe zur alten Gelehrsamkeit das Aufblühen der Poesie in den neuern Zeiten, wenigstens das der toskanischen, allein befördert hat und der provenzalischen Dichtkunst hiervon wenig oder gar kein Antheil gebührt. Noch am meisten könnte sie auf die schwäbische, als eine wahre und unverkennbare Tochter, stolz seyn: aber bekanntlich ist die Tochter schwächlich, wie die Mutter, vom Schauplatze abgetreten, ohne einen Stamm hinter sich zu lassen, der das Andenken ihres Namens erhalten hat. Man urtheile hieraus selbst, mit welchem Grunde Millot gegen das Ende seiner Abhandlungen sagt z): »Der Ursprung der neuern Gelehrsamkeit ist dennoch in der Provence, d. h. in den mittäglichen Provinzen Frankreichs zu suchen, und die Troubadours sind es, die Europa aus einem langen drückenden Schlafe geweckt und die Seelenkräfte, die erstorben schienen, belebt haben. Indem sie uns vergnügten, haben sie uns denken gelehrt und auf Pfaden, die mit Feldblumen geschmückt waren, zu dem Wege der Vernunft und Vollkommenheit selbst geführt. Sehet hier ein

z) S. 75.

Beyspiel, wie in der Welt eines in das andre greift, und die größten Ereignisse dieser ersten beynahe unbekannten Ursache zugeschrieben werden können!« Offenbar gab dieser gründliche Kopf in dem Augenblicke, wo er dieß schrieb, dem allgemeinen Vorurtheil nach und vergaß Thatsachen aus der Geschichte, die ihm sonst, wie er in mehrern Werken gezeigt hat, leicht und schnell gegenwärtig sind.

Marcus und Lucius Annäus Seneca.

(Aus Corduba. Der erstere blühte unter August und Tiber. Sein Sohn war im zweyten Jahre nach Christi Geburt gebohren und starb auf Neros Befehl im Jahr 65.)

Es ist sehr oft die Frage aufgeworfen worden, warum die tragische Kunst zu Rom ein so geringes Glück gemacht habe. Man hat mehrere Antworten auf dieselbe zu geben gesucht, aber es ist sehr natürlich, daß diese jederzeit etwas Unbefriedigendes behalten mußten a). Eben so ist zu einer andern ähnlichen Frage: warum Frankreich in der epischen Gattung so weit

a) Wir bescheiden uns gern, daß durch die Erklärung, welche wir hier versuchen, und womit dasjenige verglichen werden mag, was in dem Abriße einer Geschichte der römischen Litteratur, im ersten Stücke dieser Nachträge, über denselben Gegenstand gesagt worden ist, nicht alle Schwierigkeiten gelößt werden. Wir haben uns bemüht, die äußern Ursachen anzugeben, welche die Vervollkommnung der römischen Tragödie gehindert haben; ob auch innere (Mangel an Anlage für diese Gattung der Poesie) vorhanden gewesen, und woher sie entstanden, wollen wir andern zu untersuchen überlassen.

hinter andern neuern Nationen zurückgeblieben sey? noch keine genugthuende Antwort gefunden worden.

Das Zurückbleiben der Römer in der Tragödie fällt hauptsächlich dann in die Augen, wenn man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, ihre Litteratur mit der Litteratur der Griechen vergleicht; aber eben diese Vergleichung, wenn sie nicht bey Namen und Zahlen stehen bleibt, möchte vielleicht noch am ersten die Auflösung dieses Problems herbeyführen. In Attica war die dramatische Poesie eben so einheimisch, wie der Epheu zu Acharnä *b*) und auf dem Hymettus der Thymian; die Tragödie war mit den Sitten, den gottesdienstlichen Gebräuchen und dem Ehrgeize der Nation auf das innigste verwebt; die Dichter kämpften um den Preiß des poetischen Verdienstes, und die Stämme des Volks um den Ruhm der geschmackvollsten Pracht *c*). Die Begebenheiten, welche man in

b) In einem Epigramm des Simmias von Theben (Anal. V. P. Tom. I. S. 168.) wird vom Sophokles gesagt, daß oft sein Haupt mit dem auf der Bühne grünenden Epheu von Acharnä geschmückt worden sey. (πολλακις ἐν θυμελῃσι και ἐν σκηνῃσι τεθηλως βλαισος Ἀχαρνιτης κισσος ἐρεψε κομην.) Von den Werken des Aristophanes sagt Antipater aus Thessalonich. Der Acharnische Epheu schüttle über ihnen seine grünenden Locken. (Βιβλοι Ἀριστοφανευς, θειος πονος, αἷσιν Ἀχαρνευς κισσος ἐπι χλοερην πουλυς ἔσεισε κομην.)

c) Es ist bekannt, daß die Kosten der öffentlichen Schauspiele und Feste, zum Theil wenigstens, von den Stämmen getragen werden mußten, welche aus ihren Mitteln einen

ihren Tragödien aufzuführen pflegte, waren größtentheils dieselben, welche von den ältesten Dichtern erzählt und in eine poetische Form gegossen worden waren; es waren dieselben, welche der Knabe schon seinem Gedächtniße anvertraut hatte, und an welche der Mann durch öffentliche Denkmäler der Kunst häufig erinnert wurde. Viele derselben bezogen sich auf den Ruhm von Athen und erhielten dadurch einen doppelten Werth. Es war demnach bey der griechischen Tragödie alles auf das vollkommenste national. Alles stimmte zusammen den Zuschauer zu unterhalten und zu begeistern, und es müßte schlimm gewesen seyn, wenn diese Begeisterung nicht auch auf den Dichter ihren Einfluß gehabt hätte.

Von allen dem aber, was das Trauerspiel in Athen zu einem interessanten Nationalfeste machte, fand sich gar nichts zu Rom. Da es den römischen Dichtern an einer poetischbearbeiteten Geschichte ge-

---

χορηγον stellten, dem die Besorgung und Anschaffung dessen, was zur Aufführung nöthig war, oblag. Die Choregen suchten sich wechselseitig zu übertreffen und die Ehre des Siegs fiel dem Stamme zu. (s. Wolf Prolegomena in Demosthenis Or. adv. Leptinem. p. LXXXIX. ff.) Wie viel mußte den römischen Schauspielen an Nationalinteresse abgehn, da ihnen diese Einrichtung mangelte, welche auf die Urtheile der Richter in den musikalischen Kämpfen keinen geringen Einfluß gehabt zu haben scheint:

brach d), so mußten sie selbst den Stoff ihrer Tragödien bey den Griechen borgen, wodurch es denn kam, daß die ausländische Frucht, auch nachdem sie längst unter den römischen Himmel verpflanzt worden war, dennoch ihren ausländischen Geschmack beybehielt. Bey der Aufführung fand kein Wettstreit, weder unter den Dichtern noch unter dem Volke statt; und da demnach die ganze Gattung in den Verhältnißen der Nation ganz und gar nichts fand, woran sie sich halten konnte, so blieb den Dichtern natürlicher Weise nichts übrig, als das allgemeine menschliche Gefühl und den Geschmack in Anspruch zu nehmen. Dieses wäre denn auch nun wohl, eben so wie unter den neuen Völkern, hinreichend gewesen, wenn nur das Schauspiel, den einmal getroffnen Staats-

d) Die ersten dramatischen Schauspiele nach griechischem Zuschnitte waren schon (im J. d. St. 514.) gegeben, ehe die Römer einen Geschichtschreiber hatten. Die römische Geschichte war aber an einzelnen, interessanten und für die poetische Bearbeitung geschickten Vorfällen so arm, daß sogar die ältesten Geschichtschreiber, um ihre Erzählung noch einigermaßen auszuschmücken, zu den Griechen ihre Zuflucht nehmen und solche Facta von ihnen leihen mußten. Von dieser Art sind, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Geschichte der von den Sabinern bestochnen Tochter des Sp. Tarpejus (Liv. I. 11. vergl. Clitophont. beym Stobäus. T. X. S. 131.) die Geschichte der Horazier und Curiazier (Liv. I. 25. f. vergl. Demaratus beym Stob. Tit. XXXVIII. S. 226.) des den Gabiern vom Sextus Tarquinius gespielten Betrugs. (Liv. I. 52. vergl. Herodot. V. 6. S. 422.) u. a. m.

Einrichtungen zufolge, nicht ein Vergnügen der Nation hätte seyn sollen. Nun ist es aber bekannt, daß nur ein sehr kleiner Theil der Römer in der Lage war, seinen Geschmack bilden zu können, nur dieser kleine Theil wurde in dem, was den Geschmack betraf, eben als wenn von einer Staatsangelegenheit die Rede gewesen wäre, sehr bald überstimmt *e*). Auch hatte das Volk allzufrüh Schauspiele kennen gelernt, welche der große Haufe in allen Ländern mehr als dramatische Vorstellungen liebt: Fechterspiele; Thierhatzen; prachtvolle Aufzüge und was dergleichen mehr war.

Sobald nur die Magistratspersonen, welche zu Rom die Unternehmer der öffentlichen Schauspiele waren, wahrnahmen, daß die Tragödien und Comödien nach griechischem Schnitte nur aus Mangel an andern Vergnügungen besucht wurden, scheinen sie dieselben mit andern beliebtern Schauspielen vertauscht zu haben. Schon zu den Zeiten des Julius Cäsar zeigte sich eine heftige Neigung für die Mimen, die unter der Regierung der Kaiser zu einer Art von Wahnsinn ward. Für die Dichter gab es also keine Aufmunterung, und an ein stehendes Theater, welches von der Klasse der gebildetern Römer und derer,

e) Saepe etiam audacem fugat hoc terretque poëtam,
Quod numero plures, virtute et honore minores,
Indocti stolidique, et depugnare parati
Si discordet eques, media inter carmina poscunt
Aut ursum aut pugiles; his nam plebecula gaudet.
Horat. Epp. II. 1. 182.

welche gebildet scheinen wollten, unterstützt worden wäre, war wohl der ganzen Verfassung nach nicht zu denken. Es blieb also fast nichts übrig, als Trauerspiele für die Lectüre zu schreiben. Ich weiß nicht, ob dieses in den blühenden Zeiten der römischen Poesie geschehen sey; aber so viel ist gewiß, daß hierbey diejenige Triebfeder wegfiel, durch welche die dramatische Dichtkunst in allen Ländern, wo sie geblüht hat, zur Vollkommenheit gebracht worden ist.

In dem ersten Jahrhundert der römischen Litteratur, oder in dem sechsten nach Erbauung der Stadt, scheinen sich die Römer in der That geschmeichelt zu haben, den in Athen schon längst gesunknen Flor der dramatischen Poesie in der Hauptstadt der Welt und in ihrer Mitte wieder aufblühn zu sehn. Einige Ausländer hatten sich der Sache mit Eifer angenommen und ihre Versuche schienen keineswegs mislungen *f*). Dieser Eifer aber erkaltete sehr geschwind. Unter der Regierung des August waren Varius, dessen Thyest sich, dem Urtheile des Quintilian zufolge, mit jeder griechischen Tragödie messen konnte, und Ovid, dessen

Y 5

f) Serus enim (Romanus) Graecis admovit acumina chartis
Et post Punica bella quietus, quaerere coepit
Quid Sophocles et Thespis et Aeschylus utile ferrent.
Tentavit quoque rem, si digne vertere posset;
Et placuit sibi, natura sublimis et acer.
Nam spirat tragicum satis et felicite
Horat. Epp. . 161.

Medea derselbe Kunstrichter rühmt, die einzigen Römer, welche die fast verlaßne Gattung, aber, wie es scheint, nur um ihre Kräfte ein für allemal an derselben zu prüfen, bearbeiteten. In der Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung genoß Pomponius Secundus den Ruhm eines geschickten Tragikers, ob man gleich in seinen Werken weniger tragischen Geist als Glanz und Gelehrsamkeit fand g). Nach ihm hat sich Curatius Maternus durch einige Tragödien rühmlich bekannt gemacht h).

g) Eorum quos viderim longe princeps Pomponius Secundus, quem senes parum tragicum putabant, eruditione et nitore praestare arbitrabantur. Quintil. X. 1. 98. Ne nostris quidem temporibus Secundus Pomponius Afro Domitio vel dignitate vitae vel perpetuitate famae cesserit. Auctor Dialogi de caussis corr. eloq. c. 13.

h) Dieser Maternus wird in dem Gespräche über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit redend eingeführt, wo vier seiner Tragödien, Medea, Thyest, Cato und Domitius, angeführt werden. Aus dem Dio Cassius erfahren wir, daß ihn Domitian hinrichten ließ, weil er in einer μελέτῃ gegen die Tyrannen declamirt hatte. Declamationen dieses Inhalts kamen vor, und mußten der Natur der Sache nach vorkommen, in seinem Cato, wie aus dem X. Kapitel des oben angeführten Gespräches erhellt, und ich glaube daher, daß dieser Cato es war, der ihm den Tod zuzog. Diese Vermuthung bestätigt das II. Kapitel: Nam postero die, quam Curiatius Maternus Catonem recitaverat, cum offendisse potentium animos diceretur, tanquam in eo tragoediae argumento oblitus sui, tantum Catonem cogitasset etc. und im III. Cap. Tum Secundus, nil te, inquit, Materne, fabulae malignorum terrent, quo minus offensas Catonis tui ames? an ideo librum istum apprehendisti, ut diligentius retractares, et sub-

In dieser kleinen Gesellschaft römischer Tragiker findet sich auch der Name des Seneca, welchem zehn Trauerspiele, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, beygelegt werden. Ob aber der berühmte Philosoph dieses Namens, oder sein Vater, der Rhetor Seneca, auf dieselben Anspruch zu machen habe, oder ob sie unter beyde getheilt werden müssen, welches die gemeinste Meynung ist, und welche Stücke endlich dem einen oder dem andern angehören, dieses sind Fragen, über deren Entscheidung sich die Kunstrichter so leicht nicht vereinigen dürften *i*). Nur so

---

latis, si quae pravam interpretandi materiam dederunt, emitteres Catonem, non quidem meliorem, sed tamen securiorem.

i) Dasjenige, was bis jetzt über diesen Gegenstand gesagt worden ist, gründet sich mehr auf vorgefaßte Meynungen, als auf kritische Untersuchungen. Quintilian (Instit. X. 1. 125.) nennt unter den übrigen Schriften des Philosophen Seneca auch Gedichte, worunter doch wahrscheinlich etwas mehr als die bekannte Satyre auf den Kaiser Claudius verstanden werden muß. Die Stellen, welche aus den Schriften des Seneca selbst, zur Begründung seiner Ansprüche auf den Namen eines Dichters, angeführt werden, sind von geringer Beweiskraft. Ja die Worte aus der CVII. Epistel, wo er einige Verse des Cleanthes in Jamben übersetzt, mit Hinzufügung einer Entschuldigung: quos mihi in sermonem nostrum mutare permittitur, Ciceronis, viri disertissimi exemplo. Si placuerint, boni consules; si displicuerint, scies me in hoc secutum Ciceronis consilium, könnten von einem Manne herzurühren scheinen, dem die Beschäftigung mit der Dicht-

viel ist gewiß, daß sich der Philosoph Seneca auch mit der Dichtkunst beschäftigt habe, und es ist eini-

---

kunst etwas ungewöhnliches war. Daß indeß Seneca in der That auf dichterische Verdienste Anspruch machte, erhellt unwidersprechlich aus einer Stelle des Tacitus Annal. XIV. 52. wo erzählt wird, daß Seneca beym Nero von seinen Feinden beschuldigt worden sey, eloquentiae laudem uni sibi adsciscere; et carmina crebrius factitare, post quam Neroni amor eorum venisset. Nam oblectamentis principis palam iniquum. Ein Zeugniß des Alterthums aber, welches den M. Annäus Seneca, den Rhetor, ausdrücklich für einen Dichter erklärte, ist mir nicht bekannt, und der Grund, welcher aus dem in den Handschriften der Tragödien vorkommenden Vornamen Marcus hergenommen wird, ist schon darum nicht entscheidend, weil andre Handschriften Lucius haben. Alte Schriftsteller und Grammatiker legen dem Seneca (unbestimmt, welchem?) die Medea, die Trojanerinnen, den wüthenden Herkules, den Hippolytus und den Thyestes bey. Von diesem sollen dem Urtheile des Daniel Heinsius zufolge die Trojanerinnen, der Hippolytus und die Medea dem Philosophen angehören. Die erstern nennt er ein göttliches Stück; den Hippolytus erklärt er wegen der gleichförmigen, reinen Sprache für das älteste. Dagegen legt derselbe Kunstrichter den wüthenden Herkules, den Thyest, den Oedipus und Agamemnon dem M. Annäus Seneca bey. Zwischen beyder Arbeiten glaubt er einen auffallenden Unterschied wahrzunehmen. Character utriusque, sind seine Worte, ut et sermo multum distant. Marci enim plus declamatorium habet. Quae res ita plana est, ut si nihil praeter prologum Medeae, aut Troadum, et Herculis furentis extaret, non unius esse autoris judicaturi fuerimus. Marci saepe breves et concisas videas periodos; idque acuminis causa. Lucii pauciores ἐνθυμήματα habent,

germaßen wahrscheinlich, daß der Seneca, welchem Quintilian eine Medea beylegt, der Philosoph sey. Lipsius war der Meynung, daß die vorhandenen zehn

---

et antiquitatem magis sapiunt. — In Lucio non raro tota oratio instruit, in Marco saepius gnomae tantum inseruntur. Choros excipio. Iam locorum major suppellex in Lucio; quae res mire antiquitatem sapit etc. — Justus Lipsius, welcher in einem Briefe an Raphelengius über dieselben Gegenstände urtheilt, erklärt die Trojanerinnen, welche D. Heinsius sehr hoch erhebt und Scaliger principem latinarum tragoediarum nennt, für das Werk eines schlechten und unbedeutenden Schriftstellers (contemnendi et ignobilis auctoris opus.) Von der Thebais sagt D. Heinsius, sie sey das Werk eines Declamators; Lipsius hingegen glaubte sie ihrer Vortreflichkeit wegen in das Zeitalter des August setzen zu müssen. Ob er gleich hierinne irrt, so scheint mir doch im Ganzen sein Urtheil der Wahrheit am nächsten zu kommen. Nachdem er der Medea und der Thebais große Lobsprüche beygelegt hat, sagt er: In aliis virtutes video, sed non sine mixtura vitiorum. — Sonus in iis et granditas quaedam tragica, fateor; sed nonne affectatio saepe et tumor? Verba et dictio an usquequaque electa? Iam sententiae probae, acutae, interdum ad miraculum. Sed nonne saepe et sententiolae? I. e. fracta, minuta quaedam dicta; obscura aut vana: quae adspectu blandiantur, excussa moveant risum? Nec enim lumina sed scintillae sunt; nec veri fortesque ictus, sed, ut in somnio, parvi et vani conatus. Quas tamen ipsas crebro nimis et ad fastidium inculcat, nec invenit sed arripit; non tam sua fortasse quam aevi culpa, cui scholasticum et declamatorium hoc genus ita placuit, ut operum omnium, Fabii verba sunt, solam virtutem sententias putarent.

Tragödien wenigstens drey, vielleicht auch vier verschiednen Verfassern beygelegt werden müßten k).

k) Lipsius glaubt, daß die meisten dieser Tragödien einem L. oder M. Seneca, der weder der Philosoph noch der Rhetor sey, und zu Trajan's Zeiten gelebt haben möge, angehören. Die Medea hingegen sey von dem Philosophen Seneca; die Thebais vielleicht aus dem Zeitalter Augusts; die Octavia endlich, ein schlechtes Stück, (verbere excipienda eruditorum, non plausu) gehöre keinem der vorhergenannten an. Brumoy glaubt, daß man vielleicht wahrscheinlich machen könnte, diese Tragödien rührten alle von einem Verfasser her. Théâtre des Grecs. Tom. IV, S. 159. ed. nouv. Man erlaube mir hier über diesen Gegenstand einige zerstreute Bemerkungen beyzubringen. Daß der rasende Herkules und der Thyest von demselben Verfasser sey, hat Lessing aus guten Gründen dargethan, in der Theatral. Biblioth. II. St. 109. f. S. Die Trojanerinnen müssen meines Erachtens dem nämlichen Dichter beygelegt werden. In beyden sind die Beschreibungen auf ähnliche Weise gehäuft und in derselben Manier ausgeführt. Auch in einigen Ausdrücken ist Aehnlichkeit. Vergl. Troad. 209. Thyest. 724 Troad. 234. Thy. 746. Dasselbe findet sich auch beym Oedipus. Uebrigens enthalten die Trojanerinnen nicht weniger Schwulst und Unzweckmäßiges, als eine von den Tragödien, welche Heinsius, des Declamatorischen wegen, dem Rhetor Seneca beylegt. Mit Rücksicht auf den Eingang dieses Stückes sagt Boileau Art. Poet. III. ch.

> Que devant Troie en cendre Hécube désolée
> Ne vienne pas pousser une plainte ampoulée,
> Ni sans raisons décrire en quels affreux pays
> Par sept bouches l'Euxin reçoit le Tanaïs.
> Tous ceux pompeux amas d'expressions frivoles
> Sont d'un déclamateur, amateur de paroles.

In dem Agamemnon ist die Declamation bisweilen so dürftig, daß man versucht wird, denselben für das Werk

Was aber auch immer das Resultat dieser Untersuchung seyn mag, so herrscht in allen diesen Trauerspielen, die Octavia ausgenommen l), eine Gleichförmigkeit der Manier, welche uns verstattet, dieselben als das Werk eines einzigen Schriftstellers, wenigstens als die Frucht Eines Geistes anzusehn. Sie haben dieselben Schönheiten und dieselben Fehler mit einander gemein; beyde sind aus Einer Quelle, aus dem Geiste der Zeit geflossen, in welcher ihre Verfasser gelebt zu haben scheinen.

Die Dichtkunst hatte sich bey den Römern an die Beredsamkeit angeschlossen. Sie hatten, bevor sie die Literatur der Griechen kennen lernten, mehrere

---

eines geistlosen Nachahmers des Thyest zu halten. So wie dort der Schatten des Tantalus den Prolog macht, so macht ihn hier der Schatten des Thyest, der sich der Frevel freut, die in dem Hause des Atreus begangen werden sollen. Die Abgeschmacktheiten, die er sagt, sind zum Theil aus dem Thyest genommen. Man vergl. 16 — 24 mit Thyest. 6 — 14. Vers 8 mit Th. 657. — Den Herkules auf Oeta legt Brümoy Théâtre des Grecs. Tom. IV. p. 159. ed. nouv. auch dem Verfasser des Thyest bey.

l) Dieses Trauerspiel, welches die Verstoßung der Gemahlinn des Nero enthält (s. Tacitus Annal. XIV. 60. f.) und in welchem der Philosoph Seneca selbst redend eingeführt wird, scheint aus Centonen der dem Seneca beygelegten Tragödien zusammengesetzt, aber zu seinen eignen Werken kann es auf keine Weise gerechnet werden. Es geschieht in demselben V. 732. des Selbstmordes, wodurch sich Nero der Strafe entzog, ausdrücklich Erwähnung.

vorzügliche Redner besessen, nach dieser Bekanntschaft aber erhob sich die Kunst zur Vollkommenheit. Von den Schätzen, welche Griechenland darbot, scheint man sich anfänglich wenigstens nur das zu eigen gemacht zu haben, was zur Bildung des künftigen Redners dienen konnte *m*). An diesem Faden lief die litterarische Cultur der Römer weiter fort. Auch scheint es unverkennbar, daß der wahre Geschmack in der Poesie nur so lange bey ihnen geblüht hat, als die Beredsamkeit ihr Ansehn und ihre Würde erhielt. In der That war die Verbindung zwischen diesen beyden Künsten zu Rom so genau, daß sich die römische Poesie selbst in ihren blühendsten Zeiten von einem gewissen rednerischen Ansehn nicht ganz frey hat erhalten können.

Der Verfall der Beredsamkeit zog also den Verfall der Dichtkunst nach sich, und dieses ist schon in dem so gerühmten Zeitalter des August geschehn, in welchem sich kein einziger Dichter von ausgezeichnetem Geiste und richtigen Geschmacke gebildet hat *n*). Aber man

m) Cicero führt in seiner Rede für den Dichter Archias. c. 6. wo er sich wegen seiner Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften vertheidigt, ausdrücklich den Einfluß derselben auf die Beredsamkeit an: Atque hoc adeo mihi est concedendum magis, quod ex his studiis haec quoque crescit oratio et facultas, quae quantaecunque in me, nunquam amicorum periculis defuit.

n) Virgil, Horaz und Varius glänzten zwar unter der Regierung Augusts, aber die Zeit ihrer Bildung fällt in eine frühere Periode.

man würde sich irren, wenn man die Blüthe jener Kunst nach der Menge der Schulen schätzen wollte, in denen sie gelehrt ward, und die sich in Rom eben dann auf eine unglaubliche Weise vermehrten, als die Stimme der Beredsamkeit in den wichtigsten Angelegenheiten der Nation nicht mehr gehört wurde. Diese Schulen, deren Vorsteher nach dem Beyfalle ihrer Schüler oder Zuhörer o) zu streben pflegten und diesen durch nichts so gewiß zu erlangen hoffen konnten, als durch eine gewiße jugendliche Ueppigkeit ihres Vortrages, trugen, nebst der veränderten Verfassung, zu dem Verfalle der Beredsamkeit, und, da jeder Römer von Stande oder einigem Vermögen in einer solchen Schule erzogen wurde, zur Verbreitung des schlechten Geschmacks überhaupt außerordentlich bey. Wenn aber in den Zeiten der Republik der Gebrauch der Beredsamkeit in den öffentlichen Angelegenheiten den Schwulst der Schule zu mäßigen pflegte, so ward dieser jetzt durch das Forum selbst vermehrt. Bey der größern Verbreitung der wissenschaftlichen Kenntniße, sagt ein treflicher Schriftsteller, dessen Gedanken wir hier im Auszuge mittheilen p), glaubte man

o) Ein sehr lebhaftes Gemählde von dem Betragen der Schüler bey den Declamationen, sowahl gegen einander als gegen den Lehrer, entwirft Quintilian. Instit. II. 2. 9 — 14.

p) Der Verf. des Gespräches von dem Verfalle der Beredsamkeit Cap. XIX — XX. novis et exquisitis eloquentiae itineribus opus est, per quae orator fastidium aurium effugiat. —

mit den Mitteln der vorigen Zeiten nicht mehr auszureichen. Man hielt es für nöthig, ganz neue Wege zur Beredsamkeit einzuschlagen, um das eckle Ohr der Zuhörer zu gewinnen. Die ehemalige Ausführlichkeit, in welcher sich die Fülle der Beredsamkeit eines Cicero, eines Hortensius und Cäsars gezeigt hatte, fand bey der Gattung von Angelegenheiten, welche man jetzt noch öffentlich abhandelte, nicht mehr statt,

---

Iudices oratorem alio transgredientem revocant et festinare se testantur. — Praecurrit hoc tempore judex dicentem et nisi aut cursu argumentorum, aut colore sententiarum, aut nitore et cultu descriptionum invitatus et corruptus est, aversatur dicentem. Vulgus quoque assistentium et affluens et vagus auditor assuevit jam exigere laetitiam et pulcritudinem orationis. Iam vero juvenes — referre domum aliquid illustre et dignum memoria volunt; traduntque invicem et saepe in provincias et colonias suas scribunt, sive aliquis arguta et brevi sententia effulsit, sive locus exquisito et poëtico cultu enituit. Exigitur enim jam ab oratore etiam poëticus decor ex Horatii et Virgilii et Lucani sacrariis prolatus. Man darf nicht einwenden, daß dieses Zeugniß aus einem etwas spätern Zeitalter sey. Der Verfall des Geschmacks und die Ursachen desselben werden nicht sogleich in ihrem ersten Anfange bemerkt. Wenn hauptsächlich die einreißenden Fehler eine glänzende Seite haben, so wie der declamatorisch-poetische, oder der poetisch-declamatorische Geschmack, so muß das Uebel schon weit um sich gegriffen haben, ehe man aus der Verblendung erwacht. Was man also in den letzten Dezennien des ersten Jahrhunderts zu bemerken und zu rügen anfing, mußte wahrscheinlich schon in der Mitte desselben, wenn gleich minder auffallend, vorhanden gewesen seyn.

und die Richter pflegten die Redner, wenn sie Digressionen wagten, zu erinnern, daß sie mehr zu thun hätten, als überflüßige Dinge anzuhören. Der Redner mußte also seine Gründe so schnell durchlaufen als er konnte, oder er mußte versuchen, durch Sentenzen, oder durch glänzende und üppige Beschreibungen die Aufmerksamkeit der Richter zu fesseln. Die Zuhörer, welche ab- und zugingen, verführten den Redner noch mehr, in jedem Theile seines Vortrages glänzen zu wollen. Besonders fingen die jungen Römer, welche selbst noch der Beredsamkeit oblagen, die witzigen und kurzen Denksprüche auf, die sie in einer Rede bemerkt hatten, und breiteten sie nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen aus. Dasselbe geschah mit solchen Stellen, die durch den poetischen Ausdruck glänzten. Denn man verlangte in einer Rede poetischen Schmuck, und der Redner gefiel nur dann, wenn er die Heiligthümer der Horaze, Virgile und Lucane geplündert hatte.«

Dieses Gemählde des Geschmacks in einem Zeitalter, in welchem die dem Seneca beygelegten Tragödien geschrieben scheinen, bestimmt den Gesichtspunkt aus welchem dieselben betrachtet werden müssen. Es hat Gelehrte gegeben, die, durch ein sonderbares Vorurtheil geblendet, diese Trauerspiele den Tragödien der Griechen gleich gesetzt, ja selbst vorgezogen haben; aber es wäre in der That ein Wunder, wenn in

einem Zeitalter, wo die einzige Kunst, welche man mit Eifer betrieb, eine so fehlerhafte Richtung genommen hatte, die Poesie, die bis dahin immer gleichen Schritt mit der Beredsamkeit gehalten hatte, von den Mängeln des herrschenden Geschmacks frey geblieben wäre.

Die Gedichte des Seneca, (so mögen sie immer um der Kürze willen heißen,) führen zwar den Namen der Tragödien und haben die äußere Form derselben, aber im Grunde scheinen sie nichts anders als rhetorische Uebungen und ganz und gar nicht für die Aufführung bestimmt gewesen zu seyn. Daß das Studium der dramatischen Poesie und eigne Versuche in dieser Kunst dem Redner in der seinigen von ausgezeichnetem Nutzen seyn konnten, war sehr leicht wahrzunehmen, und die Rhetoren haben diese Uebungen nicht vernachläßigt. Oft gab man in den Schulen Situationen zu bearbeiten auf, welche aus dem Cyclus der tragischen Fabeln genommen oder doch denselben ähnlich gemacht worden waren *q*). Diese Ue-

q) Quintilian. II. 10. 4. Sint ergo et ipsae materiae, quae fingentur, quam simillimae veritati. — Nam magos, et pestilentiam, et responsa et saeviores tragicis novercas aliaque adhuc magis fabulosa frustra inter sponsiones et interdicta quaeremus. Quid ergo? nunquam haec supra fidem, et poëtica (ut vere dixerim) themata, juvenibus pertractare permittemus, ut exspatientur et gaudeant materia, et quasi in corpus eant? Erat optimum. Vergl. Dial. de caus. cor. el. c. 35. Petronius c. I. Hieraus ist Juvenal zu erklären VII. Sat. 150. W.

bungen aber konnten leicht auf den Einfall führen, ganze Trauerspiele in Rücksicht auf den rhetorischen Zweck auszuarbeiten.

Man kann hiermit ein anderes Verfahren verbunden haben, welches bey wirklichen Reden angewendet wurde. So wie man nemlich den Declamationen bisweilen einen Stoff zum Grunde legte, der von einem oder dem andern berühmten Redner des Alterthums bearbeitet worden war, so konnte man in diesen poetisch-rhetorischen Uebungen mit den ältern tragischen Dichtern zu wetteifern suchen. Der Erfolg mußte in beyden Fällen ziemlich gleichförmig ausfallen. »Der Redner oder Dichter, welcher sich eines Stoffes bemächtigt hatte, ließ seinem Nachfolger selten etwas mehr als die Späne übrig; und je geistreicher und einsichtsvoller er gewesen war, desto gewißer hatte er das Beste und Wichtigste schon vorweg genommen. — Das Bestreben aber eine und dieselbe Sache mit andern Worten zu sagen, schlägt den Geist nieder, statt ihn aufzurichten« r) und an die Stelle der wahren Begeisterung mußte ein erkünsteltes Feuer, und an die

Declamare doces, o ferrea pectora Vetti,
Quum perimit saevos classis numerosa tyrannos.

r) Wolf in Proleg. ad Demosth. Orat. adv. Leptin. p. XXXIX. f.

ja wo möglich, jede Zeile sollte Bewundrung und Staunen erregen. Daher ist in dem ganzen Werke alles in gleicher Spannung vom Anfang bis zum Ende. Entwicklung der Charaktere, Wachsen der Leidenschaften, allmähliges Steigen zu immer interessanteren Situationen, ist hier entweder gar nicht, oder nur zufälliger Weise zu finden.

Ich muß es noch einmal wiederholen, es ist in diesen Trauerspielen alles auf die Hervorbringung der Bewundrung und des Staunens, keinesweges aber der Rührung angelegt. Diesem Zwecke entspricht die Behandlung der Begebenheiten, der Charaktere und des Ausdrucks. Vieles ist über, einiges gegen die Natur. Das Colorit ist fast durchgängig unwahr. Es herrschen in allen diesen Tragödien nur zwey Arten der Färbung, furchtbarer Schatten oder blendender Lichtglanz.

Die Gegenstände der Tragödien des Seneca sind die nämlichen, welche von den griechischen Tragikern zu wiederholtenmalen auf die Bühne gebracht worden waren, und in den meisten derselben hat er Muster vor Augen gehabt, welche auch uns nicht verloren sind. Die Vergleichung mit ihnen wird die Richtigkeit unsrer Bemerkungen über den Geist dieses Schriftstellers, als Tragiker betrachtet, am besten zeigen können, und wir wählen in dieser Absicht, und um unsern Beweiß auf eine vollständige und unpartheyische

Weise zu führen, einige Beyspiele von ganz verschiedner Art.

Wir wollen den Anfang mit dem Hippolytus machen, welcher nach einem der vorzüglichsten Trauerspiele des Euripides gearbeitet ist. In diesem letztern sehn wir im Anfange der Handlung den Helden des Stücks von der Jagd zurückkehren und auf dem vor dem Hause stehenden Altare der Diana einen Blumenkranz weihen. Der benachbarte Altar der Venus bleibt seinen Augen unbemerkt. Einer seiner Begleiter erinnert ihn, diese Göttinn nicht ganz zu vernachlässigen; aber diese Erinnerung dient zu nichts, als dem Hippolytus Gelegenheit zu geben, seine Verachtung gegen die Göttinn, »die nur zur Nachtzeit bewundert wird« ausdrücklich an den Tag zu legen. Diese Scene ist kurz und zweckmäßig s). Für den

s) Wollte man diese Scene nach der Denkungsart unsrer Zeit beurtheilen, so könnte sie für überflüßig gehalten werden, denn der Charakter und die Gesinnungen des Hippolytus erhellen aus derselben nicht mehr, als aus den folgenden Scenen oder auch aus dem Prolog. Aber dem Euripides war es darum zu thun, den Hippolytus seinen Uebermuth gegen die Göttinn der Liebe gleich in dem Anfange der Handlung zeigen zu lassen. Dieser Uebermuth, ob er gleich mit einer Tugend gepaart ist und gewissermaßen aus derselben entspringt, ist doch der Denkungsart des Alterthums zufolge strafbar und wird auch in diesem Trauerspiele die Quelle des Unglücks, das den Hippolytus trifft.

lateinischen Dichter aber war sie viel zu einfach und unscheinbar. Er zeigt uns seinen Helden von Jägern umgeben und im Begriff auf die Jagd zu gehn. Er theilt die Geschäfte derselben unter seine Diener aus; sendet sie nach allen Gegenden von Attica aus, und zeigt hierbey viele geographische und mythologische Gelehrsamkeit. Er schildert die Landschaften und die Geschäfte der Jagd mit dichterischen Farben und schließt seine Rede mit einem Gebete an die Diana, welches freylich viel stolzer und prächtiger klingt, als im Original. Von seinen Gesinnungen in Rücksicht auf die Liebe hingegen erfahren wir nichts; sondern er macht, nach geendigtem Gebete, der Phädra und ihrer Amme Platz.

Phädra eröffnet die Scene mit einer sehr langen Rede, in welcher sie sich über die Treulosigkeit Theseus beklagt r), der, um einer strafbaren Liebe Genüge zu leisten, in die Unterwelt hinabgestiegen sey; aber noch mehr beklagt sie den Zustand ihres eignen Herzens. Eine quälende Liebe verzehrt sie. »In die Wälder möchte ich eilen, ruft sie aus, und das Wild aufjagen und mit zarter Hand den harten Wurfspieß

r) Dieses scheint aus dem Hippolytus καλυπτομενος des Euripides entlehnt zu seyn; denn in diesem Trauerspiele, (welches die erste Rezension des noch vorhandenen Stückes war) beklagte sich Phädra, daß des Theseus Liebeshändel sie zur Liebe gegen den Hippolytus veranlaßt hätten. s. Plutarch. T. II. S. 27. F.

schlendern. Worauf sinnst du, mein Herz? Warum sehnst du dich nach den Wäldern? Ich erkenne das Verhängniß meiner unglücklichen Mutter; uns beyden also bestimmte das Schicksal in den Wäldern zu lieben? Ich beklage dich, meine Mutter! Von einer unaussprechlichen Leidenschaft hingerissen, liebtest du kühn den trotzigen Führer wilder Heerden. Furchtbar war er, des Joches ungewohnt und einer ungebändigten Heerde Führer, aber doch liebte er! Aber o! welcher Gott, welcher Dädalus kann meiner Liebe zu Hülfe kommen?«

Dieser Anfang zeigt schon den ganz verschiednen Charakter der Liebe der Phädra bey dem lateinischen und den griechischen Dichter. Bey dem letztern ist sie die Wirkung eines göttlichen Zornes, und, wie das Gift einer Krankheit, in das Herz der unglücklichen Phädra geworfen. Sie erkennt die Strafbarkeit dieser Flamme, sie bietet alle ihre Kräfte auf, dieselbe zu ersticken, und da sie ihre Anstrengung fruchtlos findet, beschließt sie zu sterben und ihr Geheimniß mit sich in das Grab zu nehmen. Aber die Zärtlichkeit ihrer Vertrauten entlockt ihr dasselbe, in einer Scene, in welcher sich zarte Schaam und glühende Leidenschaft in demselben Herzen in einem höchst interessanten Kampfe zeigt. In dieser vortreflichen Scene bereitet Phädra das Geständniß ihrer strafbaren Liebe, welches sie aber nicht selbst thut, sondern ihrer Amme in den Mund legt, durch eine leichte Anspielung auf das

Schicksal ihrer Mutter vor. (s. Eurip. Hipp. V. 337.) Sie will nur zu verstehen geben, daß sie ebenfalls von einer hofnungslosen Liebe gefoltert werde; sie verweilt nur einen Augenblick bey diesem traurigen Andenken und erwähnt, in eben der Absicht, das Schicksal ihrer Schwester. Wenn sich irgendwo die zarte Hand des Euripides gezeigt hat, so ist es in dieser Scene. Wie hart ist dagegen die Arbeit des Römers, welcher seine Phädra, ohne allen hinreichenden Grund, gleichsam mit Wohlgefallen bey der traurigen Geschichte ihrer Mutter Pasiphae verweilen und dieselbe wegen der Erreichung ihres strafbaren Zwecks glücklich preisen läßt.

Ohne Zweifel schien der Charakter der griechischen Phädra in Umriß und Colorit dem römischen Rhetor zu schwach. Daher vertauschte er die edle Weiblichkeit derselben, welche uns als das Opfer einer göttlichen Eigenmacht auch in ihren Verbrechen Mitleiden einflößt, mit einer männlichen Frechheit, die sich der Gewalt der Leidenschaft hingiebt und nur auf Mittel, dieselbe zu befriedigen, denkt. Wenn daher bey dem griechischen Dichter die vertraute Amme der verzagenden und dem Tode nahen Gemahlinn des Theseus Muth zu machen sucht, alles auf die Schuld der Venus schiebt, und die Macht dieser Göttinn für unwiderstehlich erklärt; so vertauscht der Römer ihre Rollen, läßt die Amme Phäderns Leidenschaft bestreiten und diese, die Unmöglichkeit, sie zu

besiegen, vertheidigen; welches zu sehr ausführlichen Reden, schönen Beschreibungen und witzigen Sentenzen Veranlassung giebt. Nach einem langen Streite ändert Phädra unverhofft ihre Gesinnungen; sie will ihre Ehre schonen und sterben. Dieses soll wahrscheinlich nur ein Kunstgriff seyn, um die Amme in ihr Interesse zu ziehn. Wenigstens geschieht das letztere und die Amme beschliest auf das unempfindliche Herz des Hippolytus einen Angriff zu wagen.

Auf denselben divergirenden Wegen gehen beyde Dichter fort, jeder nach seinem Ziel. Der Grieche stellt den Kampf der Leidenschaft mit der Ehre dar; der Römer beschreibt das Andringen der Begierde gegen einen äußern Widerstand. Jener läßt die Vertraute, ohne Phäderns Wissen, die Gesinnungen des Hippolytus erforschen; Phädra vernimmt das Ende ihrer Reden und daß Hofnung und Ehre zugleich für sie verlohren ist. In den Scenen, welche aus diesen Situationen entstehn, ist alles vollkommen zweckmäßig. Der Weg, welchen Seneca nimmt, ist etwas länger, aber er führt zu Beschreibungen und Declamationen, und dieß ist was er sucht. Phädra erscheint auf ihrem Ruhebette und beschreibt den Anzug, in welchem sie dem Hippolytus zu gefallen denkt. „Entfernt, ruft sie aus, entfernt den Purpur und die mit Gold durchwebten Gewänder; entfernt das Roth der tyrischen Muschel und die Fäden, welche der entfernte Serer von den Zweigen liest. Ein schma-

ler Gürtel feßle die offne Brust; frey vom Halsbande sey der Nacken, und keine weisse Perle, des indischen Meeres Geschenk, belaste mein Ohr. Von den zerstreuten Locken düfte kein assyrischer Wohlgeruch; das ungeschmückte Haar fließe über den Hals und die Schulter herab, im schnellen Laufe folge es dem Hauche der Luft. Die linke Hand halte den Köcher; die Rechte schwinge den thessalischen Wurfspieß. So war die Mutter des finstern Hippolytus, so die Bewohnerinn des Tanais oder des mäotischen See's, als sie den kalten Pontus verließ, und den attischen Boden betrat, mit dem geknüpften Haar und dem mondförmigen Schild! So will auch ich in den Wäldern irren.«

Diese Beschreibung, welche in einem epischen Gedichte vielleicht schon zu umständlich gewesen seyn würde, ist in dem Munde der Phädra höchst abgeschmackt. Ist es nicht genug, daß sie sich den Augen der Zuschauer zeigt; oder was braucht es mehr, als mit wenigen Worten die Absicht ihrer Wahl anzudeuten? Hätte Seneca für die Bühne gearbeitet, so müßte man ihn eines fast unbegreiflichen Mangels an Einsicht beschuldigen, um einen Fehler nicht zu bemerken, der jedem Anfänger in die Augen fällt. Denn was ist leichter einzusehn, als daß ein Weib, welches von einer heftigen Leidenschaft gefoltert wird und eben im Begriff ist, einen entscheidenden Schritt zu thun,

keine Zeit haben kann, eine so ausführliche Beschreibung ihrer eignen Person zu machen.

Nachdem sich nun Phädra den Zuschauern in dem beschriebnen Aufzuge gezeigt hat, verschwindet sie von der Bühne, und die Amme bleibt zurück, um den Hippolytus zu erwarten. Dieser tritt auf und wird von ihr mit einer langen Rede empfangen, in welcher sie, mit vieler dialektischen Kunst, den Gemeinplatz ausführt, daß man die Jugend genießen müsse und daß diesen Genuß nichts so sehr als die Liebe befördere. Hippolytus antwortet in demselben Styl und schildert in einer noch ausführlichern Rede die Vorzüge des Jägerlebens mit poetischen Farben. Von dieser Schilderung geht er auf einen andern Gemeinplatz über; behauptet, daß erst nachdem die Wälder von den Menschen verlassen worden, alle Verbrechen eingerissen und daß die Weiber die Urheberinnen alles Unglücks wären. Der Zusammenhang in dieser Rede ist sehr gering, und man bemerkt, daß sich der Dichter mit seiner schwerfälligen Beredsamkeit nur mühsam nach den unerlaßlichsten Forderungen der dramatischen Poesie zu bequemen verstand.

Auf die folgende Scene, in welcher Phädra dem Hippolytus ihre Leidenschaft entdeckt, werde ich weiter unten zurückkommen; zu meiner gegenwärtigen Absicht ist es genug, noch einige Stellen aus dem Schlusse dieses Trauerspiels anzuführen. Hippolytus wird in beyden Tragödien, wiewohl auf eine verschiedne

Weise, durch die Verläumdungen seiner Stiefmutter zu Grunde gerichtet. In dem griechischen Stück wird er dem Tode nah auf die Bühne zurückgebracht, und, durch die Diana gerechtfertigt, wird seine Unschuld vom Theseus anerkannt. Dieses veranlaßt eine sehr rührende Scene, in welcher der Anblick des schuldlosen Hippolytus und die Reue seines Vaters zu dem Herzen des Lesers spricht. Seneca, welcher lieber selbst spricht, läßt nicht den Hippolytus u), sondern die Stücken seines zerfleischten Leibes, welche von seinen Dienern mit Mühe zusammen gelesen worden sind, auf die Bühne bringen. Nachdem sie vor dem Theseus aufgethürmt worden sind, ruft dieser aus: »Ist dieß Hippolytus? Ich erkenne mein Verbrechen! Ich habe dich getödtet. Aber damit ich nicht allein strafbar wäre, rief ich, wüthend gegen meinen Sohn, die Hülfe meines Vaters an. Dieß ist also der Genuß, den mir meines Vaters Geschenk gewährt? O beklagenswerthes Unglück, in der Ohnmacht des Alters seiner Kinder beraubt zu werden! Umarme diese Glieder, umarme den Rest deines Sohnes, Unglücklicher, erwärme

u) Vielleicht wurde auch in dem Hippolytus καλυπτομενος des Euripides der Leichnam des Hippolytus (bedeckt) auf die Bühne gebracht. (s. Musgrave z. den Fragmenten des Euripides. Andre geben andre Ursachen des Titels dieser Tragödie an.) So viel ist aber gewiß, daß sich der griechische Dichter gehütet haben wird, seinen Zuschauern einen so empörenden Anblick darzubieten, als Seneca thut.

erwärme ihn an deiner bekümmerten Brust! Lege die zerstreuten Glieder des zerrißnen Leichnams in Ordnung; gieb die verirrten Glieder ihren eigenthümlichen Stellen zurück. Dieß war der Platz seiner tapfern Rechte; hierher gehört die Linke, welche die Zügel so gut zu regieren verstand. Hier erkenn' ich die Spuren der linken Seite. Ach welch' ein großer Theil fehlt noch meinen Thränen! Haltet aus ihr zitternden Hände, bis ihr die traurige Pflicht vollbracht habt. Haltet die Thränen auf, ihr trocknenden Wangen, so lange der Vater dem Sohne die Glieder zuzählt und seinen Körper bildet. Was ist dieß hier für ein gestaltloser Theil? Es ist ein Theil von dir, aber welcher es sey ist mir unbekannt. Hier will ich ihn hinlegen, an diese ledige Stelle, wenn gleich nicht an die seinige.«

Das Gräßliche und Abentheuerliche in dieser Scene bedarf keines Commentars; auch fällt es wohl deutlich genug in die Augen, daß sie für die Aufführung auf der Bühne nicht bestimmt seyn konnte.

So wie nun Seneca in dem Hippolytus die Darstellung schöner Weiblichkeit, womit ihm der zärtlichste unter allen Tragikern vorgegangen war, absichtlich vermieden hat, so hat er auch in dem Herkules Detäus den Charakter der Dejanira, einen der schönsten in den noch vorhandenen Trauerspielen des Sophokles, wie es scheint, um seinen rhetorischen Zwecken Genüge zu leisten, sehr wesentlich umgestaltet. Auch

die stärkere und männlichere Manier des Sophokles war dem römischen Deklamator noch nicht kräftig genug. Er bedurfte zu seinen vorräthigen Farben die Umrisse einer stärkern Leidenschaft und lieh der Dejanira, welche sich bey seinem Vorgänger duldend zeigt, eine bis zur Wuth steigende Eifersucht.

Da wir in der Charakteristik des Sophokles die Grundzüge der Empfindungs- und Denkungsart Dejanirens entworfen haben, so wollen wir an einigen Proben aus der Tragödie des Seneca zeigen, wie weit sich dieser von seinem Muster entfernt, und wie er, mit Hintansetzung des wahren Tragischen, nach einer blos scheinbaren Erhabenheit strebt. Sobald Dejanira die gefangene Jole erblickt hat, erwacht in ihrem Herzen eine ausschweifende Eifersucht, deren Symptomen ihre Amme mit folgen Worten schildert: »Sobald Dejaniren die Schönheit Joleus entgegenstrahlte, wie der wolkenfreye Tag oder wie in hellen Nächten ein reines Gestirn strahlt, da stand sie einer Rasenden gleich und blickte furchtbar umher. Wie eine Tigerin, die unter einem Armenischen Felsen bey ihren Jungen liegt, wenn sie den Feind erblickt, aufspringt; oder ihr Lyäus in dem Busen wüthet und ihr den Thyrsus zu schwingen befiehlt, stand sie zweifelnd still, wohin sie ihre Schritte lenken sollte; dann durcheilte sie wüthend das Haus des Herkules; aber das ganze Haus war ihr kaum groß genug. Sie eilt vorwärts; sie irrt umher, sie steht still. Ihr ganzer Schmerz drückt

sich in ihren Mienen aus.« Nachdem sie noch eine Weile in dieser Beschreibung fortgefahren hat, tritt Dejanira selbst auf und fordert von den Göttern neue und unerhörte Strafen für ihren treulosen Gatten. »Gemahlinn des Donnerers, ruft sie aus, in welcher Gegend des Himmels du auch thronen magst, schicke ein Ungeheuer gegen den Alciden, das mir Genüge thue! Wenn irgend eine unbesiegliche Schlange, welcher ihr Sumpf zu enge ist, ein fruchtbares Haupt schüttelt; wenn es irgend etwas alle Raubthiere übertreffendes, ungeheueres, gräßliches, furchtbares giebt, das selbst Herkules Augen nicht zu ertragen vermögen, so verlasse es seinen unermeßlichen Wohnsitz! Oder wenn es an reißenden Thieren fehlt, wohlan so wandle mich selbst um! Es giebt nichts Verderbliches, was ich bey diesen Gesinnungen nicht werden könnte. Leihe mir eine Gestalt, die meinem Schmerz gleich kömmt. Meine Brust ist für meine Wuth zu eng. Warum durchwühlst du die Winkel der Erde? warum forderst du Ungeheuer vom Pluto? In diesem Busen findest du alle Arten von Ungeheuern, die er gefürchtet hat. Dieß mögen die Waffen deines Hasses seyn. Ich bin Stiefmutter! Du kannst den Alciden zu Grunde richten. Benutze diese Hände, wozu du nur willst. Was zauderst du Göttinn? nutze meine Wuth. Welch' ein Verbrechen willst du ausgeführt wissen? Ersinne etwas. Was zögerst du? Doch immerhin magst du zögern; dieser Zorn ist ge-

nung.« Diese frostigen Declamationen dauren noch eine Weile fort und, als ob es ein Vergnügen wäre zu wüthen, fordert sie sich selbst, so oft sie eine Abnahme ihrer Wuth zu bemerken glaubt, zur Verstärkung derselben auf. Sie will schlechterdings ein Verbrechen begehn. Ihre Amme fragt sie: »Willst du denn deinen Gemahl ermorden?« Wenigstens den Gemahl meiner Nebenbuhlerinn, antwortet sie.

Das schlimmste bey diesen Declamationen, von denen wir nur eine kleine Probe gegeben haben, ist, daß sie zu gar keinem Zwecke führen. Alle diese Wuth bringt gerade nicht mehr hervor, als das stille duldsame Betragen Dejanirens beym Sophokles. Denn nachdem sie alle Ideen eines Verbrechens erschöpft und den Herkules zu ermorden beschlossen hat, erinnert sie sich des vom Nessus empfangnen Zaubermittels und beschließt, vermittelst desselben einen Versuch zu machen, die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen. Der Erfolg ist wie in dem Trauerspiele des Sophokles, und die Nachricht von der unglücklichen Wirkung des vergifteten Gewands setzt hier Dejaniren in neue Wuth, weil ihr erster Plan gleichsam ohne ihr Zuthun gelungen ist. Auch sie entleibt sich; aber freylich mit etwas mehr Umständlichkeit und Prahlerey, als in dem griechischen Trauerspiele geschieht. Sie ist in Verlegenheit, wie sie sich gräßlich genug tödten soll. Bald will sie sich mit dem Schwerte durchbohren; bald von einer Klippe herabstürzen, da-

mit an jedem Felsenstücke ein Theil ihres Körpers hängen bleibe; die ganze Seite des Felsen soll mit ihrem Blute befleckt werden. Dann fällt ihr bey, daß Ein Tod zu wenig sey. Nun fordert sie die Völker auf, zusammen zu kommen, und den Erdkreis, Steine und Feuerbrände auf sie zu schleudern x).

Wenn sich die Leidenschaft in weiblichen Charakteren auf diese Art äußert, wie hoch wird sie erst der declamatorische Wahnsinn in den männlichen Charakteren getrieben haben! Wie wird Herkules rasen müssen, wenn Dejanira so wüthen darf?

Ich bin vollkommen überzeugt, und ich glaube, daß sich diese Ueberzeugung jedem Leser des Sophokles aufdrängen wird, daß dieser große Dichter die Eifersucht der Dejanira in einem so sanften Lichte gehalten habe, um die Leiden des Herkules nicht übertreiben oder die Haltung zerstören zu müssen, die in einem schönen Gedichte, wie auf einem schönen Gemählde, herrschen muß. Der Herkules in den Trachinierinnen zeigt sich eben so menschlich als groß; er fühlt seine Schmerzen, er beklagt sich; aber sobald er

x) Aehnliche Thorheiten finden sich auch in den übrigen Tragödien. Nachdem Oedipus seine Verbrechen kennen gelernt hat, will er sich tödten; aber er findet, daß Ein Tod zu wenig sey.

Iterum vivere atque iterum mori
Liceat: renasci semper, ut toties nova
Supplicia pendas. Utere ingenio miser.

in seinem Schicksale die Erfüllung des göttlichen Orakels erkennt, ermannt er sich und erträgt seine Quaal. Beym Seneca wüthet und prahlt er, ohne Maas und Ziel. So wie sich in den Reden des einen (Trachin. 993 — 1111.) wahre Größe und ächte Beredsamkeit zeigt, so herrscht in den Reden des andern ein über alle Gränzen getriebner Schwulst und rhetorische Ueppigkeit.

Die angeführten Beyspiele beweisen zur Gnüge, daß der Verfasser der lateinischen Trauerspiele in der Darstellung der Gesinnungen weit hinter den Griechen zurücksteht, als deren Nebenbuhler er, bey der Verschiedenheit seines Zwecks, nicht einmal betrachtet werden kann. Recht geflissentlich scheint er die Gränzen der Wahrheit, innerhalb deren sich jene mit einer so wohlgelungenen Sorgfalt hielten, überschritten, und alle seine Charaktere nach einem übertriebnen Maaße zugemessen zu haben y). Inniges, wahres Gefühl

y) Kein Mann kann mehr Kühnheit, Stolz und Selbstvertrauen besitzen, als Megara in dem rasenden Herkules zeigt. Als ihr Lycus seine Hand anbietet, weißt sie dieses Anerbieten nicht nur von sich, sondern fügt, ob sie gleich für sich und ihre Kinder alles zu fürchten hat, noch überdieses bittre Schmähungen hinzu. (V. 380 — 397.) Als Lycus ihr mit Zwang droht, antwortet sie: cogi qui potest, nescit mori. — In den Trojanerinnen stirbt Polyxena nicht anders als ein Gladiator mit Verachtung der Gegner und des Todes. (V. 1151. ff.)

Audax virago non tulit retro gradum;
Conversa ad ictum stat truci vultu ferox:

zeigt sich nur in einzelnen zerstreuten Zügen; aber im Ganzen scheint sich jede Empfindung, wenn sie aus dem Herzen über die Zunge geht, gleichsam in Dämpfe zu verwandeln, die bey vielem Umfange nur einen äusserst geringen körperlichen Gehalt haben. Fast immer widerspricht beym Seneca die Art, mit welchem sich die Gesinnungen und Leidenschaften äußern, auf eine indirekte Weise dem Daseyn dieser Gesinnungen und Leidenschaften.

Dieses ist indeß keineswegs der einzige Punkt, in welchem Seneca den griechischen Tragikern nachzusetzen ist; obgleich dieser allein schon hinreicht, um ihn

Tam fortis animus omnium mentes ferit.
Novumque monstrum est, Pyrrhus ad caedem piger.
Ut dextra ferrum penitus exacta abdidit,
Subitus recepta morte prorupit cruor
Per vulnus ingens, nec tamen moriens adhuc
Deponit animos, cecidit, ut Achilli gravem
Factura terram, prona, et irato impetu.

Dieser letzte Zug charakterisirt den Declamator, so wie dagegen der bekannte Zug beym Euripides, και θνησκουσ᾽ ὁμως πολλην προνοιαν ειχεν ευσχημως πεσειν, (Ovid in den Fastis II. 833. Tum quoque jam moriens, ne non procumbat honeste Respicit) den Mahler wahrer Natur und schöner Weiblichkeit charakterisirt. Endlich hat Seneca mit diesem stoischen Trotze, der dem bedrohten Manne so wohl ansteht und dem Weibe so selten ziemt, sogar ein Kind, den Astyanax, ausgerüstet, der unter dem ihn beweinenden Volk allein nicht weint, und freywillig herabspringt, mitten in das Reich des Priamus. (V. 1099. ff.)

von aller Concurrenz um die Palme der Griechen aus- zuschließen. Damit aber unser Urtheil nicht einseitig ausfalle, wollen wir auch seinen Verdiensten in der Erfindung und Anlage der Handlung, zunächst vorzüglich in Vergleichung mit den griechischen Mustern, einige Aufmerksamkeit widmen.

Die Anlage der Handlung im Oedipus des Sophokles ist mit Recht von den Kunstrichtern als musterhaft empfohlen worden, und unter allen Tragödien, welche sich aus dem Alterthum erhalten haben, ist keine einzige, welche demselben in diesem Punkte an die Seite gesetzt werden könnte. Seneca hat dieselbe Fabel behandelt; aber er hat sich in dem Gange der Handlung einige Abändrungen erlaubt, aus denen sich, so lange wir ihn als tragischen Dichter betrachten, ein ziemlich sicherer Schluß auf seine Beurtheilungskraft und Einsichten machen lassen wird. Die nähere Betrachtung derselben muß uns also nothwendigerweise ein nicht unbedeutendes Moment zur Schätzung und Beurtheilung seines poetischen Charakters liefern.

Der erste Akt des lateinischen Oedipus enthält die Exposition des Stücks in zwey Scenen. Der römische Dichter hat hiebey den glücklichen Kunstgriff des Griechen verschmäht, durch eine Versammlung des leidenden Volkes, das vom Oedipus Rettung erfleht, die Beschaffenheit der Handlung in ihrem Anfange bestimmt anzudeuten, die Gemüther der Zu-

schauer auf den Ausgang vorzubereiten und den Oedipus selbst, welcher unwissend durch seine Gegenwart das Land verpestet, bey seiner ersten Erscheinung als den Abgott und die Hofnung des Volkes darzustellen. Oedipus eröffnet hier die Handlung mit einer langen Rede, von der es schwer seyn möchte zu sagen, warum er sie hält. Er schildert die Schrecken der gegenwärtigen Pest und erzählt die Ursachen, die ihn vormals bewogen haben, nach Theben zu kommen. Er erwähnt unter diesen Ursachen sehr umständlich das Orakel, das ihm die Ermordung seines Vaters und die Verbindung mit seiner Mutter ankündigte; und so schuldlos er sich auch glaubt, so fürchtet er dennoch irgend ein grosses Unglück, und hält sogar die Pest, welche Theben verheert, für die Wirkung seiner Gegenwart. Er wünscht sich den Tod; er will den Anblick der Verwüstung fliehn, sollte es auch zu seinen Eltern seyn z).

Dieser Prolog und die Anklagen des Oedipus gegen sich selbst, ändern sogleich die ganze Anlage der Handlung. Der Aufschluß des Räthsels, welchen Sophokles mit so vieler Vorsicht und Weisheit allmählig herbeyführt, wird hier gleichsam in der ersten Scene gegeben, und das Orakel, welches die Ursache der Pest auf den Mörder des Lajus schiebt, ist dem

z) V. 80. Profuge jamdudum ocyus, vel ad parentes.

Leser in dem Augenblicke klar, wo es ausgesprochen wird.

Ich will hierbey nicht einmal erinnern, daß die Gesinnungen des Oedipus in einem hohen Grade unwahrscheinlich sind. Oder ist es nur einigermaßen natürlich, daß derjenige, den zwar die Götter mit einem Verbrechen bedrohn, der dasselbe aber auf das eifrigste zu vermeiden gesucht hat, sich dennoch, um dieser Androhung willen, für einen Verbrecher erkläre, der die Luft des Landes verpeste, das er mit Weisheit und Liebe regiert.

Creon ist auch in dieser Tragödie, so wie in dem Original, zu dem Orakel des Apollo gesendet worden; aber was in jenem, als eines der wichtigsten Momente der Handlung, sehr bestimmt angekündigt wurde, wird hier nur in einer einzigen Zeile (v. 109.) und gleichsam nur im Vorbeygehn erwähnt. Creon bringt die Antwort zurück, daß der Mord des Lajus bestraft werden müsse. Als Oedipus zu wissen verlangt: wer der Mörder sey? beschreibt Creon die Ertheilung des Orakels, die Begeisterung der Priesterinn und eine Menge andre unnütze Dinge mit ermüdender Umständlichkeit. Endlich erfährt man auch, was die Pythia zur Erklärung ihres Ausspruchs hinzugesetzt hat. Ihre Ausdrücke bezeichnen den Oedipus auf das unverkennbarste. Sie nennt ihn den flüchtigen Fremdling; sie sagt, daß er mit dem Blute seines Vaters und den Umarmungen seiner Mutter befleckt sey.

Durch diese Erklärung würde alle weitere Untersuchung vollkommen unnütz gemacht und das Trauerspiel in dem zweyten Akte geendigt seyn, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, den Oedipus mit einer völligen Blindheit zu schlagen. Denn was war natürlicher, als daß dieser den Ausspruch der Pythia mit dem Orakel verglich, das er selbst kurze Zeit vorher so umständlich erzählt hatte?

Aber der Oedipus des Seneca scheint auf den Ausspruch der Priesterinn eben so wenig als auf die Beschreibung zu achten, welche Creon von dem Orte macht, an welchem Lajus gefallen war. Gleichwohl ist auch diese Beschreibung so ausgemahlt, daß Oedipus sogleich den Platz erkennen mußte, an welchem er einst, auf dem Wege von Delphi, einen alten Mann erschlagen hatte. Wie würde man dieß erklären oder rechtfertigen können, hätte nicht Seneca in seinen Trauerspielen alles für sich, nichts für die Handlung gethan?

Die Unbefangenheit und Sorglosigkeit des Oedipus wird mit jeder Scene räthselhafter. Tiresias, welchen der griechische Dichter, aus guten Gründen, durch einen ausdrücklichen Befehl zur Erklärung des dunkeln Orakels herbeyrufen läßt, erscheint hier unaufgefodert, bekannt mit allem, was in diesem Augenblicke vorgefallen war. Es ist unnöthig hier zu wiederholen, von welcher Wichtigkeit beym Sophokles die Erscheinung des Tiresias, seine Weigerung und

die ihm endlich abgedrungene Erklärung ist; aber wir müssen an diese vortrefliche Scene erinnern, weil sie von dem lateinischen Dichter, zwar zur Beförderung seiner Absichten, aber zum Nachtheil der Handlung gänzlich umgeschaffen worden ist. Bey ihm weiß Tiresias von dem Sinne des Orakels nichts zu sagen. Um die Meynung der Götter zu erforschen, stellt er ein Ignispicium an und läßt ein Opferthier schlachten, dessen Eingeweide auf der Bühne geprüft und bis auf die kleinsten Umstände beschrieben werden. Doch bleibt dieses ganze Unternehmen und die lange Scene, in welcher es geschildert wird, ohne allen Erfolg. Die Meynung der Götter ist nach demselben noch eben so räthselhaft, als sie vorher gewesen war. Der Dichter wollte sich für den folgenden Akt noch eine Beschreibung aufsparen. Tiresias stellt einen zweyten Versuch an und befragt die Unterirrdischen in einem benachbarten Hayn. Endlich wird nach so vielen Bemühungen das Orakel auf den Oedipus ausgedeutet. Aber jeder, auch der blödeste Zuschauer hätte dieses schon längst gethan.

Das was in dem lateinischen Trauerspiele folgt, ist größtentheils aus dem Sophokles entlehnt, nur mit dem Unterschiede, daß der Unglaube des Oedipus an die Auslegung des Tiresias durch das Vorhergehende sehr schlecht unterstützt wird. In dem Augenblick, wo er anfängt, sich für den Mörder des Lajus

zu halten, erscheint der Bothe von Corinth, mit der Nachricht von Polybus Tod. Es ist in der Charakteristik des Sophokles a) gezeigt worden, was für eine vortrefliche Peripetie dieser Umstand hervorbringt, indem ihn Jocasta als einen Beweiß für die Nichtigkeit der Orakel gebrauchen will, und dann doch gerade durch ihn die Wahrheit derselben in ihr volles Licht gesetzt wird. Seneca hat diesen Umstand ganz und gar nicht benutzt und dieser Dichter, der sich nur dann Zeit nimmt, wenn er eine Gegend zu mahlen, Leidenschaften zu schildern und Sentenzen auszuspinnen findet, geht hier mit einer Eilfertigkeit zu Werke, welche unwidersprechlich darthut, daß er die Vortreflichkeit seines Musters entweder, wie doch kaum zu vermuthen ist, gar nicht eingesehn, oder, auf andere Zwecke bedacht, absichtlich vernachläßigt hat.

Bis hierher haben wir den Seneca nur in Beziehung auf die griechischen Muster betrachtet, mit denen er von einerley Punkten, aber nach ganz verschiedenen Richtungen ausgegangen ist. Wir wollen jetzt sein Verfahren, mit Beyseitesetzung aller Vergleichung, in einem Stücke betrachten, zu welchem sich kein Gegenstück aus dem Alterthume erhalten hat, und in welchem die eigenthümliche Manier dieses Dichters in ihrer größten Stärke sichtbar ist.

a) Nachträge. IV. Band. 1. St. 133. S.

Ich meyne den Thyest. In diesem Trauerspiele ist einiges vortreflich, aber das meiste überladen und schwülstig.

Eine Art von Vorspiel zwischen dem Tantalus und einer Furie, welche jenen aus seinem unterirdischen Gefängniße nach der Wohnung des Atreus treibt, eröffnet die Handlung. Er weiß nicht, was die Absicht der Göttinn mit ihm seyn möchte, und äusert darüber verschiedene ungereimte Vermuthungen. „Soll ich vielleicht, ruft er aus, den gleitenden Stein des Sysiphus auf meinen Schultern tragen? oder erwartet mich Irions Rad; oder die Strafe des Tityus, welcher schwarze Vögel mit seinen, aus tiefer Wunde gegrabnen Eingeweiden nährt?“ Nachdem er sich in Vermuthungen dieser Art erschöpft hat, bittet er die Richter der Unterwelt, seine Strafen zu vermehren und sie selbst den Wächtern des gräßlichen Gefängnißes und dem Acheron furchtbar zu machen. „Ersinnt etwas, fügt er hinzu, vor dessen Furcht ich selbst erbebe!“ Diese ganze Rede des Tantalus scheint mir mit allen ihrem rhetorischen Pompe ausnehmend abgeschmackt. Warum wüthet dieser Schatten so gegen sich selbst? Wenn ihm seine jetzige Strafe unerträglich ist, so mag er wohl wünschen vernichtet zu werden, aber eine Vermehrung seiner Leiden zu erbitten, ist, den einzigen Fall ausgenommen, wo große, erhabne Reue auf der einen und große, erhabne Güte auf der andern Seite zusammentreffen, Unsinn.

Nachdem Tantalus seine Rede geendigt hat, nimmt die Furie das Wort, und entwirft ein furchtbares Gemählde von den Ruchlosigkeiten, welche das Haus des Atreus erfüllen sollen. Mit Lust wählt sie die grellsten Farben und häuft Bilder über Bilder auf. Tantalus bebt vor ihrem Gemählde zurück; er will in die Unterwelt zurückeilen; die Furie hält ihn auf. „Vorher verwirre dieses Haus, ruft sie ihm zu; erschüttere die Brust der Könige mit wüthender Unruhe." Tantalus weigert sich; die Furie zwingt seinen Willen; er tritt in das Haus seines Enkels ein und thut, wie seine Führerinn verlangt. Auf diese Weise wird freylich die Wuth des Atreus vorbereitet und, wie Lessing bemerkt hat *b*), die Handlung durch den Prolog motivirt; aber wodurch wird denn dieser Prolog selbst motivirt? Was läßt sich bey dem Verfahren der Furie denken? Wie ist der Schatten des Tantalus im Stande, den Aufruhr in das Herz des Atreus zu werfen? Warum wird diese Handlung nicht lieber geradezu der Furie beygelegt, welche hierzu ohne

b) Theatralische Bibliothek. II. Stück. 100. S. Eine ähnliche Unwahrscheinlichkeit, als die welche hier gerügt wird, findet sich in dem wüthenden Herkules. Juno ruft gegen das Ende des Prologs die Furien gegen den Herkules an. Dieß ist gut und zweckmäßig. Aber warum verlangt sie selbst von den Furien ergriffen zu werden? „Damit der Alcide seiner Sinne beraubt werde, ruft sie aus, muß ich erst wüthen. Juno warum wüthest du noch nicht? Mich, mich, ihr Schwestern, treibt umher, mich treibt zum Wahnsinn."

Zweifel mächtig genug war? Ich für meine Person weiß auf diese Fragen keine Antwort zu geben, welche den Dichter rechtfertigen könnte; aber ich sehe so viel ein, daß in dieser Erfindung des Seneca, einige rhetorische Vortheile, die sie gewährt, abgerechnet, ein sophistisches Raffinement liegt. Es war dem alles überspannenden Dichter nicht genug, daß Atreus unerhörte Verbrechen beging; der Enkel mußte sie auf Antrieb seines Großvaters thun.

Die Wirkung von dem Unternehmen der Furie zeigt sich im Anfange des zweyten Akts, wo die eigentliche Handlung ihren Anfang nimmt. Atreus tritt mit einem seiner Trabanten auf und spornt sich in einem Monolog zur Rache gegen Thyest, seinen Bruder, an. Der Zorn ist schon in dieser ersten Rede bis zum Wahnsinn getrieben, und nichts kann ihm Genüge thun als die schwärzesten Bosheiten. »Auf mein Geist, so ermahnt er sich selbst, beginne eine That, welche keine Nachwelt billige, aber keine Nachwelt vergesse. Wag' irgend eine greuelvolle, blutige Unthat, welche Thyest begangen zu haben wünschen darf! übertriff, um dich zu rächen, die Bosheit des Bruders!« Jetzt erinnert der Trabant den König an das Urtheil des Volks. Er verachtet es. »Der Pöbel muß die Handlungen seiner Beherrscher dulden und loben.« »Dieses Lob, versetzt jener, kömmt nur von den Lippen; wahrer Ruhm strömt aus den Herzen.« Auch hierauf hat Atreus eine epigrammatische Antwort:

wort: »Wahres Lob, versetzt er, trifft auch oft den gemeinen Mann; das falsche nur den Mächtigen. Das Volk muß wollen, was es nicht will.« Man muß gestehn, daß es eben nicht sehr schwer seyn würde, Gesinnungen darzustellen, wenn jeder Bösewicht so offen nur ohne alle Schaam zu Werke ginge.

Atreus kömmt endlich auf die Verbrechen zu reden, deren sich Thyest gegen ihn habe zu schulden kommen lassen. Die Aufzählung derselben ist zweckmäßig, aber mich dünkt, es hätte davon die Rede etwas früher seyn sollen. Hierauf hält Atreus mit seinem Begleiter Rath, wie Thyest bestraft werden müße. Er verwirft mehrere Vorschläge und läßt den Zuschauer in einer langen Ungewißheit, um endlich eine epigrammatische Wendung anzubringen. Zur Befriedigung seiner Rache will er sich weder des Schwerts, noch des Feuers, noch anderer Waffen, er will sich des Thyests selbst bedienen. Dieser Ausdruck ist glücklich; aber um seine ganze Wirkung zu thun, ist er zu absichtlich vorbereitet c).

c) V. 254.

SAT.

— Quid novi rabidus struis?

ATR.

Nil quod doloris capiat adsueti modum.
Nullum relinquam facinus et nullum est satis.

SAT.

Ferrum.

ATR.

Parum est.

Jetzt geräth Atreus in eine Art von Begeisterung, in welcher er die Idee des ungeheuern Verbrechens, das er verüben will, empfängt. Er erinnert sich der Rache, welche Prokne an ihrem treulosen Gemahl nahm; aber diese ist ihm nicht hinlänglich; er will original seyn d). Thyest soll seine Kinder zerfleischen und essen. Er beschließt daher, seine Söhne an Thyest abzusenden und ihn in sein Reich einladen zu lassen. Der Trabant widerräth dieses, damit er seine Kinder nicht an Betrug und List gewöhne. Man höre, was er hierauf zu antworten hat: »Wenn sie auch niemand anders die Wege des Betrugs und La-

---

SAT.

Quid ignis?

ATR.

Etiamnum parum est.

SAT.

Quonam ergo telo tantus utetur dolor?

ATR.

Ipso Thyeste.

Schon vorher hatte der Trabant den Tod durch das Schwert vorgeschlagen (V. 245. Ferro peremtus spiritum inimicum exspuat) Hierauf antwortet Atreus in dem Style der Tyrannen der Rednerschule:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo.
Perimat tyrannus lenis; in regno meo
Mors impetratur.

d) Fateor immane est scelus, sed occupatum. Majus hoc aliquid dolor invenit.

sters lehrte, so würden sie dieselben durch die Herrschaft lernen. Du fürchtest, sie möchten boshaft werden? Dazu sind sie gebohren.« Dann schwankt er einen Augenblick: ob er sie mit der Absicht ihrer Sendung bekannt machen soll? Die Berathschlagung, die er hierüber anstellt, verdient, ihrer charakteristischen Sonderbarkeit wegen, hier ausgezeichnet zu werden. »Was hab' ich nöthig, sagt er zu sich selbst, meine Söhne in dieses Verbrechen zu verwickeln? mein Haß soll sich durch mich selbst offenbaren. Aber deine Kraft, mein Geist, entschwindet dir; du trittst zurück! Wenn du die deinigen schonst, wirst du auch ihn schonen. Agamemnon soll meinen Plan unterstützen und soll es wissen; auch Menelaus soll es wissen. Dieses Verbrechen möge der Probierstein ihrer ungewißen Abkunft werden. Entziehn sie sich dem Kampfe, verweigern sie mir ihren Beystand in der Befriedigung meines Hasses, nennen sie ihn Oheim, so ist er ihr Vater. — Doch oft entdecken zitternde Mienen ein Geheimniß; und grosse Plane verrathen sich oft wider Willen. Sie sollen nicht wissen, welche That sie befördern helfen.«

Ist es nicht, als ob der Dichter seinem Atreus allen Witz und Scharfsinn aufbieten lasse, um sich, so lange er vor dem Publico steht, recht frevelhaft und abscheulich darzustellen? Denn wozu anders könnten Stellen, wie diese, dienen sollen, an deren Ende die Handlung gerade so weit ist, als sie im An-

fange war? Sie ist aber eben so unnatürlich, als alles Vorhergehende; denn ein Gemüth, das mit großen Planen schwanger geht, nimmt sich keine Zeit so grillenhafte Nebenplane zu verfolgen und das Für und Wider mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn abzuwägen.

Nachdem Atreus die zur Ausführung seines Planes nöthigen Anstalten getroffen hat, sehen wir, im Anfange des dritten Aktes, den Thyest nebst seinen Kindern auftreten. Er verabscheut den Atreus (V. 412.) und doch kehrt er zurück. Jetzt erst, da er an des gefürchteten Bruders Thüre steht, ist er ungewiß, ob er bleiben oder gehn soll. Er hält eine schöne Rede über die Glückseligkeit des niedern Standes, die aber hier ganz und gar nicht an ihrer Stelle steht e). Er beschreibt hierauf den Haß, welchen Atreus

e) Einige Stellen aus diesem Gemählde mögen zur Probe dienen, wie Seneca Gemeinplätze dieser Art ausführt:

— o quantum bonum est
Obstare nulli! capere securas dapes
Humi jacentem! scelera non intrant casas,
Tutusque mensa capitur angusta cibus.
Venenum in auro bibitur. Expertus loquor.
Non vertice alti montis impositam domum,
Et eminentem civitas humilis tremit;
Nec fulget altis splendidum tectis ebur;
Somnosque non defendit excubitor meos:
Non classibus piscamur, et retro mare
Iacta fugamus mole. — — —
Sed non timemur: tuta sine telo est domus.

gegen ihn hege, als unauslöschbar und unversöhnlich. »Ehe Atreus seinen Bruder liebte, sagt er unter andern, ehe werden die Wellen den Arktos netzen und die reißenden Wirbel des sicilischen Meeres stille stehn; ehe werden sich aus den jonischen Fluthen reife Saaten erheben, und die schwarze Nacht wird die Erde mit Licht überströmen. Ehe wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, das Meer mit dem Sturme Freundschaft und Bündniß schließen.« Alles dieses und mehrere Züge derselben Art, welche in mehr als Einer Rücksicht tadelhaft sind, weit entfernt, die Handlung wahrscheinlich zu machen, setzen nur die Unwahrscheinlichkeit derselben in ein desto helleres Licht. Es ist auch nicht Ein hinreichender Grund vorhanden, warum Thyest zu einem Bruder zurückkehrte, von dessen List und Rachsucht er selbst alles fürchtet; aber sehr viele, die ihn von Mycenä hätten entfernt halten sollen. Was soll man nun aber von der Beurtheilungskraft des Dichters sagen, der diese Gründe den Zuschauern selbst in die Hände giebt, indem er sie recht con amore ausmahlt?

Atreus erscheint und der Anblick Thyest's erfüllt sein Herz mit einer boshaften Freude. Eh' er ihn begrüßt und seinen Plan weiter verfolgt, hält er für nöthig, den Zustand seines Gemüths zu schildern. »Kaum hält sich mein Grimm zurück. Gleich dem Umbrischen Spürhunde, der am langen Riemen gefesselt, mit niedergedrückter Schnautze die Fährte des Wildes

verfolgt; von ferne wittert er den Eber, doch gehorcht er, und durchirrt mit stummen Rachen den Wald. Wenn er aber der Beute näher kömmt, strebt er mit der ganzen Kraft seines Nackens vorwärts, fordert winselnd seinen Gebieter auf und reißt sich mit Ungestüm los.« Dieses Gemählde ist ohne Zweifel sehr schön, wenn wir die Umstände vergessen, unter denen es entworfen, und die Person, in deren Phantasie es erzeugt seyn soll.

Thyest wird durch das Betragen seines Bruders getäuscht und der Mord seiner Kinder vollbracht. Ein Bothe erzählt dem Chore die That. In einem großen Theile dieser sehr ausführlichen Erzählung herrscht eine furchtbare Düsternheit, die aber eine noch weit größere Wirkung thun würde, wenn es der Dichter über sich hätte gewinnen können, das Detail seiner Mahlerey abzukürzen. Der Chor, welchem der Bothe ein unerhörtes Unglück angekündigt hat, wünscht schnell unterrichtet und aus seiner Ungewißheit gerissen zu seyn. (Effare ocyus) Der Bothe läßt sich diese Aufforderung nicht kümmern, sondern fängt seine Erzählung mit einer Beschreibung der Burg des Pelops an, in welcher dem Chore, das aus eingebohrnen Mycenäern besteht, schwerlich etwas neu seyn konnte; geht hierauf zu einer Schilderung der großen Halle fort, in welcher sogar die bunten Flecken der Marmorsäulen nicht vergessen werden, und verliert sich endlich in dem Gemählde eines Haynes, das al-

lein vierzig Zeilen einnimmt, und sich bis auf die Beschreibung einzelner Bäume ausdehnt *f*). Nach diesem langen Eingange kömmt er endlich auf die Erzählung der Handlung, welche der einzige Gegenstand seiner Rede hätte seyn sollen. In der Beschreibung des Mordes, bey welchem Atreus, ohne Zweifel aus einem Raffinement von Grausamkeit, die Gebräuche eines Opfers beobachtet, ist er nicht weniger ausführlich und reich an furchtbaren Schilderungen. Die Natur erbebt; aber Atreus bleibt unbewegt. Er geht langsam zu Werke, um die Lust der Bosheit länger zu genießen. Dieses ist wiederum einer von den zwecklosen Zügen, durch welche die Wuth des Atreus über alle Natur und Wahrscheinlichkeit hinausgetrieben wird. Atreus will sich wegen alter Beleidigungen an seinem Bruder rächen. Zu diesem Zwecke ist es genug, daß er die Söhne desselben ermorde. Was er mehr unternimmt, ist das Werk des Dichters und ein unglaubhafter Zusatz *g*).

f) Eine ähnliche Beschreibung des Haynes und Altares der Diana in einem Trauerspiele, vielleicht in einer Iphigenia, scheint Horaz vor Augen gehabt zu haben, wenn er in seiner Epistel an die Pisonen V. 14. sagt:

> Inceptis gravibus plerumque et magna professis
> Purpureus late qui splendeat unus et alter
> Assuitur pannus: quum lucus et ara Dianae,
> Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
> Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus,

g) Zwecklose Bosheit ist jedesmal unwahrscheinlich, weil sie gegen die Regel ist. Cicero in seiner Rede für den

In dem fünften Akte endlich zeigt sich die Phantasie des Dichters in Erfindung des Schrecklichen in ihrer größten Stärke. Thyest hat von dem Fleische seiner Kinder genossen, und Atreus geht in dem Gefühle der gelungnen That stolz einher b). Die Darstellung dieser Gefühle, wenn einmal solche Bosheit in einer menschlichen Brust wohnen soll, ist wohl gerathen und hat etwas von der Kraft des Aeschylus; wiewohl Aeschylus seine Gedanken weder so zerstückelt, noch so ausgesponnen haben würde. Um seine Freude ganz aus zu genießen, läßt Atreus die Thüren des Palastes öffnen, wo wir den Thyest, gesättigt und halb berauscht, an der Tafel sitzen sehn. Es ist unstreitig sehr schön und ein ächt tragischer Zug, daß Thyest, obgleich von der vollkommnen Versöhnung seines Bruders überzeugt, doch eine bange Ahndung in sich fühlt und an sein Glück nicht zu glauben wagt. „Warum o! Schmerz, sagt er zu sich selbst, warum

---

Roscius Amerinus c. 30. L. Cassius, ille, quem populus Romanus verissimum et sapientissimum judicem putabat, identidem in causis quaerere solebat, cui bono fuisset. Sic vita hominum est, ut ad maleficium nemo conetur sine spe atque emolumento accedere.

b) V. 885. Aequalis astris gradior, et cunctos super
Altum superbo vertice attingens polum.
Nunc decora regni teneo, nunc solum patris.
Dimitto superos: summa votorum attigi.
Ben est; abunde est; jam sat est etiam mihi.

verbietest du mir den festlichen Tag zu feyern? Warum erhebst du dich ohne Grund und füllst mein Auge mit Thränen? — Mein gesalbtes Haar sträubt sich unter geheimem Schauern, Thränen strömen über meine Wangen und Seufzer unterbrechen meine Worte. — Ach ich möchte in Klagen ausbrechen! Dieses purpurne Gewand möcht' ich zerreißen! Heulen möcht' ich und voll der Ahndung künftiger Leiden schon jetzt die Zeichen der Trauer nehmen i).

Jetzt naht sich Atreus mit einem Becher voll Wein, unter welchen das Blut der Kinder Thyests gemischt ist. Er soll, sagt er, das Zeichen ihres Bundes seyn. Thyest freut sich dankbar, aber zum vollen Genuße seiner Freude fehlt ihm noch die Gegenwart seiner Kinder. Tückisch verspricht ihm Atreus, daß er bald ihr Antlitz sehen soll. Dieß ist ohne Zweifel eine höchst kühne, aber doch mehr gräßliche als tragische Situation k), deren Wirkung Seneca noch

i) Wahrscheinlich schwebte diese Stelle Göthen vor Augen, als er in seiner Iphigenia auf Tauris S. 24. schrieb:

Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Knaben fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.

k) In dem griechischen Trauerspiele, welches Seneca wahrscheinlich auch hier vor Augen gehabt hat, ist diese Situa-

überdieses durch seine unzeitige Geschwätzigkeit verdirbt. Als Thyest den Becher ergreift, umringen ihn furchtbare Anzeichen. Wie unschicklich ist es, daß Thyest dieselben beschreibt, wie unnütz ist überhaupt ihre ganze Erfindung! Denn wozu kann sie anders dienen, als die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, welche jetzt ganz allein auf die handelnden Personen gerichtet seyn sollte? Und ist nicht der Zustand, in welchem sich Atreus befindet, und der, welchem Thyest sich nähert, ein weit furchtbareres, ein weit interessanteres Meteor in der moralischen Welt, als alle Erscheinungen im Himmel und auf der Erde seyn konnten?

In der Rede des Thyest findet sich indeß ein vortreflicher Zug. Mitten unter den Wundern der bebenden Natur, ruft er, noch immer durch den Schein der Gesinnungen des Atreus getäuscht, aus: »Was der Himmel auch drohen mag, er schone nur meinen Bruder und meine Kinder!« (Quicquid est fratri, precor, natisque parcat.) Er betet für seinen Bruder, der ihm das Blut seiner Kinder reicht; für seine Kinder, mit deren Fleische er sich gesättigt hat.

Erst nachdem er getrunken hat, erfährt Thyest die That seines Bruders. Sein erstes Wort bey dem

tion schwerlich auf die Bühne gebracht worden. Man wird da weder den Thyest an der Tafel, noch den Atreus mit dem schaudervollen Becher in der Hand gesehen haben; alles dieses wurde, wenn ich anders das Verfahren der griechischen Tragiker kenne, durch einen ἄγγελος erzählt.

Anblicke der Häupter seiner erschlagnen Kinder, ist ein glücklicher Zug: Agnosco fratrem! aber alles was bis zum Ende des Stückes folgt, ist nichts weiter als Declamation. Thyest kocht von rhetorischen Phrasen über, die in einer solchen Situation, nach einem solchen Schlage, eine schlechte Wirkung thun. Er hat noch Muße genug, witzige Antithesen zu finden und Tiraden herzusagen. Manches davon ist in einem hohen Grade geschmacklos. »Mein Innerstes, sagt er unter andern, kehrt sich um, die verruchte Nahrung kämpft und sucht einen Ausgang. Gieb mir, o Bruder, das Schwert, an dem so viel von meinem Blute klebt. Mit diesem Schwerte will ich meinen Kindern einen Weg zur Flucht bahnen. Du versagst mir das Schwert? So mag die Brust von den Schlägen der Faust ertönen. Doch nein! halte deine Faust zurück, Unglücklicher, und schone den Schatten deiner Kinder. Wer hat noch je ein solches Verbrechen gesehn? Welcher Heniocher, der auf des unwirthbaren Caucasus rauhen Felsen wohnt? welcher Prokrustes, des cekropischen Landes Schrecken? Siehe, ich, der Vater drücke die Söhne und werde von den Söhnen gedrückt. (genitor en gnatos premo, premorque gnatis.)

So wie dieser Thyest, so sind die meisten Tragödien des Seneca eingerichtet. Alles ist darauf angelegt, ausführliche Beschreibungen und Reden zu veranlassen. Den ganzen vierten Akt der Medea nimmt die Beschreibung des Zaubers ein, durch welchen Creusa

zu Grunde gerichtet werden soll, und ein Theil dieser Beschreibung ist im höchsten Grade abentheuerlich. Nachdem z. B. Medea eine Schaar von Schlangen durch ihre Zauberformeln um sich versammelt hat, ruft sie aus: »Zu klein sind die Uebel und zu schlecht die Waffen, welche der Schoos der Erde erzeugt. Von dem Himmel herab will ich meinen Gift holen. Jetzt ist es Zeit ein Unternehmen zu wagen, das über alles gewöhnliche hinausgeht. Zu mir herab steige die Schlange, die sich dort einem breiten Strome gleich windet, deren ungeheure Krümmungen der grosse und kleine Bär fühlt. — Ophiuchus öffne endlich einmal die pressenden Fäuste und lasse dem Gifte freyen Lauf. Auf mein Geheiß nähere sich Python, der die verschwisterten Gottheiten zu verletzen wagte, und die Hyder, und jede von Herkules Schwerte abgehauene Schlange kehre zurück.« In demselben Trauerspiele wiederholt Medea, recht mit Wohlgefallen, die Geschichte ihrer Verbrechen, bald mit grösserer, bald mit geringerer Ausführlichkeit, bald um sich zu rechtfertigen, bald um zu prahlen, bald um sich zu neuen Verbrechen aufzumuntern. So sind ebenfalls in den Trojanerinnen die üppigsten Beschreibungen ohne alle Ueberlegung gehäuft *l*). Nichts kann überladner seyn,

l) Um diesem Hange zu Beschreibungen Genüge zu leisten, läßt Seneca bisweilen seine Personen in wahre Ungereimtheiten verfallen. Nachdem Megara in dem wüthenden Herkules die Thaten ihres Gemahls erzählt,

als die Erzählung, welche Talthybius in diesem Trauerspiele von der Erscheinung des Achilles auf seinem Grabe macht, und einer andern von dem Tode des Astyanax. Der Dichter ist hier nicht zufrieden, das Zusammenlaufen des Volkes überhaupt zu schildern; er muß alles bis auf die kleinsten Umstände ausmahlen. »Ein Theil des Volks, heißt es, blickt von einer Anhöhe herab; ein anderer von einem hohen Felsen, über dessen Gipfel sich der neugierige Haufe,

---

nachdem sie gehofft hat, er werde einen Weg zu der Oberwelt finden oder bahnen, wobey sie sich jener That erinnert, als er, um dem Peneus einen Weg zu öffnen, die thessalischen Gebirge sprengte, bezeigt sie sich nicht nur gegen die Tröstungen des Amphitryon ungläubig, sondern sagt sogar:

Demersus ac defossus et toto insuper
Oppressus orbe, quam viam ad superos habet?

damit Amphitryon wiederum einige der glorreichen Thaten seines Sohnes erwähnen möge. — Nachdem Herkules aus der Unterwelt an das Licht gekommen ist, und den Lycus zu strafen geht, bleibt Amphitryon mit dem Theseus auf der Bühne zurück und läßt sich eine ungeheure Beschreibung der Unterwelt machen. Er ist also nebst der übrigen Familie des Herkules nicht nur über den Ausgang der Handlung unbekümmert, welches als ein Beweiß seines Vertrauens auf die Unbesieglichkeit des Herkules betrachtet werden könnte, sondern auch das Vorhergehende hat keinen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen. Ohne Zweifel sollte Freude, Rührung, Entzücken über den plötzlichen Umschwung der Begebenheiten die Familie des Herkules beschäftigen, nicht eitle Neugierde.

auf den Zehen schwebend, herüber beugt; den einen trägt eine Fichte, den andern ein Lorbeerbaum, den dritten eine Buche, und der ganze Wald zittert unter der Last des schwebenden Volks.« Mit diesem Zuge hofft man vergebens die zwecklose Beschreibung geendigt zu sehn. Der Dichter, welcher seiner Einbildungskraft kein Ziel zu stecken weiß, hebt von neuem an: »Einer ersteigt den Gipfel eines steilen Felsen; ein andrer drückt ein halb verbranntes Dach oder eine hervorragende Zinne der sinkenden Mauer; einer sogar, o Frevel! setzte sich auf den Grabhügel des Hektor.« Auf dieselbe Weise sind fast alle Beschreibungen in diesem Trauerspiele ausgesponnen.

Ohne Zweifel kann auch der große dramatische Dichter durch die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft in den Beschreibungen bisweilen zu weit geführt und verleitet werden, dieselben mit einem überflüßigen und unzweckmäßigen Schmucke auszusteuern; obschon das große dramatische Genie, wenn es frey und unverführt von fehlerhaften Mustern dichtet, vielleicht am seltensten in diesen Fehler gerathen wird. Aber ein Dichter, welcher ohn' Unterlaß auf dieser Seite fehlt, diesem Fehler entgegen geht und seinen Ruhm in denselben setzt, kann wenigstens auf den Namen eines dramatischen Genies keinen gegründeten Anspruch machen. Es giebt einige Gattungen der Poesie, in denen sich ein gewißer Mangel an Beurtheilungskraft den stumpfern Blicken verbergen kann; in der drama-

tischen ist ein Versehn dieser Art durch keinen Aufwand der Einbildungskraft gut zu machen.

So üppig sich der Dichter in seinen Beschreibungen zeigt, eben so unerschöpflich und ermüdend zeigt er sich in dem Gebrauche der Sentenzen. Hiezu hatte die griechische Tragödie, vornemlich aber Euripides, das Beyspiel gegeben, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dichter bisweilen den Ruhm eines vollendeten Tragikers dem Ruhme eines philosophischen Beobachters des menschlichen Lebens nachgesetzt habe. Aber es herrscht ein eben so großer Unterschied zwischen den Sentenzen des Seneca und des Euripides, als zwischen der Art der Charaktere, welche sie aufführen, und der ganzen Manier ihres Vortrages. Der letztere ist meistentheils in seinen philosophischen Bemerkungen ziemlich ausführlich und sie tragen, so wie viele seiner Reden, den Charakter einer anmuthsvollen Geschwätzigkeit, ohne Anspruch und Pomp. Bey dem Seneca hingegen sind sie mit einem starken Gepräge stoischen Stolzes bezeichnet, welches zum Theil aus der Kürze des Ausdrucks entspringt, zum Theil auch daher, daß die redenden Personen, statt ihre Meynung in dem concreten Falle zu äußern, lieber eine allgemeine Maxime ihrer Handlungsweise aufstellen, gleichsam als ob sie insgesammt gewohnt wären, alle ihre Handlungen auf Grundsätze zurückzuführen und dieselben in jedem einzelnen Falle unveränderlich vor Augen zu haben. Wenn also z. B. Lycus, der Räu-

der eines Thrones, die Unsicherheit seines Besitzes fürchtet, und dieses zu einem Motiv nimmt, die Hand der Megara zu suchen, stellt er Betrachtungen über seine Herkunft und die Ungewißheit eines erbeuteten Besitzthums an:

— qui genus jactat suum
Aliena laudat: Rapta sed trepida manu
Sceptra obtinentur: omnis in ferro est salus.
Quod civibus tenere te invitis scias
Strictus tuetur ensis. alieno in loco
Haud stabile regnum est. —

Dann fürchtet er wegen seiner Verbindung mit der Megara Haß; aber sogleich stärkt er sich durch eine Maxime der Tyranney:

Ars prima regni posse te invidiam pati.

Bisweilen spinnt er einen ganzen Dialog durch Sentenzen fort. In dem Agamemnon beschließt Clytämnestra sich dem Zufalle zu überlassen. Ihre Amme mißbilligt diesen Entschluß:

Coeca est temeritas, quae petit casum ducem.

Clyt.

Cui ultima est fortuna, quid dubiam timet?

Nutr.

Tuta est latetque culpa, si pateris tua.

Clyt.

Perlucet omne regiae vitium domus.

Nutr.

Nutr.

Piget prioris et novum crimen struis?

Clyt.

Res est profecto stulta nequitiae modus.

Nutr.

Quod metuit, auget, qui scelus scelere obruit.

Clyt.

Et ferrum et ignis saepe medicinae loco est.

Nutr.

Extrema primo nemo tentavit loco.

Clyt.

Rapienda rebus in malis praeceps via est.

Wenn wir aber auch die Tragödien des Seneca nur als Uebungsstücke eines Rhetors betrachten, welcher, ohne Rücksicht auf die unzählbaren Forderungen der dramatischen Poesie, einzelne Situationen zu bearbeiten unternimmt, so ist doch, bey einer unpartheyischen Prüfung, gar nicht zu verkennen, daß er von der Begierde, eine glänzende Einbildungskraft und einen unerschöpflichen Witz zu zeigen, gleichsam gefoltert, des Guten jederzeit zu viel thut, und, so wie er in der Rednerschule mochte angewiesen worden seyn, jede Idee von allen Seiten zeigt, jedes Bild ausspinnt und nichts, durchaus nichts zurückbehält, was ihm über einen Gegenstand beyfallen mochte. Wenn z. B. Tantalus bey Anhörung der Verbrechen,

die seiner Familie zu begehen bestimmt ist, erschrickt, sich aufmacht, um zu dem Acheron zurückzueilen, und die Furie ihn fragt: wohin er gedenke? konnte er antworten, *zu meinen gewohnten Qualen*; und mit diesen wenigen Worten war alles gesagt. Aber dieser Schriftsteller, welcher eine so große Kürze im Ausdruck affektirt, liebt die Kürze in den Gedanken keineswegs, und er ist nicht eher zufrieden, bis er den allgemeinen Ausdruck zergliedert und die Qualen des Tantalus einzeln geschildert hat. Dabey bleibt er nicht stehen. Tantalus muß glauben, die Bewohner der Unterwelt wieder zu sehn. Er will den *Genossen seiner Leiden* zurufen, er will sie seine Stimme vernehmen lassen. Seneca würde seine Pflicht nur halb gethan zu haben glauben, wenn er jene *Genossen* nicht aufzählte und ihre *Leiden* beschriebe.

Die Beyspiele dieser poetischen Amplificationen sind so zahlreich, daß ich nicht zu irren glaube, wenn ich behaupte, daß zwey Drittheile dieser Tragödien nichts anders enthalten. Sie sind es, welche das Große in ihnen vernichten und die erhabensten Gedanken, durch eine ängstliche Auseinandersetzung ihrer Theile, bis zu den gemeinsten herabwürdigen m). Der

m) Johnson schildert diesen Fehler und seine Wirkungen vortreflich in dem Leben von Cowley. (Lives of English poets. T. I. S. 68.) The fault of Cowley and perhaps of all the writers of the metaphysical race, is that of pursuing his thoughts to their last ramifications, by which he loses

Dichter führt seine Leser immer einen so langen Weg, daß alle Blumen, mit denen er ihn immer bestreuen mag, sie doch nicht vor Ermüdung sichern, und daß sie gähnen, indem sie die Fruchtbarkeit seines Witzes bewundern n).

Cc 2

the grandeur of generality; for of the greatest things the parts are little; what is little can be but pretty, and by claiming dignity becomes ridiculous. Thus all the power of description is destroyed by a scrupulous enumeration; and the force of methaphors is lost, when the mind by the mention of particulars is turned more upon the original than the secondary sense, more upon that from which the illustration is drawn than tho which it is applied. Kein Stück bietet einen so auffallenden Beweiß dar, wie weit Seneca in der Bemühung einen Gedanken zu erweitern gegangen sey, als das Bruchstück der Thebais, deren erster Akt, in dreyhundert Versen, nicht mehr als zwey Gedanken enthält. Oedipus will sagen, daß er den Tod suche, weil ihm das Leben eine Last sey; und Antigone versichert dagegen, daß sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde.

n) Eine einzige Vergleichung kann diese Behauptung in ihr hellstes Licht setzen. In den Trachinierinnen des Sophokles sagt Dejanira V. 547. „Joles Jugend geht noch ihrer Blüthe entgegen, die meinige welkt. Jene wünscht das Auge zu genießen, von dieser wendet es sich weg." Ohne Zweifel hat Seneca diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er die Dejanira in dem Hercules Oetaeus V. 380. sagen läßt:

> Ut alta sylvas forma vernantes alit,
> Quas nemore nudo primus investit tepor;
> At quum solutos expulit Boreas Notos,
> Et saeva totas bruma decussit comas,

Da die Fruchtbarkeit und der Reichthum, welchen Seneca zu zeigen bemüht ist, nicht von dem Gefühle des Schicklichen begleitet wird, welches nur da entstehen kann, wo sich der Dichter in die Lage der Personen, welche er aufführt, zu versetzen und in ihren Charakter zu verwandeln weiß, so ist es nicht zu verwundern, daß bey ihm Größe in Schwulst und Fruchtbarkeit in Ueppigkeit ausarte. Indessen ist es auf der andern Seite unverkennbar, daß wir der ununterbrochnen rhetorischen Anstrengung und dem unablässigen Streben nach dem Ueberraschenden, Glänzenden und Neuen, eine bedeutende Anzahl schöner Gemählde, erhabner Sentenzen und glücklicher Ausdrücke zu danken haben. Aber allzuoft steht das Fehlerhafte und das Schöne so nahe bey einander, daß das eine fast nur mit Mühe von dem andern geschieden werden

---

Deforme solis adspicis truncis nemus:
Sic nostra longum forma praecurrens iter,
Deperdit aliquid semper et fulget minus,
Nec illa Venus est. Quidquid in nobis fuit
Olim petitum, cecidit et partu labat;
Materque multum rapuit ex illo mihi.
Aetas citato senior eripuit gradu.
Vides, ut altum famula (Jole) non perdat decus?
Cessere cultus penitus, et paedor sedet;
Tamen per ipsas fulgat aerumnas decor,
Nihilque ab illa casus et fatum grave
Nisi regna traxit. Hic meum pectus timor,
Altrix, lacessit, —

kann, und bald dieses von jenem verdunkelt, bald aber auch das Tadelnswürdige von dem Schönen mit einem unverdienten Glanze beleuchtet wird.

Es ist zum Beyspiel sinnreich und überraschend, wenn Juno, auf den siegreichen Herkules zürnend, sagt:

> Superat et crescit malis,
> Iraque nostra fruitur: in laudes suas
> Mea vertit odia; dum nimis saeva impero
> Patrem probavi: gloriae feci locum.

ob gleich schon auch hier ein und derselbe Gedanke zu oft gewendet und wiederholt wird. Aber dieß würde man sich noch gerne gefallen lassen, wenn er sich nur hier ein Ziel gesetzt hätte. Nun ist aber der größte Theil des Prologs der Juno nichts weiter als eine Ausführung desselben Gedankens, als ob sie ein Vergnügen daran fände, sich ihren Feind so groß, so mächtig und unbesieglich als möglich vorzustellen. Ausnehmend glücklich aber ist Seneca in gewißen kurzen, vielbedeutenden Antworten, die oft nur in einem einzelnen Worte bestehn, und, so wie der bekannte Laconismus, meistentheils dazu dienen, ein stolzes, über die Umstände erhabnes Gemüth zu zeigen. Die Griechen, welche an der Darstellung des spartanischen Stolzes kein Vergnügen gefunden haben, kennen auch diese kurzen Reden nicht; aber auf das tragische Theater der Neuern sind sie, so wie vieles andre, aus dem

Seneca übergegangen. Ein Beyspiel dieser Art ist das oben angeführte Agnosco fratrem des Thyest. In dem wüthenden Herkules bietet Lycus der Megara seine Hand an; sie schlägt sie aus. »Sprich, sagt er, welches Geschenk dir aus meiner Hand angenehmer seyn würde, als diese Verbindung?« Der Tod! antwortet sie. In der Medea geht die verlaßne Gattinn des Jason bey sich zu Rathe, wie sie sich an ihrem treulosen Gemahle zu rächen habe. Ihre Einbildungskraft durchläuft mancherley Arten von Strafen: »Dürftig, verhaßt und furchtsam müße er durch unbekannte Städte irren. Mich müsse er zurückwünschen und seine Kinder mögen ihm, mögen mir ähnlich werden. Hier, hier ist der Weg zur Rache; Jason hat Kinder.« Dieser letzte Zug ist unvergleichlich; aber das was vorhergeht ist eitle Declamation. Eine Frau, welche sich über die Untreue ihres Gemahls beklagt, darf sich nicht als ein Muster der Bosheit aufstellen. — Ein vortreflicher Ausdruck voll Kühnheit und Zuversicht findet sich in dem zweyten Akt. Medeens Vertraute will sie durch die Vorstellung ihrer Hülflosigkeit zur Duldsamkeit und Ertragung des Unrechts bewegen. »Es bleibt dir nichts zu hoffen übrig, sagt sie unter andern; die Colchier sind fern; dein Gemahl ist treulos und von aller deiner Macht ist dir nichts mehr übrig.« Medea superest; antwortet sie. Dieß ist schön, aber der Dichter hätte es dabey sollen bewenden lassen. Das was noch hinzu gesetzt wird: »Hier siehst du Meer und Länder, Feuer und

Schwert, Götter und Blitze« schwächt den Gedanken, indem es ihn verstärken soll. Einen ähnlichen kurzen Ausdruck finde ich in dem Hippolytus. Als Theseus aus der Unterwelt zurück kehrt, bittet ihn Phädra, in der Absicht ihren Stiefsohn zu verläumden, um die Erlaubniß, sich zu tödten. Theseus fragt: welches Verbrechen sie mit dem Tode zu büßen habe? »Mein Leben« antwortet sie. Dieß ist sehr gesucht und könnte vielleicht nur durch die Bemerkung gerechtfertigt werden, daß Phädra eine studierte Rolle spielt. Doch dünkt mich diese Rechtfertigung selbst allzugesucht.

So häufig bey unserm Dichter diejenigen Stellen sind, in denen sich ein außerordentlicher Muth, große Erdultsamkeit, frevelhafte Kühnheit, Rachsucht, Selbstgenügsamkeit und alle die Leidenschaften äußern, die den Geist erheben und spannen, und also auch durch Spannung des Geistes einigermaßen nachgebildet werden können, so selten sind diejenigen, in denen sich Züge eines sanften Herzens, stiller Ergebung, der Zärtlichkeit und Liebe zeigen. Auf Dinge dieser Art konnte ein Dichter wie Seneca, bey den Zwecken, die er verfolgte und dem Tone, welchen er einmal in seinen Tragödien angestimmt hatte, natürlicherweise nicht oft kommen.

Indessen will ich einige solche Stellen anführen, die wie einzelne Sterne an diesem düstern Himmel funkeln. Als Phädra die Nachricht von dem Tode des Hippolytus vernimmt, beschließt sie zu sterben und

ruft in ihrer letzten Rede aus: »Ach wohin ist deine Schönheit entflohn? wohin ist das Licht deiner Augen, der Leitstern meines Herzens, entschwunden? Du liegst entseelt! Ach kehre nur einen Augenblick zurück und vernimm meine Worte! Kein unehrbares Wort soll deine Ohren treffen! Diese Hand soll dich rächen; dieser Dolch soll mein strafbares Herz durchbohren! Dir will ich durch die Fluthen, dir durch die Seen des Tartarus, dir will ich durch den Styx und die feurigen Wellen folgen.« (V. 1173.) In den Trojanerinnen heißt es bey der Beschreibung des Leichenzuges der Polyxena: »Das Volk sieht staunend zu; die einen rührt der Adel ihrer Gestalt, die andern ihre zarte Jugend; andre der Wechsel des Glücks. Aber alle rührte der hohe Muth, mit welchem sie dem Tode entgegen ging. Sie eilte vor dem Pyrrhus her und alle Herzen zitterten vor Bewundrung und Mitleiden.« (V. 1143.)

Da es billig ist, alles Schöne, was sich an einem sonst tadelhaften Kunstwerke findet, anzumerken, eben darum, damit es nicht mit dem Tadelhaften vermischt und verworfen werde, will ich hier zwey Scenen anführen, in denen Seneca mehr dramatisches Talent als gewöhnlich zeigt. Die Scenen scheinen von ihm selbst erfunden und angelegt zu seyn. Sie zeigen, was dieser Dichter in einem andern Zeitalter und bey einer andern Richtung des Geschmacks vielleicht geleistet haben würde.

Die eine derselben ist in dem Hippolytus. Phädra will einen Versuch wagen, was sie über das unempfindliche Herz ihres Sohnes ausrichten könne. Sie nähert sich ihm und bittet um ein geheimes Gehör. Er antwortet ihr geneigt und nennt sie Mutter. Phädra erwiedert hierauf:

Matris superbum est nomen et nimium potens;
Nostros humilius nomen affectus decet.
Me vel sororem, Hippolyte, vel famulam voca:
Famulamque potius: omne servitium feram. —

Dieses ist sehr schön und der Natur auf das vollkommenste angemessen; aber was der Dichter hinzusetzt, verdirbt die schöne Simplicität dieser Rede durch unnützen und frostigen Pomp. Phädra nähert sich ihrem Zwecke; sie bittet den Hippolytus um seinen Schutz, weil sie sich als Wittwe betrachte und die Rückkehr des Theseus aus der Unterwelt für unmöglich halte. Hippolytus verspricht ihr alles zu leisten, was seine Pflicht fordere, und bedient sich des Ausdrucks: Er wolle die Stelle seines Vaters bey ihr vertreten. Dieser Ausdruck bringt das Gemüth der Phädra in Aufruhr und sie hält kaum ihr Geständniß zurück. Hippolytus begreift sie nicht. Sie schildert die Flammen ihrer Liebe zu ihm und er glaubt, sie spreche von ihrer Liebe zum Theseus. „Ja, Hippolytus, ruft sie aus, so ist es; ich liebe die Züge des Theseus;

die Züge, die er als Knabe trug, als das erste Haar sein glattes Kinn beschattete, als er zu des Gnossischen Ungeheuers labyrinthischen Wohnungen kam. Wie strahlend erschien er mir damals! Sein Haar war mit Binden umwunden und seine zarten Wangen färbte die Schaam. Starke Muskeln erhoben sich auf seinem jugendlichen Arme; ihn schmückte die Schönheit deiner Diana, oder meines Phöbus, oder vielmehr die deinige. Ja, so war er, so wie du war er, als er mein Herz gewann; so hoch trug er sein Haupt; nur strahlt in dir noch mehr die ungeschminkte Schönheit. In dir ist dein Vater wiedergebohren; aber mit seiner Gestalt mischt sich ein Theil der Schönheit deiner tapfern Mutter, und in griechischen Zügen zeigt sich scythischer Ernst. Hättest du mit deinem Vater das cretensische Meer beschifft, so würde dir meine Schwester die Fäden gesponnen haben. O meine Schwester, in welcher Gegend des Himmels du leuchten magst, dich rufe ich zum Beystand an! Unsre Sache ist die nemliche. Ein Geschlecht hat das Herz zweyer Schwestern entglüht; dich besiegte der Vater, mich der Sohn. — Siehe hier liegt die Tochter eines Königes zu deinen Füßen; noch ist ihre Tugend unbefleckt; ihr Herz ist unschuldig und rein. Nur um deinetwillen ändert sie sich und läßt sich zu Bitten herab. Dieser Tag wird mein Leiden oder mein Leben enden. Habe Mitleiden mit der, die dich liebt.« — Diese Rede, in welcher die Liebe eine so unvergleichliche

Wendung nimmt, ist zwar etwas lang; aber die Absicht der Phädra erlaubt keine Eile; sie muß die Erklärung, die sie zu thun zittert, langsam vorbereiten, und auch so vorbereitet, wird sie den strengen Jüngling noch genug überraschen *).

Die zweyte Scene, deren ich erwähnen will, ist in den Trojanerinnen. Andromache, durch einen Traum geängstigt, fürchtet für ihren Sohn und verbirgt ihn in dem Grabmale seines Vaters. Dieß ist aber kaum geschehn, als ihr Ulysses den Entschluß der Griechen meldet, den Sprößling des Herkules ihren Besorgnißen aufzuopfern. Andromache stellt sich, den Aufenthalt ihres Sohnes nicht zu wissen. Ulyß ahndet eine List, und dringt in die zitternde Mutter, die nun behauptet, Astyanax lebe nicht mehr. Schon ist Ulysses im Begriff sich zu entfernen, als er bemerkt, daß Andromache mehr fürchtet, als trauert. Er kehrt zurück. »Andre Eltern, ruft er ihr zu, muß man in ihrer Traurigkeit trösten, dir, Unglückliche, muß ich Glück wünschen, daß du deinen Sohn verlohren hast. Denn wisse, ihn erwartete der schreck-

*) Einen Theil dieser Scene hat Racine in die 5. Sc. des II. Akts seiner Phèdre übergetragen, aber er hat, meinem Gefühl nach, die Kraft derselben geschwächt, indem er der Phädra mehr List als Leidenschaft leiht, während sie beym Seneca mehr von der Leidenschaft hingerissen wird. Von den Wendungen, welche Phädra im Anfange des Auftritts beym Seneca nimmt, um ihre Liebe errathen zu lassen, hat Racine gar keinen Gebrauch gemacht.

liche Tod, von jenem einsamen Thurme der Mauer herabgestürzt zu werden.« Andromache erbebt bey diesen Worten und ihr Schrecken bestätigt Ulyssens Vermuthungen. Er ruft seinen Gefährten zu, den verborgnen Astyanax an das Licht zu ziehn; er giebt endlich vor, daß, wenn Astyanax wirklich nicht mehr lebe, die Götter nicht anders versöhnt werden könnten, als wenn man das Grab des Hektor der Erde gleich mache und seinen Staub in die Luft streue. Die von allen Seiten in Furcht gesetzte, geängstigte Mutter, entschließt sich endlich nach einem langen Kampfe p) ihren Sohn aus seiner Verborgenheit an das Licht zu ziehn. Sie hofft Ulyssens Herz zu erweichen; das Flehen des Kindes vereinigt sich mit dem ihrigen; umsonst, es ist zum Opfer bestimmt.

Denjenigen, welche die Werke der griechischen Tragiker kennen, kann es nicht unbemerkt bleiben, daß diese Situationen keineswegs in dem Geiste der alten Tragödie gedichtet sind. Ich bin weit entfernt,

p) Dieser Kampf ist ohne Zweifel zu lang ausgesponnen und, was noch schlimmer ist, er dreht sich um eine unrichtige Angel. Da Ulysses das Grab des Hektor, in welchem Astyanax versteckt ist, zu zerstören droht, so mußte Andromachen nothwendig einfallen, daß eben dadurch ihr Sohn zu Grunde gerichtet werden würde. Astyanax ist also unvermeidlich verlohren, aber Hektors Asche kann gerettet werden. Hieran aber scheint Andromache nicht zu denken, sondern der lange Monolog, vom 642. Verse an, dreht sich um die Alternative, ob sie ihren Sohn oder die Asche ihres Gemahls aufopfern solle.

sie deshalb tadeln zu wollen; ich erkläre vielmehr ausdrücklich, daß ich sie für schön halte; aber es ist nöthig hier anzumerken, daß auch ihnen das charakteristische Gepräge des Seneca; aber des Seneca in seinen glücklichsten Augenblicken, aufgedrückt ist; nicht blos in den einzelnen Theilen, den Gedanken und ihrer Ausführung; sondern in der ganzen Erfindung und Anlage. Die Wendung, mit welcher Phädra dem Hippolytus ihre Liebe erklärt; und die, mit welcher Ulysses der Andromache ein Geständniß abdringt, ist so künstlich und fein, daß sie, bey der Beschaffenheit der Muster, welche Seneca vor Augen hatte, offenbar nur von einem Dichter gefunden werden konnte, welcher, mit Verschmähung der gewohnten Pfade, auf das Neue und Ueberraschende ausging.

Wenn ich noch einen Blick auf die dem Seneca beygelegten Tragödien und den in dieser Kritik derselben zurückgelegten Weg werfe, so glaube ich folgende Resultate ziehen zu können. Diese Trauerspiele sind den griechischen Tragödien, welchen sie nachgearbeitet sind, keineswegs an die Seite zu stellen; ja sie können nicht einmal als glückliche Nachahmungen derselben angesehn, oder dem dramatischen Dichter als Muster empfohlen werden q). Ihr Verfasser besaß

q) Wenn Corneille, Racine und unser Weiße einzelne Scenen und Ideen dieses Dichters mit Glück in ihre Werke übergetragen haben, so spricht dieß nicht gegen obigen Satz. Ein Mann von Genie und geprüftem Geschmacke mag überall

mehr Einbildungskraft als Beurtheilungskraft; mehr Geist als Geschmack, und weit mehr Bestreben zu gefallen, als wahre poetische Begeisterung. Das wahre dramatische Genie muß man ihm absprechen; denn obgleich einzelne Situationen, einzelne Züge und Ausdrücke wohl gerathen sind, und dem Dichter besonders eine gewiße tragische Düsterheit in den Beschreibungen gut gelingt, so vermissen wir doch in ihm jene schöpferische Kraft, welche eine Handlung als ein einziges, in allen seinen Theilen fest verbundenes Ganze faßt und darstellt, mannichfaltige Charaktere empfängt und ründet, und Situationen schafft, in denen sich dieselben mit Wahrheit, Gleichförmigkeit und Kraft entwickeln. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser dieser Tragödien, dieselben nicht für das Theater bestimmt, sondern die dramatische Form als ein bequemes Mittel für rhetorische Uebungen betrachtet habe; wenigstens ist es ganz gewiß, daß er mehr rhetorische als tragische Zwecke verfolgt, und die Aufmerksamkeit mehr auf sein eignes Talent, als auf die

etwas finden, das er sich zueignen und zu seinem Vortheil verwenden kann. Daß es viel Schönes und des Aufbewahrens Würdiges beym Seneca gebe, wird nicht geleugnet; aber die Kunst ist, es herauszufinden; bey musterhaften Werken aber, soll das Schöne nicht mühsam gesucht werden müssen, sondern als herrschend leicht erkannt werden können. Uebrigens hat auch in der That das Studium des Seneca der neuern Tragödie eine Spannung und eine Richtung zur Declamation gegeben, die ihre Vollkommenheit wenigstens nicht befördert hat.

Umstände der handelnden Personen zu richten gesucht hat. Diesen Absichten gemäß scheint die Handlung vornehmlich darauf eingerichtet, Gelegenheit zu ausführlichen Reden, Denksprüchen und Beschreibungen herbeyzuführen. In den letztern insonderheit zeigt sich das eigenthümliche Talent des Seneca in seinem vollsten Glanze; wiewohl er auch hier, durch das Bestreben, seinen Reichthum nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen zu zeigen, die Wirkung des Großen und Schauderhaften merklich schwächt. Da nun aber der rhetorische Geist immer zu Uebertreibungen geneigt ist, und ganz besonders in dem Zeitalter des Seneca eine Richtung nach Schwulst und frostiger Größe bekommen hatte, so läßt sich aus jenem Gesichtspunkte ferner die Wahl der Charaktere und die Darstellungsart ihrer Gesinnungen ohne Mühe erklären. Es ist begreiflich, warum dieser Dichter keine Art von Charakteren häufiger schildert als die stolzen, und keine Leidenschaft lieber mahlt als die Wuth, und daß er sich hierzu immer der grellsten Farben bedient. Da es ihm um die tragische Wirkung wenig zu thun war, so sucht er, unbekümmert um Haltung und die allmählige Steigerung des Affektes, gleich bey Eröffnung der Handlung, den Leser mit Staunen zu erfüllen, und er fängt oft mit schäumender Leidenschaft an. Durchaus herrscht der höchste Pomp der Sprache, welche der Aufmerksamkeit keine Erholung verstattet, oft wirklich erhaben ist, aber auch nicht selten in abentheuerlichen Schwulst

ausartet. Wenn irgend etwas von diesem Dichter zu lernen ist, so sind es die rhetorischen Kunstgriffe, mit denen er jedes Bild, jeden Gedanken in seine kleinsten Theile zu spalten und von allen Seiten zu zeigen versteht; aber man kann zu gleicher Zeit bey ihm lernen, wie gefährlich die Ausübung dieser Kunstgriffe, vorzüglich für den dramatischen Dichter ist. Denn nicht leicht wird ein Dichter so viele Beyspiele einer zweckwidrigen Ausführlichkeit darbieten; und keiner hat durch diesen Fehler so oft die wahren Schönheiten, die er wohl zu finden, aber nicht mit weiser Sparsamkeit zu benutzen verstand, in seinen Werken verdunkelt.

Mit diesem Urtheile, welches eine aufmerksame Betrachtung der dem Seneca beygelegten Tragödien an die Hand gegeben hat, stimmt, so weit dieses die Verschiedenheit der Gegenstände erlaubt, das Urtheil überein, welches Quintilian vornemlich über die Prosa des Seneca fällt, und womit ich diese Charakteristik beschließen will: (Instit. L. X. 1. 125.) Multae in eo claraeque sententiae, multa etiam morum gratia legenda: sed in eloquendo corrupta pleraque, atque eo perniciosissima, quod abundant dulcibus vitiis. Velles eum suo ingenio dixisse, alieno judicio. Nam si aliqua contemsisset, si parum concupisset, si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum, quam puerorum amore comprobaretur.

Ueber die römischen Satiriker.

Q. Horatius Flaccus.

(Er war den 8. December im Jahr d. E. R. 689. unter dem Consulate des L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus, zu Venusia geboren, und starb im Jahr 746 den 27ten November, unter dem Consulate des C. Manius Censorinus und C. Asinius Gallus, im 57. Jahr seines Alters. *a*)

Die meisten Schriftsteller, welche sich über die Satire der Römer verbreiten, haben ihre Untersuchung mit der Frage eröffnet: War diese Dichtungsart ein auf römischen Grund und Boden einheimisches Gewächs, oder, wie so manches andere, eine Pflanze, die, hervorgegangen in griechischen Gefilden und unter griechischem Himmel, den Herrn der Erde zugeführt und durch ihre Sorgfalt gepflegt worden ist? Entsprang sie, (denn daß sie theatralischen Ursprungs

a) Ausführlichere Nachrichten von den Lebensumständen unsers Dichters findet man in der bekannten Vita Horatii von Sueton, in der Vita ordine chronologico delineata, studio Ioa. Masson, L. B. 1708 und vor dem ersten Theile von Jani's Ausgabe.

sey, ist, wenn auch nicht durchgängig, doch größtentheils angenommne Meinung,) aus einem den Römern eigenthümlichen und von ihnen erfundenen, oder aus einem griechischen Schauspiele, und aus welchem? Haben unter den Alten Horaz und Quintilian, *b*) und unter den Neuern Casaubonus, *c*) die das erste, oder hat Julius Scaliger und Daniel Heinsius *d*) Recht, die das letzte zu behaupten geneigt sind? *e*)

b) Von dem erstern wird nähmlich Ennius 1. Sat. X. 66. rudis et Grecis intacti carminis auctor genannt, und der letztere sagt B. X. C. I. Satira tota nostra est, in qua primus insignem laudem adeptus est Lucilius. Auch gehört hieher die Stelle aus Diomed, B. 3. S. 482. Edit. Putschii. Satyra dicitur carmen apud Romanos, nunc quidem maledicum, et ad carpenda hominum vitia archaeae comoediae charactere compositum, quale scripserunt Lucillius et Horatius er Persius.

c) In seinem bekannten Werke de Satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satira. Edit. Rambach. Halae. 1774. vorzüglich B. II. C. 2. Schon vor ihm behauptete dasselbe Joseph Scaliger in seinen Castigatt. ad Manil. B. 468. S. 283. Ihnen ist beygetreten Spanheim in seiner Dissert. sur les Césars de Julien.

d) Jener in seinen Büchern de arte poetica. B. I. C. 12. S. 47. und dieser in seiner Schrift de Satyra Horatiana, zuerst bey der zweyten Ausgabe seines Horaz, L. B. 1612. und nachher einzeln.

e) H. v. Blankenburg in den Anmerkungen zum Sulzer Th. 4. S. 138. sagt zwar, daß von allen Gelehrten ein Zeugniß des Donat, (de Trag. et Comoed. vor dem Lindenbrogschen Terenz S. 27. et edit. Zeunii,) in welchem die Satire Lucils geradezu von den Satyrspielen der Griechen hergeleitet werde, übersehn worden sey: allein er irrt. Die Stelle sagt vielmehr das Gegentheil. Hier ist

Es kommt, bey der Beantwortung dieser Frage, offenbar darauf an, welchen Sinn man ihr unterlegt, oder an welche Gattung von Satire man denkt. Die dramatischen Satiren der Römer, — ihre Attellanen, waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, den komisch-satyrischen Stücken der Griechen höchst ähnlich und aus ihnen entsprungen. Der Ausspruch des Alterthums, der Zweck zu belustigen, der in ihnen bekanntlich Hauptzweck war, die Ausgelassenheit, durch die

sie: Cum poetae (prisci Graecorum) abuti licentius stilo et passim laedere ex libidine coepissent plures bonos, ne quisquam in alterum carmen infame proponeret, lege lata siluere. Et hinc deinde aliud genus fabulae: id est Satyra sumsit exordium: quae a Satyris, quos illotos semper ac petulantes deos scimus esse, vocitata est, etsi aliunde nomen traxisse prave putant alii. Haec, quae Satyra dicitur, ejusmodi fuit, ut in ea quamvis duro et veluti agresti joco, de vitiis civium tamen sine ullo proprii nominis titulo carmen esset. Quod item genus Comoediae multis obfuit poetis, cum in suspicionem potentibus civibus venissent, illorum facta descripsisse in pejus ac deformasse genus stilo carminis; quod primo Lucilius novo conscripsit modo, ut poesin inde faceret, id est, unius carminis plures libros. Lucils Satire glich in so fern der ältern Comödie der Griechen, daß sie, was ich besser unten ausführen werde, schmähsüchtig war, wie diese, und berühmte Männer nahmentlich angriff: aber darum war sie nicht ihre Tochter, sondern ein carmen novo modo conscriptum. Donat sagt, nach meiner Meinung, nichts mehr und nichts weniger, als was wir beym Horaz 1. Sat. IV. 1 — 6 auch lesen.

sie sich auszeichneten, die possierliche Sprache, welche in ihnen herrschte, die Kühnheit endlich, mit der sie die angesehnsten Personen des Staates angriffen, lassen, wie der neueste und gründlichste Schriftsteller über diesen Gegenstand *f*) urtheilt, an der Wahrheit dieser Behauptung nicht zweifeln. Eben so wenig war das jämbische Schmähgedicht, zu dem Horazens Epoden Beläge liefern, ursprünglich römisch. Der Dichter selbst gesteht es, daß er sich den Geist und die Versart des Archilochus zu eigen gemacht und in seiner Sprache auszudrücken versucht habe *g*). Eine ganz andre Beschaffenheit hingegen scheint es mit derjenigen Satire gehabt zu haben, deren Erfindung Scaliger, dem Ausspruche Horazens und Quintilians zufolge, den Römern und nahmentlich dem Ennius zueignet. Es ist wahr, er hat hierin den Heinsius gegen sich. Allein wer sieht nicht ein, auf wessen Seite sich die Wagschaale, bey diesem Streite, hinneigen müßte, selbst wenn wir über die dem Ennius beygelegte Erfindung völlig im Dunkeln tappten, was doch vielleicht nicht ganz der Fall ist. Ohne nähmlich im geringsten läugnen zu wollen, daß der satirische Geist

f) Herr Eichstädt in seiner Schrift de Dramate Graecorum Comico-Satyrico. Lipsiae. 1793. S. 64.

g) 1. Epist. XIV. 23.

Parios ego primus iambos, sagt er,
Ostendi Latio; numeros animosque secutus
Archilochi.

des Altvaters der römischen Poesie theils durch die Lesung der griechischen Satyrspiele, theils durch die Vorstellung der, auf sie gegründeten, römischen Attellanen, theils und hauptsächlich, wie Flögel und Spanheim meinen b), durch die Bekanntschaft mit den Sillen eines Timon und Xenophanes geweckt worden sey, glaube ich dennoch mehrere nicht unwichtige Merkmale angeben zu können, welche die Versuche desselben von den genannten Versuchen der griechischen Satyriker unterscheiden und ihnen ein gegründetes Recht auf das Lob der Eigenthümlichkeit ertheilen, das ihnen Horaz und Quintilian zuerkennen. Der erste Unterschied, den ich zwischen den griechischen Satyrspielen und den römischen Attellanen, auf der einen, und der Satire des Ennius, auf der andern Seite, annehme, ist der, daß diese wahrscheinlich ohne Handlung bestand, oder doch füglich bestehen konnte, jene hingegen jederzeit einer Art von Handlung eines Geschichtchens aus der mythischen oder gemeinen Welt, als Unterlage, bedurften. Ohne Fabel, und

b) Der erste in seiner Geschichte der komischen Litteratur. Th. 2. S. 19. der zweyte in seiner schon angezogenen Abhandlung, S. 384. nach dem Rambachischen Abdruck, und außer ihm noch Casaubonus de Sat. Gr. S. 219. Dreyden, den Flögel ebenfalls für diese Meinung anzieht, sagt gerade das Gegentheil. Man sehe dessen Aufsatz über den Ursprung und Fortgang der Satire, im 5. Bde. der Berliner Sammlung vermischter Schriften. St. 2. S. 305.

wäre sie noch so geringfügig, übelzusammenhängend und dürftig, hört das Drama auf, Drama zu seyn. Der Dialog, der gesprochen wird, will, sobald er nur von einiger Ausdehnung und Mannigfaltigkeit ist, etwas haben, worauf er sich beziehe und wodurch er sich fortspinne und erhalte; und selbst den niedrigsten Possenspielen, die noch bis auf den heutigen Tag die Wiener Menge ergetzen und vielleicht, in mehr denn einer Rücksicht, eine Vergleichung mit den alten Satyrspielen und Attellanen zulassen möchten, liegt immer irgend eine Erzählung, irgend ein Vorfall, irgend eine Schnurre zum Grunde, die bald besser bald schlechter dargestellt und ausgeführt wird. Wie also? wenn Ennius satirische Versuche sich von den Satyrspielen der Griechen und den griechisch-römischen Attellanen zuvörderst dadurch entfernt hätten, daß ihre Grundlage Charakterschilderung, nicht Handlung, gewesen wäre? So wenig wir von dem Gegenstande und Inhalte seiner Satiren unterrichtet sind, so fehlt es dieser Muthmaßung doch nicht an allen Gründen. Einmal konnten seine Gedichte die Handlung füglich entbehren: denn sie waren bloß zum Lesen bestimmt, und sollten folglich, ihrer Natur nach, mehr betrachtend als darstellend seyn. Sodann dürften wir wohl mit Recht von der Manier seines Nachfolgers Lucils, die offenbar nicht dramatisch oder dramatisirend war, rückwärts auf die seinige schließen. Endlich weist, nach der Inschrift seiner uns allein bekannten Satire, das

Asotus oder Sotadicus, auf Charakterschilderung hin. Er hatte, nach dem Urtheile der meisten Gelehrten, das Bild eines Schwelgers oder Liederlichen in ihr entworfen *i*). Versuchen wir den aufgefaßten Unterschied kurz und bestimmt auszudrücken, so werden wir, glaube ich, sagen dürfen: Ennius gab den Römern, die bisher nur eine Art von Satire, — die dramatische oder dialogische kannten, eine zweyte, — die beschreibende oder didaktische *k*). — Aber, könnte man einwenden, so hätte er, wenn man ihn auch von der Nachahmung der Satyrspiele frey spricht, dennoch auf fremden Boden geärntet, (denn auch die Sillen der Griechen waren didaktisch,) und dieß führet mich auf einen zweyten Unterschied. So wie er sich nähmlich von den Satyrspielen durch Form und Einkleidung entfernte, eben so sehr entfernte er sich von den Sillen durch den Gegenstand oder Inhalt. So weit wir diese nähmlich aus den erhaltnen Bruchstücken kennen, waren sie sämtlich gegen e i n e Classe von Menschen — gegen Philosophen und philosophirende Dichter, und gegen e i n e Art von Vergehungen, — gegen Afterlehren und praktische Irrthümer

i) Man vergleiche unter andern Flögels Gesch. d. k. L. Band 2. S. 7. und Hr. von Blankenburg in den Zusätzen zum Sulzer. Th. 4. S. 143.

k) Irre ich nicht, so trägt auch Spanheim diesen Gedanken in seiner Abh. S. 351. nur nicht deutlich und entwickelt genug, vor.

gerichtet l). Ennius hingegen bekümmerte sich weder, wie Timon, um Sokrates und Plato, noch, wie Xenophanes, um Hesiod und Homer. Seine Welt war sicher nicht die gelehrte, sondern die gemeine, — dieselbe, gegen welche die griechischen Satyriker ihre Pfeile, wenn auch nicht ausschließend, doch am häufigsten, abschossen, und sie konnte nicht wohl eine andere seyn, da die Wissenschaften, in seinen Tagen, den Römern noch ziemlich fremd, ihr Einfluß auf das Leben gering, und die wenigen, die sich ihnen widmeten, nicht wichtig genug waren, und nicht verkehrt genug dachten, um sie zum Ziele irgend eines Spottes zu machen. Doch außer diesen beyden Abweichungen, die sich Ennius von der Bahn seiner Vorgänger erlaubte, dürfte vielleicht noch eine dritte und ebenfalls nicht unbedeutende Statt finden. Wie? wenn sich mit der Form der Satire auch zugleich ihr Zweck ein wenig geändert hätte? Wie? wenn die Absicht Lachen zu erregen, was, nach aller Urtheil, bey der satyrischen Comödie die Hauptsache war, durch die edlere, zu strafen und zu bessern, zwar nicht ausgeschlossen, aber doch eingeschränkt worden wäre? — Daß die Satiriker späterhin, unter den Römern, sichs zum eigenthümlichen Geschäfte machten, das Laster in seiner Nacktheit zu zeigen und Weisheit und Edelsinn

l) Man vergleiche die Bruchstücke aus Timons Sillen in Bruncks Anal. V. P. Th. 2. S. 67. u. f. und beym Casaubonus S. 219.

zu empfehlen, daran lassen die auf uns gekommenen Stücke nicht zweifeln. Alle bekriegen und züchtigen vorzüglich Schändlichkeiten und Thorheiten, alle sehn das Lächerliche nicht als Zweck sondern als Mittel an, alle bedienen sich desselben eigentlich nur, um ihren Darstellungen mehr Leben und Kraft zu geben m). Sollte es wohl eine unstatthafte Muthmaßung seyn, wenn ich annehme, daß auch diese der Satire gegebne Richtung, dieser ernstere Ton, diese nähere Beziehung auf das Sittliche, eine von den Eigenthümlichkeiten der Versuche des Ennius gewesen sey, zumahl da Horaz es seinem Nachfolger Lucil ausdrücklich zum Verdienst anrechnet, daß er jeden Schalk in seiner Blöße dargestellt habe und Niemanden hold gewesen sey, als der Tugend und ihren Verehrern n)? Vielleicht würde sich auch noch, in der äußern Einrichtung der Satire des Ennius, so wie in Hinsicht auf Vers und Sylbenmaaß, manche andere Verschiedenheit entdecken lassen, wenn wir seine vermeintlichen

m) Dieß ist es wenigstens, was Horaz I. Sat. IV. 105. ausdrücklich sagt:

Insuevit pater optimus hoc me
Ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando. u. s. w.

n) Auch dieser Unterschied ist Spanheimen (man sehe seine Abh. S. 357.) nicht entgangen: aber freylich hat er bey seiner Vergleichung nicht die satyrischen Comödien der Griechen und die Attellanen der Römer, sondern die satyrischen Tragödien der erstern im Auge.

Vorbilder mit ihm selber vergleichen könnten. Aber bekanntlich ist dieß ein vergeblicher Wunsch. Auch scheint der Lobspruch, den ihm Horaz als Erfinder giebt, durch die aufgestellten Abweichungen schon zur Gnüge gerechtfertiget.

Etwas genaueres und bestimmteres über den poetischen Charakter des Ennius werden Leser, die keine Liebhaber von Träumen sind, weder verlangen noch erwarten. Alles, was ich ihnen mit Gewißheit sagen kann, ist, daß er, nach dem Berichte des Grammatikers Diomed o), mehrere Versarten, als Jamben, Hexameter u. s. w. in seinen Satiren mit einander verband, und das ist, wie sie sehn, nicht viel. Außerdem leidet es wohl, nach mehreren Aeußerungen Horazens p), keinen Zweifel, daß seine satirischen Gedichte nicht ründer und gefeilter waren, als seine Epopöe, die sich einem gebildeten Zeitalter weder durch Sprache noch durch Feinheit empfehlen konnte.

Ich übergehe einen spätern Satiriker, den Pacuv q), weil ich von ihm noch weniger weiß, als vom

o) Olim (in Beziehung auf ein vorhergehendes nunc. Man sehe die Anm. b.) carmen, quod ex variis poematibus constabat, Satyra vocabatur, quale scripserunt Pacuvius et Ennius. Den Commentar zu diesen Worten liefert Casaubonus. S. 192. u. f.

p) Es ist bekannt, daß er in der zehnten Satire des ersten Buches Ennius Versuche carmen rude und versus gravitate minores, nennt. Eben das sagen Ovid. II. Trist. 424. und Quintilian in Instit. orator. B. X. C. I.

q) Er war ein Schwestersohn des Ennius und Gastfreund

Ennius, und wende mich zum Lucil, aus dessen Händen Horaz bekanntlich die Satire überkam.

C. Lucilius war aus Suessa, einer Stadt der Aurunker, gebürtig und siebenzig bis achtzig Jahr später geboren, als Ennius r). Die Hand der Zeit hat sich gegen seine Schriften nicht viel schonender bewiesen, als gegen die Schriften seines Vorgängers. Von seinen Satiren, deren er dreyßig Bücher geschrieben haben soll, ist auch nicht ein vollständig erhaltenes Stück, sondern bloß einzelne Stellen auf uns gekommen, welche der Fleiß der Gelehrten aus dem ganzen Alterthume mit großer Sorgfalt und mit noch größerer Mühe gesammelt hat. Indeß sind wir doch, in Ansehung seiner und der Würdigung seines dichterischen Charakters, bey weitem so ungewiß nicht, als wir in Ansehung des Ennius waren. Theils ist die

des Lälius. Daß er Satiren geschrieben habe, gründet sich einzig auf das eben angeführte Zeugniß Diomeds.

r) Hier sind die hieher gehörigen chronologischen Angaben nach Saxius. Ennius aus Rudia in Calabrien gebürtig, war geboren im J. d. E. R. 515. und starb 585. vor Ch. 169. Pacuv blühte um das 600. J. d. E. R. Lucil war geboren im Jahr d. E. R. 606. und starb 651. blühte ungefähr 121. J. vor Ch. Diesem zufolge lebte Ennius vom Schlusse des ersten punischen Krieges, bis zum Schlusse des zweyten macedonischen, und Lucil von der Ueberwindung Carthagos bis zum Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien.

Zahl der übriggebliebenen Bruchstücke s) ansehnlich genug, um, wenn nicht seinen Geist, doch seine Manier und Sprache aus ihnen kennen zu lernen, theils wird er in den Schriften der Alten so oft und so ausführlich erwähnt, und so manches Urtheil über ihn ausgesprochen, daß sich durch die Vergleichung dieser Angaben unter einander schon etwas Sicheres und Genaueres von ihm festsetzen läßt. Ich will es versuchen, seine Verdienste um die Satire aus den vorhandenen Ueberbleibseln und den gedachten Zeugnissen zu bestimmen.

Der eine Vorzug, der ihm, (um wenigstens von dem Gewissesten auszugehn,) einmüthig von dem Alterthume beygelegt wird, ist einer von denen, die, wenn die Gesetze der Prosodie einmal gegründet sind, für unbedeutend und geringfügig gelten, aber, wie so viele Beyspiele und auch das Beyspiel unserer Sprache t) beweisen, keinesweges schnell und ohne Mühe erlangt, sondern erst nach häufigen und oft mißlungenen Versuchen errungen werden, — der Vorzug eines einförmigen und mit sich selbst übereinstimmenden Sylbenmaaßes. Dieses Sylbenmaaß war kein ande-

s) Sie sind am vollständigsten gesammelt von Franz Dousa Lugd. Bat. 1596. 4. und von Haverkamp seiner Ausgabe des Censorins (eben daselbst 1743. 8.) angehängt worden. Der letztern habe ich mich bedient.

t) Bey Opitz Verdiensten um die vaterländische Dichtkunst, wird einst auch davon die Rede seyn müssen.

res, als der Hexameter, ein Vers, dessen sich Ennius zwar auch schon, und in seinen Satiren, bedient hatte, allein, nach einem ausdrücklichen von mir angezogenen Zeugnisse u), nicht ohne ihn mit andern Versarten zu paaren und, wie man mit Grund hinzusetzen kann, nicht ohne vielfache Härten und Verstoße gegen den Wohlklang. Es kann, indem ich dem Lucil die Verbesserung des Hexameters als Verdienst anrechne, meine Meinung nicht seyn, zu behaupten, daß er selbigem eine vorzügliche Ründe und Geschmeidigkeit gegeben habe. Die Römer übereilten sich in der Dichtkunst so wenig, als in den übrigen Zweigen der Wissenschaften. Was sind selbst noch die Verse eines Lucrez, der doch funfzig Jahre nach Lucil lebte, wenn man sie mit den Versen Virgils zusammen hält, und was würden die Trimeter und Tetrameter eines Plautus oder Terenz, die der Scharfsinn eines Bentley leicht, das sich überlassene Ohr hingegen, nicht ohne Anstrengung, in seine Bestandtheile auflößt, gegen die Jamben eines Fundan und Pollio x) seyn, wenn uns diese zu messen vergönnt wäre? Indeß — ungeachtet aller der Regellosigkeit und Unvollkommenheit, die Lucils Hexameter in den von ihm erhaltnen Bruchstücken an sich trägt, war es doch ein Schritt zur Ausbildung und Vollendung der Poesie mehr, daß

u) Man sehe die Anmerkung *.

x) Horaz 1. Sat. X. 40. vergl. 2. Od. I. 19.

er ihn von allen ihm beygemischten fremdartigen Versarten trennte, und nun auch, als einen für sich bestehenden Vers, auf eine der sogenannten niedrigen Dichtungsarten anwandte und für sie bearbeitete. Ist es nähmlich erlaubt, in einer so dunkeln Sache zu muthmaßen, so bestand das hauptsächlichste Verdienst Lucils, wenn wir ihn als Verskünstler betrachten, darin, daß er einen Vers, den Ennius, wie sich nicht zweifeln läßt, in seinem epischen Gedichte allein und unvermischt gebraucht, in der Satire hingegen, als einer sich nicht über das Gemeine erhebenden, sondern vielmehr für Gegenstände des gemeinen Lebens bestimmten Gattung, — es sey nun um die dem Hexameter eigenthümliche Hoheit und Würde zu mildern, oder weil er sich die auf der Bühne üblichen freyern Sylbenmaaße zu Mustern nahm, — mit jambischen, trochäischen und anapästischen Versen gepaart hatte, von diesen ihm zugesellten Versarten trennte, und ihm jene Leichtigkeit und Geschmeidigkeit zu geben versuchte, die ihn der Prosa näher bringt y), und ihn doch noch

y) Eine Bestätigung des Gesagten glaube ich bey Horazen 1. Sat. IV. 57. zu finden, wo es heißt:

> *Olim quae scripsit Lucilius, eripias si*
> *Tempora certa modosque,* et quod prius ordine verbum est,
> Posterius facias, praeponens ultima primis:
> *Non, ut si solvas:* Postquam discordia tetra
> Belli ferratos postes portasque refregit,
> *Invenias etiam disjecti membra poetae.*

Daß die Stelle nicht Tadel Lucils, sondern blos Be-

zugleich von ihr hinlänglich unterscheidet. Dieß letztere wenigstens ist es, was man als besonders charakteristisch in den etwas längern Bruchstücken der Lucilischen Satire bemerkt, wenn man sie mit den aus Ennius Annalen vergleicht. In beyden herrscht ohngefähr derselbe Abstand, den man zwischen dem Hexameter Virgils und Horazens wahrnimmt, — jene durch Stoff und Gegenstand nothwendig werdende Verschiedenheit des Tones, die aber freylich herauszufühlen dem frühern Dichter allerdings schwerer, als dem spätern fallen und daher auch jenem zu grössern Verdienst angerechnet werden muß, als diesem.

Mit einem andern Vorzuge Lucils macht uns Horaz selbst bekannt. »Er spottete, sagt er, auf eine feine und witzige Weise und war gefeilter, als Ennius und der ganze Haufen der ältern Dichter vor ihm z).« Auch Cicero gedenkt Lucils, als eines gelehrten Mannes und witzigen Kopfes a), und drückt

---

merkung über das Unterscheidende in seiner und Ennius Schreibart ist, lehrt die Folge und der Zusammenhang.

z) 1. Sat. X. 64.

Fuerit Lucilius
Comis et urbanus; fuerit limatior idem,
Quam rudis et Graecis intacti carminis auctor,
Quamque poetarum seniorum turba.

a) De Orator. B. II. C. 62. Lucilius homo doctus et perurbanus, und eben die Worte im Crassus Persone B. I. C. 16.

sich in einem seiner Briefe auf eine Art über ihn aus, die uns nicht zweifeln läßt, daß es gerade die Eigenschaft der Leichtigkeit und der Laune war, welche er an ihm schätzte *b*). »Wenn ich dich sehe, schreibt er an seinen liebenswürdigen Freund Papirius Pätus, so ist mir, als sähe ich alle Granier und alle Lucilier, ja, die Wahrheit zu reden, auch die Crassen und Lälien vor mir. Ich will des Todes seyn, wenn ich, außer dir, noch Jemanden habe, in welchem ich das Bild unsrer alten und bey uns einheimischen Spaßhaftigkeit erkennen kann.« Es ist Schade, daß wir den Sinn und den Umfang dieser Lobsprüche aus den wenigen Ueberbleibseln der Satiren Lucils nicht gehörig bestimmen und uns so nur eine unvollkommne Vorstellung von dem, was Lucil war, und von den Eigenthümlichkeiten, durch welche er sich auszeichnete, machen können; indeß hat uns sein Nachfolger auch hierüber nicht ganz in Unwissenheit gelassen. Das Vorbild der lucilischen Satire war kein andres, als die alte Comödie der Griechen. »Eupolis, Cratin, Aristophanes und die andern alten Comiker, sagt

Horaz,

b) Epist. ad Famil. B. 15. Br. 9. Itaque te cum video, omnes mihi Granios, omnes L u c i l i o s, vere ut dicam, Crassos quoque et Laelios videre videor. Moriar si, praeter te, quenquam reliquum habeo, in quo possim imaginem antiquae et vernaculae festivitatis agnoscere. Vergl. Wieland zu Horazens Satiren. Th. I. S. 141. in der Anmerkung über festivitas.

Horaz c), tadelten jeden mit vieler Freymüthigkeit, der, als ein Bösewicht, Dieb, Ehebrecher und Mörder, oder sonst als übelberüchtigt, irgend einer Schilderung werth war. An diese schloß sich Lucil genau an, ein Mann von Witz und von feiner Nase; sie wählte er, die Silbenfüße und die Versart allein ausgenommen, zu seinen Mustern.« So kurz diese Stelle ist, so manche fruchtbare Winke über Lucils Ton und Charakter enthält sie gleichwohl. Ich werde selbige auffassen und verfolgen.

Zuerst lernen wir daraus den Gegenstand und das Ziel der Satire Lucils kennen, und sehn dasjenige, was ich oben vom Ennius nur vermuthete, beym Lucil, durch das Zeugniß eines Mannes, der dessen Schriften vor Augen hatte, bestätigt. Nicht die Erregung des Lächerlichen, sondern Strafe und Rüge war der Zweck der Satire Lucils, aber, wie es scheint, unterschied er sich dadurch von seinen Nachfolgern, daß er seine Angriffe nicht sowohl auf das Laster im Allgemeinen als auf die Personen richtete, welche ihm

c) 1. Sat. IV. 1.

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poetae
Atque alii, quorum comoedia prisca virorum est,
Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur,
Quod moechus foret, aut sicarius: aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.
Hinc omnis pendet Lucilius, hosce secutus,
Mutatis tantum pedibus numerisque, facetus,
Emunctae naris.

unterworfen waren. Schon Horazens Versicherung, daß er, den alten Comikern getreu, jeden Strafbaren verfolgt und seine Verbrechen geahndet habe, und die Sitten des römischen Freystaates, in denen es, wie in den griechischen Freystaaten, herkömmlich war, Niemanden, mochte er auch noch so wichtig und angesehn seyn, zu schonen, sondern Jeden, sobald man glaubte, daß er es verdiene, dem Spotte und der öffentlichen Schande, ohne Zurückhaltung, Preis zu geben, sprachen für die Behauptung, daß Lucils Satire eigentlich eine persönliche war. Aber außer Zweifel wird es durch das Verzeichniß der Männer gesetzt, die er in selbiger durchgezogen hat. Aus den wenigen Bruchstücken, die uns übrig geblieben sind, hat Dousa deren sechszehn nahmhaft gemacht *d*), — eine Zahl, die mit Grunde auf eine weit beträchtlichere schließen läßt. Und was für Männer sind es, auf die Lucil

d) Nominatim carpsit et exagitavit in Satiris, heißt es in der Note S. 185. quantum quidem ex pauculis his fragmentis odorari possumus, Mutium Scaevolam, T. Albutium, Q. Caecilium Metellum, P. Rutilium Lupum, Torquatum, M. Carbonem, L. Tubulum, P. Gallonium, C. Cassium, L. Cottam, Claudium Asellum, Q. Opimium, Nomentanum, C. Caelium Iudicem, Trebellium, P. Pavum Tuditanum, alios, quin universum quoque populum Romanum tributim, ut inquit Horatius, arripiens, hoc est, omnes XXXV. tribus urbis antiquae probrosis carminibus laceravit, ac ne a Poëtis quidem mortuis, Euripide, Ennio, Caecilio, Pacuvio, Accio, aliisque item illustribus obtrectandis temperare potuit sibi; quominus scriptis uniuscujusque saepius detraheret.

seine Pfeile abdrückt? Es sind nicht gemeine und verächtliche Leute, es sind, wie beym Aristophanes, die ersten und bedeutendsten Männer des Staates, es sind, um nur etliche zu nennen, der Consul Q. Opimius, der mehrere Völker Liguriens überwunden hatte, und Q. Cäcilius Metellus, der, von seinen Siegen über die Macedonier und Achäer, den Beynahmen des Macedonischen führte, und Cornelius Lentulus Lupus, nach dem Scholiasten zum Horaz *e*), der erste unter den Senatoren. Solche Namen, dünkt mich, lassen mit Recht schließen, daß der so eben genannte Dichter nicht Unrecht hatte, und daß es kein poetischer Ausdruck war, wenn er uns von seinem Vorgänger *f*) versichert, er habe die Patricier und das Volk selbst, zunftweise, durchgezogen. Lucils Satiren, (das erhellet aus allem,) waren offenbar die leibhaften Töchter einer noch uneingeschränkten demokratischen Freyheit, und von der Seite der ältern Comödie der Griechen ganz ähnlich.

Aber, setze ich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, hinzu, ganz ähnlich auch nur von der Seite: denn im Uebrigen waren sie des Aristophans Schauspielen gewiß nicht ähnlicher, als Ennius Versuche dem satyrischen Drama, und daher eben so we-

e) Zum 68. V. der 1. Satire des 1. Buches.

f) In der eben angezogenen Stelle.

nig, als dieses, ein griechisches, sondern ein auf römischen Boden erzeugtes Gewächs. Ihre Form, — das lehren Nachahmung und Ueberbleibsel, — war ja didaktisch, der Vers, dessen sich ihr Verfasser bedient hatte, wie meine Leser bereits wissen, nicht der Jambus, sondern der reine Hexameter, und der Ton, wenn ich über den Zweck richtig muthmaßte und dem alten Ausleger Horazens g) hier eine Stimme einzuräumen ist, ernst und scharf, ohne darum jedoch, (und das ist die zweyte obgleich geringere Aehnlichkeit zwischen ihr und der griechischen Comödie,) von den verwundenden Scherzen und Spöttereyen entblößt zu seyn, an denen diese so reich war. Daß eine solche Mischung von ernster Bestrafung und lachender Rüge, nachdrücklicher Warnung und herber Verspottung, greifendem Tadel und schmerzenden Sticheleyen in den Satiren Lucils wirklich obgewaltet habe, läßt sich auf keine Weise bezweifeln, ungeachtet die aus ihnen erhaltnen Stellen mehr den strengen Sittenrichter, als den witzigen Kopf, verrathen. Nicht nur

g) Er sagt nähmlich: Satira Horatii inter Lucilii Satiram et Iuvenalis media est: nam et asperitatem (nach Dousa's Vermuthung acerbitatem) habet, qualem Lucilius, et suavitatem, qualem Iuvenalis. Doch was brauchen wir das Zeugniß eines Grammatikers? Juvenal 1. Sat. t. 165. drückt sich hierüber weit bestimmter aus:

Ense velut stricto, sagt er, quoties Lucilius ardens
Infremuit; rubet auditor, cui frigida mens est
Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.
Inde irae et lacrimae.

Horaz giebt uns zu verstehn, daß sein Vorgänger noch etwas mehr von den Griechen erlernt habe, als schlechte und übelgesinnte Bürger anzugreifen, sondern Cicero selbst sagt uns deutlich genug, daß dasjenige, was ihm am Lucil Freude mache, und zur Lesung seiner Gedichte einlade, gerade seine Spaßhaftigkeit, seine Drolligkeit, seine Laune sey. Noch mehr, eben diese Tugenden sind es, die, wie ich glaube, die Alten über seinen Werth entzweyt und die widersprechendsten Urtheile erzeugt haben, — eine Erscheinung, die zu eigen, und mit meiner Absicht zu innig verbunden ist, als daß ich sie hier übergehn könnte.

Meine Leser kennen nähmlich bis jetzt nur noch die eine Seite von dem Urtheile Horazens über Lucil und seine Werke. Die zweyte und ungünstige habe ich ihnen verborgen, um den Gang meiner Untersuchung nicht zu verwirren, oder sie mir unnöthiger Weise zu erschweren. Derselbe Kunstrichter, der ihn in mehrern Rücksichten erhebt, setzt ihn in andern wieder eben so tief herunter und entzieht ihm das zugestandne Lob so schlau und hinterlistig, als mild und freygebig er es ihm ertheilt hat. Zwar mit sich selbst wäre Horaz wohl noch zu vereinigen. Was er an Lucil tadelt, läßt sich auf folgende Punkte zurückführen. Erstlich. Seine Verse sind, weil er viel zu flüchtig gearbeitet und nicht den mindesten Fleiß auf das

Feilen verwandt hat, ungeschmeidig und hart *h*). Zweytens. Sie strotzen von Auswüchsen, ja, man kann mit Recht sagen, daß des Schlechten und Fremdartigen mehr ist, als des Guten und zur Sache Gehörigen *i*). Drittens. Die Vermischung des Griechischen und Lateinischen, die ihm einige zum Lobe anrechnen, ist keine Schönheit sondern ein Fehler *k*). Alle diese

h) Durus componere versus, heißt es von ihm 1. Sat. IV. 8. und 1. Sat. X. 1.

> Incomposito dixi pede currere versus
> Lucili. Quis tam Lucili fautor inepte est,
> Ut non hoc fateatur.

und die Ursache dieses Fleckens in der zuerst angeführten Stelle:

> Nam fuit hoc vitiosus: in hora saepe ducentos,
> Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno.
>
> — — — —
>
> piger scribendi ferre laborem,
> Scribendi recte: nam ut multum, nil moror.

i) Ebendaselbst:

> Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

vergl. 1. Sat. X. 50. und 67. In der letztern Stelle sagt Horaz:

> Si foret hoc nostrum fato delatus in aevum,
> Detereret sibi multa, recideret omne, quod ultra
> Perfectum traheretur, et in versu faciendo
> Saepe caput scaberet vivos et roderet ungues.

k) In der nähmlichen Satire V. 20.

> At magnum fecit, quod verbis Graeca Latinis
> Miscuit. O seri studiorum! qui ne putetis
> Difficile et mirum, Rhodio quod Pitholeonti
> Contigit. u. s. w.

Vorwürfe vertragen sich mit den ihm zugestandnen Vorzügen. Man kann rauhe Verse machen und gleichwohl einen noch rauhern Dichter, von Seiten des Wohlklanges, hinter sich lassen. Man kann sehr fehlerhaft schreiben und doch den Leuten durch seine Offenheit und Freymüthigkeit sich empfehlen. Endlich man kann viel Griechisch und Lateinisch unter einander werfen, und dem ungeachtet eine Menge witziger Einfälle und drolliger Spaße vorbringen. Aber wie soll man mit diesen Beschuldigungen, vorzüglich mit der zweyten, den Geschmack, den Cicero, ein so feiner Kenner des Schönen, an der Schreibart Lucils fand, die Unzufriedenheit der Zeitgenossen Horazen's mit seinem Tadel, und vor allem das Urtheil eines Mannes, wie Quintilian war, in Uebereinstimmung bringen? Wenn wirklich, wie Horaz sagt, des Schlechten im Lucil mehr war, als des Guten und Vorzüglichen, woher kam es, daß man, in dem feinen Zeitalter Augusts, sich an der Lesung seiner Schriften so innig ergetzte, daß, hundert Jahr später, wie wir aus dem Gespräche über den Verfall der römischen Beredtsamkeit *l*) lernen, diese uns partheyisch scheinende Vorliebe für den alten Dichter noch fortdauerte, und daß der schon genannte, treffliche Kunstrichter, Quintilian, der mit dem Verfasser jenes Gesprächs gleichzeitig ist *m*), in

l) Cap. 23. Ich werde die Stelle besser unten anführen.

m) Ueber den Verfasser selbst sind die Gelehrten bekanntlich

seinen Unterweisungen n) ausdrücklich sagt: »In der Satire hat Lucil zuerst sich vortheilhaft gezeigt, und noch in unsern Tagen giebt es hin und her Leute, die seine Schriften nicht bloß lieben, sondern sogar kein Bedenken tragen, ihn allen Dichtern vorzuziehn. So wenig ich ihrer Meynung bin, eben so wenig kann ich Horazen beypflichten, wenn er behauptet, Lucil fließe unrein und es sey manches in ihm, was weggeräumt werden könne. Lucil besitzt offenbar ausgezeichnete Kenntnisse und große Freymüthigkeit, und eben daher Schärfe im Ausdruck und Salzes die Menge.« Wir werden am besten thun, wenn wir diese gegen Horazen auftretenden Zeugen trennen und ihre Aussagen einzeln beleuchten.

Was also zuerst den Kunstrichter Quintilian betrifft, so glaube ich, er und Horaz würden sich leicht verständigt haben, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären und ihre Urtheile gegen einander hätten austauschen können. Quintilian widerspricht dem Dichter offenbar in der Hauptsache nicht. Auch er setzt Lucils größtes Verdienst in seine Gelehrsamkeit, in seine Offenheit und in seine beißende Laune, und bekennt, ohne Zurückhaltung, daß er die ausgezeichnete Vereh-

getheilter Meinung: darüber aber ist nur eine Stimme, daß der Dialog gegen das Ende des ersten oder zu Anfange des zweyten Jahrhunderts abgefaßt worden sey.

n) B. X. C. 1.

rung, die einige noch gegen den alten Satiriker heg-
ten, mißbillige. Aber er ist mit Horazens Ausdrucke
unzufrieden. Was Horaz von seinem Vorgänger
sagt, dünkt ihn übertrieben und hart. Er glaubt,
so gar unrein fliesse Lucil doch nicht, und des Wegzu-
räumenden dürfe wohl weniger seyn, als es Horazen
vorkomme. Ihr eigentlicher Streit betrifft also die
Frage, die bey Urtheilen über poetischen Werth so oft
eintritt, — die Frage über das Wie-viel und Wie-
wenig, und nächst ihr das Verhältniß des Witzes zu
andern dichterischen Vollkommenheiten, als Wohl-
klang, Würde, Nettigkeit und Gedrängtheit sind,
wenn sie auf die kritische Wagschale gelegt werden.
Der eine von unsern Beurtheilern meint, daß der er-
ste Vorzug die Abwesenheit der letztern verdecke, und
der andre, selbst ein Dichter von feinem Ohre und ge-
läuterter Empfindung, und mit allen Schwierigkeiten,
die sich der Erreichung der letztern entgegensetzen, in-
nig vertraut, hielt sich durch jenen für diese nicht schad-
los. Der eine findet den andern zu streng und zu ei-
gensinnig, und dieser würde jenem vorgeworfen ha-
ben, daß er einen glücklichen Einfall zu hoch und die
übrigen poetischen Tugenden zu niedrig anschlage.

Wenn wir indeß die Bruchstücke aus Lucils Sa-
tiren mit Horazens Ausspruche zusammen halten, so
kann es beynah nicht fehlen, daß wir das Urtheil des-
selben weit eher zu glimpflich, als zu strenge finden,
und geneigt werden, bey dem Urtheile Quintilians

und der früher lebenden Römer, gewisse Nebenursachen, die auf ihren Geschmack Einfluß gehabt haben, zu vermuthen. Was in aller Welt, so fühlt man sich gedrungen zu fragen, kann den Hexameter dieses alten Satirikers empfehlen? Kann man sorgloser in der Wahl des Ausdrucks, gleichgültiger gegen den Bau der Rede, nachlässiger in Beobachtung der Feinheit und Ründe des Sylbenmaaßes und unbekümmerter um die Reinigkeit der Sprache seyn, die man schreibt? Denn wirklich kommen nicht bloß einzelne griechische Worte, sondern ganze griechische Verse vor, die sich unmittelbar an die lateinischen anschliessen, und den Nachsatz von lateinischen Vordersätzen ausmachen b). Man begreift allenfalls, wie man mit solchen Versuchen zufrieden seyn kann, so lange man keine bessern kennt: aber wenn schönere und vollendetere Gedichte in derselben Gattung an ihre Stelle treten, wie kann man da noch mit Wohlgefallen auf sie herabsehn, wie da noch fortfahren, sie zu bewundern, wofern nicht zufällige Umstände ihnen einen Werth ertheilen, den sie an sich selber nicht haben? Es liegt

b) So liest man z. B. in Dousa's Fragmenten S. 349. folgende Verse:

Nam paucis malle, ac sapientibus esse probatum,
Ἢ πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν.

Mehrere Beyspiele von rauhen Versen und unanständigen Ausdrücken hat Wieland in einer Anmerkung zu Horazens Satiren Th. 1. S. 138. gesammelt. Aehnliche kommen auf allen Seiten bey Dousa vor.

am Tage, daß dergleichen besondere Umstände und eigne Gründe, in Absicht auf die Schätzung Lucils, auch bey den Römern eintreten mußten, und es kann nicht schwer seyn, die wichtigsten davon aufzustellen.

Zuvörderst rechne ich dahin, die Achtung für das Alterthum, die, wie in allen Urtheilen, so auch in die über die Litteratur sich einmischt und niemahls ohne merkwürdigen Einfluß auf die Völker gewesen ist, deren Sprache und Dichtkunst entweder, nach den ersten Versuchen sich zu bilden, wieder rückwärts ging, oder, was öfters der Fall ist, nur langsam und unmerklich fortrückte, dann aber plötzlich und wie mit einem Male, durch die Bemühungen einiger guten Köpfe, emporstieg und alles, was vor dieser glücklichen Periode fällt, in Schatten stellte. Eine lange Reihe von Jahren sind, wenn die Dichtkunst diesen Gang nimmt, zwischen dem Keimen und Blühen der Litteratur verflossen. Während dieses ganzen Zeitraums hat man sich mit der Lesung der ersten rohen Dichterwerke beholfen, sich an Wendungen und Ausdrücke durch die häufige Wiederholung gewöhnt, und das Mangelhafte und Unvollkommne, weil beßre Muster zum Vergleichen fehlten, wenig oder gar nicht empfunden. Jetzt erhält der bisherige Stand der Dichtkunst einen ungemein schnellen Umschwung. In zehn, zwanzig Jahren gehen Dichter hervor, die anders fühlen, denken und reden. Die ganze Sprache bekommt eine andere Gestalt, der Geschmack eine bessere

Richtung und die Kritik ihr Leben. Die Jugend, die, während dieser Veränderung, ihren Unterricht und ihre Bildung empfängt, schließt sich an die Zunft der neuern Dichter an und liest und erhebt ihre Schriften, indeß ihre Väter die Werke, an denen sie sich vergnügten und wärmten, vorziehn und die Verehrung für selbige durch ihren Beyfall zu erhalten wissen. Jetzt spottet die Jugend über Vorurtheile und sucht die Stimme des Alters verdächtig zu machen. Aber dieses siegt vor der Hand ob und siegt um desto gewisser, je länger der Ruhm der ältern Dichter gegründet ist und ihre Verse und Sittensprüche in die Sprache des gemeinen Lebens, oder in gerichtliche Reden und philosophische Schriften übergegangen sind.

Mich dünkt, diese Schilderung paßt vollkommen auf das Verhältniß, in welchem Horaz zu seinen Zeitgenossen, in Absicht Lucils, stand. Für einen großen Theil derselben war dieser Dichter ohngefähr das, was für unsre Väter, vor der Mitte unsers Jahrhunderts, ein Opitz, oder, um ein näheres Beyspiel zu wählen, ein Günther war, und für manchen noch in unsern Tagen ein Liscov oder Canitz seyn mögen. Lucils Satiren hatten, nebst den Schriften eines Accius, Pacuvs und Plautus, das Vergnügen ihrer Jugend gemacht. Einen reinern Ausdruck, eine lebendigere Darstellung und feinere Scherze, als die der genannten Schriftsteller waren, gab es für sie nicht. In ihren Werken glaubten sie alle dichterischen

Vollkommenheiten vereinigt zu sehn und betrachteten sie als die Muster, von denen die Regeln zur Beurtheilung ähnlicher Versuche abgezogen werden müßten. Unvermuthet that die Sprache und Poesie mehrere Schritte vorwärts. Jene ward stärker, nachdrücklicher, ründer, diese reiner, wohlklingender und geschmeidiger. Die jüngern Kunstrichter auf dem römischen Parnasse schalten die Dichter vor dem Zeitalter Augusts rauh, leer und kraftlos und wollten sich höchstens zur Anerkennung einzelner Schönheiten und glücklicher Verse verstehn, und die ältern widersprachen ihnen und beschuldigten sie, daß sie den Ruhm ihrer Vorgänger untergrüben und sie absichtlich und unrechtmäßig verkleinerten, um eine eigne Schule zu gründen. So entstand jener Widerspruch, der uns heute noch in ihren Werken befremdet, im Grunde aber nicht befremdender ist, als die widersprechenden Urtheile, die in den Schriften Gottscheds und Bodmers und ihrer Anhänger über den Werth mehrerer damahls auflebenden Dichter vorkommen, und sich von selbst und ohne Schwierigkeit ausgleichen lassen, sobald man sich des veränderten Zeitgeschmacks und des Eigensinns erinnert, mit dem die eine dieser Partheyen ihre Vorurtheile aufrecht zu erhalten strebte, während die andre auf dem neu betretnen Wege muthig fortging und durch ihre Bemühungen die Gestalt der Dichtkunst mit jedem Jahre mehr umschuf.

Was diese Behauptung vorzüglich unterstützt oder beynah zur Gewißheit erhebt, ist die Abnahme dieses Antheils an den Schriften Lucils und die Verminderung dieses Wohlgefallens an seiner Schreibart, welche in dem Fortgange der römischen Litteratur immer sichtbarer wird, und keinen andern Grund hat, als die weitere Ausbreitung des Geschmacks und die dadurch bewirkte größere Uebereinstimmung der Urtheile. Man erwäge nur die oben aus dem Quintilian übersetzte Stelle etwas genauer! »Es giebt, sagt er, itzt noch hie und da Leute, die Lucilen den übrigen Dichtern vorziehen.« Also nur hie und da? In Wahrheit, wenn die Zahl seiner Verehrer, zu Horazens Zeiten, nicht größer gewesen wäre, als diese Worte vermuthen lassen, daß sie, hundert Jahre nachher, waren, er würde schwerlich so laut gegen den verkehrten Geschmack seiner Zeitgenossen geeifert und es noch weniger der Mühe werth gehalten haben, sich, wegen seiner Aeußerung, zu vertheidigen. Aber die Art, wie er sich über Lucilen erklärt, das Gericht, das er über mehrere der ältern Dichter seines Volkes, in seiner Epistel an den August, ergehen läßt *p*), das

p) Insbesondere V. 50 — 92. Qui illud, sagt er unter andern von den Bewunderern alter unverständlicher Poesien:

> Quod mecum ignorat, solus vult scire videri,
> Ingeniis non ille favet plauditque sepultis,
> Nostra sed impugnat nos nostraque lividus odit.

Feuer, mit dem er spricht, der Spott, den er einmischt, — alles dieß giebt hinlänglich zu erkennen, daß er eine starke und angesehene Parthey gegen sich hatte, daß er ihr muthig entgegen zu gehen für gut fand, daß er sich mit einem Worte durchkämpfen und damahls dasjenige selbst für sich thun mußte, was späterhin die Zeit für ihn that. Wie Quintilian, eben so der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredtsamkeit. »Es ist genug, sagt Aper, diese Menschengattung, die allein das Alte bewundert, mit einem Winke zu bezeichnen. Ihr kennt sie schon, ohne daß ich sie zu nennen brauche, die Leute, die den Lucil statt des Horaz, und, statt des Virgil, den Lucrez lesen.« Ungeachtet hier nicht ausdrücklich gesagt wird, daß der Anhang des alten Satirikers sich verringert habe, so ist doch der Ton, in welchem sich Aper über die Liebhaber desselben auslä߭t, charakteristisch genug, um zu wissen, daß ihr Einfluß wenig bedeutend und ihr Geschmack ziemlich verrufen war. Die neuern Dichter, (das geht aus allem hervor,) hatten obgesiegt, und richtigere Einsichten in das Wesen der Poesie und Kritik die alten Vorurtheile überwältigt. Es war damahls bey den Römern, in Ansehung Lucils, ohngefähr der Fall eingetreten, der itzt, in Ansehung Liscovs, bey uns eintritt. Sie würdigten den Vorgänger des ersten so unpartheyisch, wie wir die gepriesene Vortreflichkeit des letztern. »Was man auch, bemerkt ein neue-

rer Kunstrichter q), zu Liscovs Vortheile sagen mag, seine Satiren sind, den Aufsatz von der Nothwendigkeit der schlechten Scribenten ausgenommen, nicht, weil sie persönlich sind, sondern wegen des größtentheils verfehlten Tones der Ironie, itzt kaum mehr, im Ganzen, des Lesens werth, oder vermögend, den Leser, so gern dieser bey den ähnlichen Werken eines Swift verweilt, fest zu halten. Ironie läßt sich, ohne feine Wendung, ohne Beybehaltung eines durchaus naiven Tones und ohne eine gewisse Kaltblütigkeit, nicht gedenken. Auch verträgt sie nicht füglich das Ausspinnen einzelner Gedanken.« Gewiß ein nicht bloß freymüthiges, sondern zugleich gerechtes Urtheil! Aber wer hätte es vor funfzig Jahren zu fällen gewagt?

Ich bin indeß hierbey weit entfernt, einem andern Grund, den Wieland bereits r), zum Besten des alten römischen Dichters und zur Rechtfertigung der von Horazen abweichenden Urtheile über ihn, geltend gemacht hat, seine Bedeutung und Wichtigkeit abzusprechen. Bey allem, was ich bisher über den Gesichtspunkt, aus dem man Quintilians Ausspruch betrachten muß, und über den Einfluß der Zeit und Gewohnheit auf die Schätzung dichterischer Verdienste gesagt

q) H. v. Blankenburg in der Anm. zu Sulzers Theorie Th. 4. S. 205.

r) In den Anm. zu Horazens Satiren Th. 1. S. 140.

gesagt habe, bleibt es gleichwohl auch für mich entschieden, daß Lucil, um Männern, wie Cicero war, zu gefallen, und selbst noch, nach dem Zeitraum eines Jahrhunderts, in dem Gedächtnisse der Menschen zu leben, gewisse Tugenden besitzen mußte, welche die Fehler seines Zeitalters und seiner Sprache, wenn nicht bedeckten, doch verschleyerten. Was das für Tugenden waren, ist uns freylich nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen vergönnt; aber mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt es sich doch allenfalls aus den Aeußerungen Cicero's und aus der Aehnlichkeit, die wir zwischen Lucilen und einigen unserer alten Dichter wahrnehmen, worin das bestand, was ihn selbst den spätern und verfeinerten Kennern empfahl. Es war offenbar nichts anders, als »die ihm eigenthümliche Laune und Drolligkeit, es war ein gewisser Geschmack nach seinem Jahrhundert, — nach jenen glücklichen Zeiten, deren Andenken den Römern um desto werther wurde, je weiter sie sich von ihnen entfernten«, es war jene treuherzige Einfalt, die, wenn sie sich längst aus den Sitten verloren hat, uns immer noch, und ich möchte sagen dann am meisten, in den Schriften der Vorzeit anzieht, es war, mit einem Worte, der Nachhall einer Laute aus fernen Tagen, die, wenn sie auch nicht rein und lieblich klang, doch nachdrücklich und kräftig tönte, es war eine Sprache, die einen, durch griechische Muster gebildeten, Geschmack unmöglich befriedigen, wohl aber jeden, der

das Körnigte im Ausdrucke liebt, ergetzen konnte. Nicht ohne Grund beruft sich Wieland, zur Erläuterung dieser Behauptung, auf den Eindruck, den noch heute die Verse eines Marot und die Prosa eines Montaigne und Amyot auf einen großen Theil der französischen Lesewelt mache; und sollten nicht selbst einige Schriftsteller aus der ältern Periode unserer Litteratur zur Aufklärung dessen, was ich von Lucil gesagt habe, dienen können? Was ist es denn, das uns heute noch an einige unserer alten Epigrammatisten, an einen Logau und Wernicke, fesselt? was ist es, das uns sogar in einigen Stücken von Rachel und frühern Satirendichtern vergnügt? Ist es nicht auch die Zeit, deren Bild ihre Schriften uns vorhalten? ist es nicht auch die Wahrheit der Empfindung, die uns für den Mangel an Feinheit und Zärtlichkeit schadlos hält? ist es nicht auch die Kraft und Eindringlichkeit ihrer Sprache, die uns die Rauhigkeit und Ungelenkigkeit derselben vergessen macht? —

Meine Leser wissen nunmehr, aus welchen Händen und in welchem Zustande Horaz die Satire überkam, und erwarten mit Recht, daß ich itzt von Lucil zu ihm übergehe s). Aber die Satire ist, mehr als

s) Ich sollte zwar hier noch des M. Terentius Varro, (geb. nach E. R. 638.) wegen seiner menippischen Satiren erwähnen: allein was wir von dem Inhalte und der Form dieser Satiren wissen, ist so wenig und unsicher, daß meine Leser schwerlich befriedigt werden dürften. Das beste darüber findet man beym Casaubonus, S. 119. u. f.

jede andere Dichtungsart, eine Tochter der Zeit, als aus welcher allein sie ihren Stoff entlehnt, und so wird es nöthig seyn, daß ich zuvor noch einen vergleichenden Blick auf das Zeitalter beyder Dichter werfe.

Das Zeitalter Lucils war, wenn wir es von Seiten seiner Sittlichkeit betrachten, (und von dieser kann hier eigentlich einzig die Rede seyn,) das Zeitalter eines zwar lasterhaften, aber doch noch nicht ganz in Laster versunkenen, eines zwar sehr kranken, aber doch noch nicht hülflos erkrankten Menschengeschlechtes. Die Uebel, welche die Ueberwinder Asiens und Griechenlands, aus den bezwungenen Ländern, mit in ihre Heimath gebracht hatten, waren gefährlich und mannigfaltig, aber die Mittel, die man gegen sie anwendete, wenn auch der Größe derselben nicht angemessen, doch nicht durchaus fruchtlos. Der Geschwächten, Kränkelnden und Siechen waren allerdings viel, aber es gab wenigstens noch Aerzte, die, wenn sie auch keine völlige Genesung bewirkten, doch die Fortschritte der Seuche hinderten und der Gewalt des sich ausbreitenden Verderbens Gränzen setzten. „So sehr das römische Volk, sagt ein prüfender Geschichtsforscher *), zwischen dem Ende des zweyten punischen Krieges und den ersten bürgerlichen Unruhen

*) Meiners in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten in Rom. S. 49. u. f.

verdorben wurde, so erhielten doch die verehrungswürdigen Häupter des Staats, in diesem ganzen Zeitraume, und noch lange über demselben hinaus, die Sitten und Tugenden der Vorfahren, mit einer beyspiellosen Standhaftigkeit, aufrecht. Die Führer der römischen Heere und die Häupter des römischen Senats wurden, durch das Andenken der großen Thaten ihrer Vorfahren, und durch den Anblick ihrer, wenn gleich rohen, Bildnisse, so lange und so mächtig zur Tugend entflammt, daß sie, fast ein ganzes Jahrhundert, mit den Lastern der überwundnen Völker kämpften, ehe sie diesen gefährlichen Feinden nachgaben. Alle berühmten Feldherren, die in und nach dem zweyten punischen Kriege bis an und über die Zeiten der Gracchen lebten, gingen dem Feinde und der Verführung gleich beherzt und muthig entgegen, und selbst späterhin noch sah man Beyspiele, daß Weisheit und Tugend den Menschen nicht nur wahrhaftig groß, sondern auch glücklich machen.« Für ein solches Zeitalter ist ein Mann, wie ich mir Lucilen denke, und eine Satire, wie die seinige wahrscheinlich gewesen ist, ganz eigentlich gemacht. Die Kühnheit, mit der er auftritt, die Furchtlosigkeit, mit der er das Laster anfällt, die Persönlichkeiten, die er ohne Bedenken einmischt, der kecke und nicht schonende Ton fallen in einem Freystaate, wo die alten Sitten mit den neuen noch in anhaltendem Kampfe liegen, kein Ansehn des Standes und Ranges gilt, und die Tu-

gend vor dem Volke und in öffentlichen Versammlungen ihre lauten Vertheidiger und Lobredner findet, nicht auf. Sey der Pinsel, den er führt, immerhin etwas grob, die Farben, deren er sich bedient, stark aufgetragen, und das Licht, in welchem er seine Figuren hält, grell, — seine Gemählde beleidigen das Auge nicht, weil man noch keine feinere Arbeit kennt, seine Schildereyen ergetzen vielmehr, weil sie Wahrheit enthalten und man diese noch nackt und unverschleyert zu sehen verträgt. Was kümmert es überdem den Satiriker, wenn er auch hier anstößt und dort erbittert, Dem Striemen schlägt und Jenen verwundet. Das nähmliche thut ja der Ankläger vor Gerichte, der Schauspieler auf der Bühne, der Bürger in der Versammlung. Noch mäßigt und zügelt kein höherer Wink die sich widerstreitenden Parteyen, und der Dichter kann mit Gewißheit darauf rechnen, auch die seine zu finden. Er vertraue seinen Schriften nur getrost das Gute und das Böse, das ihm begegnet, und lege, was ihm gefällt und mißfällt, in ihnen nieder; die Freunde des alten Herkommens, — die Lälien und Scipionen werden ihm ihren Beyfall gewiß nicht versagen, und ihr Einfluß ihn gegen alle Angriffe sichern. Mich dünkt, diese wenigen Bemerkungen enthalten ungefähr das Wichtigste, was wir, ohne Lucils Schriften vor uns zu haben, über ihn und sein Verhältniß zu der damahls lebenden Welt sagen können. Seine Satiren fielen

gerade in die Zeiten, wo Rechtschaffenheit und Verderbtheit, Tugend und Laster mit einander in offner Fehde begriffen waren, und die Kluft zwischen beyden mit jedem Tage merklicher wurde, zugleich aber weder ausdrückliche Gesetze *), noch stillschweigende Verträge, noch Rücksichten auf ein Oberhaupt die Freyheit des Redens und Schreibens einschränkten; und eben, weil sie in solche Zeiten fielen, konnten sie füglich keinen andern Charakter, als den ihnen von mir gegebnen, haben. Sie waren Stimmen eines eifernden Patrioten, der sich mit dem kleinern und bessern Theile seiner Bürger nicht sowohl wider das Laster, als wider die Lasterhaften auflehnte und, was er dachte, laut und ohne alle Rücksichten sagte, weil das Uebel, das er zu heben suchte, durch seine Neuheit und Gefährlichkeit schreckte, und die Umstände, in denen er sich befand, ihm eine freye und heftige Sprache erlaubten.

Ganz eine andre Ansicht gewährt uns dagegen Horazens Zeitalter. Binnen den funfzig bis sechszig Jahren, die zwischen ihm und Lucilen liegen, hatten sich Rom und seine Bewohner auf eine merkwürdige Weise verwandelt. Was man in Lucils Tagen nicht

*) Pasquille waren durch das Gesetz der zwölf Tafeln verboten. Aber gegen den Staat und die Oberhäupter desselben durfte jeder, was und wie er wollte, schreiben. Die erste Bücher-Execution fiel, wie uns Seneca in Controv. B. V. S. 320. Ed. Lip. berichtet, nach den Zeiten des Cicero.

ahndete, oder höchstens, als entfernte Möglichkeit, fürchtete, war geschehn. Die Verderbtheit und Zügellosigkeit, die immer weiter und weiter um sich griff, hatte zuletzt alle Banden der Gesellschaft und allen Zusammenhang zwischen den Gliedern des Staats aufgelöst. Italien war eine Mördergrube geworden und das Blut seiner Edeln und Bürger in langwierigen Kriegen geflossen. Unwürdige hatten sich der Stellen bemächtigt, die Würdige vormahls bekleideten, wenige sich mit den Gütern vieler bereichert und ein Einziger, zuerst in Cäsars und nachher in Augusts Person, alles Ansehn des Staats und Volkes in sich, wie in einem Brennpunkte, vereinigt. Eine so gänzliche Umschaffung der Regierungsform und Verrükkung aller bisherigen bürgerlichen Verhältnisse, verbunden mit einem eben so großen Wechsel des Besitzstandes und Reichthums, konnte für Sitten und Denkungsart unmöglich gleichgültig seyn. Beyde mußten, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, einen Umschwung erfahren, der nicht unbedeutender seyn konnte, als derjenige, welchen die äußere Lage Italiens und der Römer erfahren hatte, und die Meinungen und Urtheile der Menschen sich in eben dem Maaße verändern, in welchem sich die Gegenstände um sie herum verändert hatten. Es gehört nicht hieher, diese Veränderung hier in ihrem ganzen Umfange auszuführen, aber es ist allerdings nothwendig, dasjenige nicht zu übergehen, was mit den nachfol-

genden Betrachtungen zusammenhängt und selbigen zur Aufklärung und Erläuterung dienen kann. Ich werde mich deshalb bemühen, die wichtigsten Unterschiede zwischen den Sitten des lucilischen und horazischen Zeitalters, in der angegebnen Hinsicht, zu sammeln und in ein Gemählde zu verbinden.

Als einen der vorzüglichsten glaube ich zuvörderst die nachlassende Strenge, in Vergleichung mit derjenigen, welche, in frühern Zeiten, bey Beurtheilung des Sittlichen, obgewaltet hatte, betrachten zu dürfen. Richtet man seine Aufmerksamkeit auf die Sittengeschichte der Römer vor Sulla, so kann man freylich die große und überall schon sichtbare Verdorbenheit, auch vor diesem Zeitpunkte, nicht verkennen: allein, bey einer genauern Prüfung und Zusammenstellung der Zeiträume, muß man gleichwohl bald eingestehn, daß die Gleichgültigkeit gegen das Gute und die Nachgiebigkeit gegen das Laster, in und während den bürgerlichen Kriegen, sich um vieles vergrößert und in den Gesinnungen der Menschen eine Veränderung hervorgebracht hatten, die in Wahrheit befremdet. Ich könnte diese Behauptung durch eine Menge unleugbarer Thatsachen bestätigen: aber ich will nur an einige, und zwar zuvörderst an die allgemeine Schätzung des Reichthums und an die durchgehends herrschend gewordne Begierde zur Pracht und Ueppigkeit erinnern. Man vergleiche einmal, in dieser Hinsicht, die Zeit der sogenannten Triumvirate mit den

frühern, und sage selbst, ob Geld und Gut jemahls so allgemein das Ziel und der Wunsch der Römer gewesen, und das Streben darnach so laut und öffentlich für eine Leidenschaft, vor der man nicht zu erröthen brauche, anerkannt worden ist, als es nach dem genannten Zeitpunkte geschah. Jene Uneigennützigkeit, wovon mehrere Feldherrn, vor dem Kriege mit dem Jugurtha, noch die redendsten Beyspiele gegeben, jene Eingezogenheit, deren sich die vornehmsten Römer bis dahin noch nicht geschämt, jene haushälterische Sparsamkeit, die sich, so vieler Verführungen ungeachtet, in mehr denn einer Familie erhalten hatte, — alle diese und ähnliche Tugenden starben, seit den sullanischen Unruhen, mit jedem Tage, mehr ab. Erwerben und Genießen, Gewinnen und Vergeuden war der allgemeine Ton des Zeitalters, und Prachtliebe und Ueppigkeit der ihm unverkennbar aufgedrückte Charakter. Selbst diejenigen Römer, die der Tugend der Vorzeit mit so vieler Theilnahme erwähnen, und den Hang zur Verschwendung, als die Quelle aller Ungerechtigkeit und Schande, mit lebendigen Farben schildern, ein Cicero und seine Freunde, sind gegen den Aufwand an sich, ich meyne, gegen den, der ohne Bedrückung anderer, ausgeübt wird, so nachsichtig und scherzen über das Vergnügen der Tafel und der Sinne mit einer Laune und Gutmüthigkeit, die bey ihren Vorfahren schwerlich Verzeihung gefunden hätte. Und was nehmen wir erst wahr, wenn wir uns

den Zeiten Augusts nähern? Das Beyspiel eines Fürsten, der selber ein Freund der Pracht war, und mehr noch das Beyspiel seines ersten Vertrauten und Rathgebers, eines Mäcen, vertilgte allmählig auch den kleinen Rest von Anhänglichkeit an alte Sitten und Einfalt, und stimmte die Römer ganz zu jener Weichlichkeit und Ueppigkeit um, die, wie von Wieland richtig bemerkt wird, den Absichten Augusts und der neuen Staatsverfassung, welche er zu begründen suchte, so vorzüglich entsprach, und die ehemahligen Herrn der Erde ihres Einflusses und ihrer Wichtigkeit völlig vergessen lehrte. Die Sicherheit, deren sich das Reich endlich, nach einem so langen und anhaltenden Sturm, erfreute, der Reichthum, der itzt mehr, als jemahls, aus den Provinzen in die alles verschlingende Hauptstadt der Welt zusammenströmte, das Glück, das Leute, ohne Werth und Verdienst, theils in den bürgerlichen Kriegen gemacht hatten, theils, wenn der Zufall sie ein wenig begünstigte, in einem Orte, wie Rom war, leicht machen konnten, — alle diese und ähnliche Ursachen zogen die neuen Römer immer mehr in den Strudel der Ueppigkeit und des Aufwandes hinein und vertilgten den Abstand völlig, der, von dem zweyten punischen Kriege an bis zum ersten bürgerlichen, immer noch, in der Lebensart der römischen Großen, sichtbar geblieben war. Ein vornehmes Haus glich, im Ganzen genommen, itzt so ziemlich dem andern, eine Einrichtung

der andern, eine Tafel der andern, und der Unterschied, der, noch in Lucils Tagen, zwischen Familien, die auf dem alten und zwischen solchen, die auf dem neuen Fuße lebten, Statt gefunden hatte, verlor sich, als Horaz auftrat, in dem Bestreben einander ähnlich zu werden, und hörte auf, wie vordem, auffallend und ein Gegenstand der Beobachtung zu seyn.

Nicht weniger groß, oder vielmehr noch weit größer war die Veränderung, welche Freyheit und Freymüthigkeit, — Vorzüge, die von den Römern, als die ersten und wichtigsten ihrer Verfassung betrachtet worden waren, — seit Cäsar und mehr noch, seit dem letzten Bürgerkriege, erfuhren. Wir haben keine Reden aus den Zeiten der Regierung Augusts übrig, aber wir dürfen demungeachtet mit Gewißheit behaupten, daß mit Cicero die demokratische Kühnheit abgestorben und der Freyheit laute Stimme mit seiner letzten philippischen Rede verhallt war. Die Römer, die unter August lebten, schienen aus anderm Blute entsprossen zu seyn, als ihre Väter, und durchaus anders, als sie, zu denken und zu empfinden. Und in der That, wie hätte auch die merkwürdige Veränderung, die mit dem Staate und seiner Verfassung vorgegangen war, ohne Einfluß auf die Gesinnungen und das Betragen seiner Bewohner seyn können? Ein großer Theil von den edeln Römern, welche die alte Regierungsform gekannt und über alles geschätzt hatten, war in den Schlachten

gefallen oder im Elende umgekommen, ein anderer Theil, selbst Zeuge so vieljähriger Grausamkeiten und Bedrückungen, hatte sich überzeugt, daß für das Vaterland kein anderes Rettungsmittel übrig sey, als geduldige Unterwerfung unter die Gewalt eines Einzigen und Bezähmung des stolzen Sinnes, der sie zur Widersetzlichkeit aufforderte; einen dritten Theil eroberte der neue Beherrscher durch Wohlthaten, Geschenke und Aemter, und beruhigte so den Geist der Unzufriedenheit und die lebhaften Gefühle des Stolzes. Bey einer solchen Lage der Dinge und bey solchen Anstalten des regierenden Oberhaupts, war es kaum anders möglich, als daß jene Folgsamkeit und Unterwürfigkeit, von welcher die Geschichte dieser und der folgenden Zeit so außerordentliche Beyspiele liefert, in dem Charakter der Römer hervorging, und jene Dreistigkeit im Reden und Handeln, die vormahls einen Hauptzug desselben ausgemacht hatte, der höfischen Feinheit und Geschmeidigkeit weichen mußte. Es ist dieß eine Erscheinung, die sich noch bis auf den heutigen Tag unter allen Völkern, die aus einer freyen Verfassung zu einer monarchischen übergegangen sind, bestätigt hat und sich wahrscheinlich immer bestätigen wird, daß sie kälter, behutsamer und zurückhaltender geworden sind, da hingegen bey denen, welche sich der Gewalt eines Alleinherrschers entzogen, stets das Gegentheil eingetreten ist. Die letztern glauben ihr neues Eigenthum nicht besser be-

wahren zu können, als wenn sie sich der Rechte, die ihnen die bürgerliche Gleichheit ertheilt, ohne alle Einschränkung, bedienen, und die erstern kennen kein wirksameres Mittel, sich empor zu schwingen und ihr Glück unter dem neuen Herrscher zu gründen, als wenn sie ihm selber einen Theil ihrer natürlichen Rechte zum Opfer bringen. Von dem Betragen der Bürger gegen die Fürsten aber geht allemahl mehr oder weniger in das Betragen der Bürger gegen einander, in ihr gesellschaftliches Leben und in ihre Sitten über. Die Ehrfurcht, die sie ihm persönlich erweisen oder ihm die nächsten um ihn erweisen sehn, die Mäßigung, die seine Gegenwart einflößt, der Anstand, der in seinem Zirkel beobachtet wird, die Schonung, mit der man von ihm und seinen Handlungen spricht, mit einem Worte, alle die feinen Aufmerksamkeiten, die er verlangt und erhält, theilen sich immer mehrern mit und werden die Grundlage von dem, was man guten Ton und Lebensart nennt. So ist es in den Residenzstädten des neuen, so war es einst in der ersten Stadt des alten Europa. Es ist an dem, August suchte die Freyheit der Römer so wenig als möglich einzuschränken; er vermied, im Gegentheil, alle Gelegenheit, die ihm ein niederträchtiger Pöbel und ein kriechender Senat zur Erweiterung seiner Herrschaft anboth, setzte sich den übrigen Senatoren vollkommen gleich, wies alle entehrenden Schmeicheleyen mehr denn einmal standhaft zurück, und äußerte sogar zwey-

mal den Wunsch, die Würde eines Oberhaupts niederzulegen. Aber seys nun, daß er es mit diesen Ablehnungen und Zurückweisungen ernstlich meynte, und die Römer ihn mißverstanden, oder daß er auch hier, wie in vielen Stücken, seinem eignen Ausdrucke gemäß, den Mimus spielte und die Römer den Sinn seines Spiels richtig deuteten, die Folge war wenigstens in beyden Fällen dieselbe, — Gehorsam, und die, aus der Unterwerfung hervorgehende, entferntere Folge, jene Gefälligkeit und Nachgiebigkeit in Worten und Handlungen, die zwar für das gerade Gegentheil der alten Rauhigkeit eines Cato und der biedern Offenherzigkeit eines Scipio und Lälius gelten konnte, aber doch unter einem Fürsten unschädlich und verzeihlich war, der, weit entfernt einen Mißbrauch von ihr zu machen, sie vielmehr einschränkte und in ihre Gränzen zurückwies.

Wenn nähmlich, (und auch diese Bemerkung finde ich, wegen der Folge, nöthig,) irgend etwas die Römer über den Verlust ihrer lange genossenen Freyheit trösten konnte, so war es unstreitig dieß, daß August sie ihnen entrissen hatte: denn aus welchen Absichten er auch handelte, so viel bleibt immer gewiß, daß er sich, unter der Leitung seines Agrippa und Mäcen, der Benennung eines Vaters des Vaterlandes vollkommen würdig gemacht hat. Es kann meine Meynung nicht seyn, von den Verdiensten dieses Fürsten um die Römer hier im Allgemeinen zu re-

den. Betrachtungen der Art würden eine Abhandlung über sein Jahrhundert, nicht aber einen Aufsatz über Horazens Charakter zieren. Was hieher gehört, sind bloße Erinnerungen an das, was August für die öffentliche Wohlfahrt gethan und Herr Meiners, in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christus, in wenige Sätze zusammengefaßt hat. »Als August, sagt dieser Gelehrte x) nach Anleitung Suetons, das Ruder des römischen Staates in die Hand nahm, waren die meisten Tempel beraubt, und, gleich den übrigen öffentlichen Gebäuden und großen Straßen, verfallen, so wie selbst das Bett der Tiber verschlemmt und ganze Strecken der Stadt, durch Brand und Ueberschwemmung, zerstört und verödet lagen. August stellte nicht allein alles Verfallne wieder her, sondern verschönerte Rom auch so sehr, daß er mit Grunde sagen konnte, er habe die Stadt aus Marmor aufgeführt, die er aus Ziegelsteinen erbaut empfangen habe. Vor ihm hatten Räuber und Mörder die Kühnheit, öffentlich bewaffnet einher zu gehn, und es vereinigten sich sogar Bösewichter, unter allerley Namen, in ganzen Gesellschaften, gegen die Freyheit und Sicherheit und gegen das Leben und Vermögen ihrer Mitbürger. August theilte Rom in große und kleinere Bezirke, über welche Vorsteher gesetzt wurden,

x) Seite 9. u. f.

und ordnete in der Stadt, wie auf dem Lande, Streifwachen an, die den gemein gewordnen Räubereyen und Mordthaten steuern mußten. Ungeachtet der Verbesserungen, die Cäsar vorgenommen hatte, waren gleichwohl, wegen der Verweisungen und des gänzlichen Aufhörens aller Gerichte in den bürgerlichen Kriegen, die Besitzungen, Forderungen und Unschuld der übriggebliebenen Römer ungewiß geworden, und keiner wußte, ob und was er behalten, oder erhalten und bezahlen, und ob er nicht vielleicht, als ein Schuldiger, angeklagt und verurtheilt werden würde. August stellte auch hier allenthalben Ordnung und Sicherheit wieder her. Er tilgte alte Schulden und Klagen, bestätigte die Besitzer in ihrem Eigenthume, und schrieb den Gläubigern Zeit und Gesetze vor, in und nach welchen sie ihre Schuldner belangen konnten. Diese großen Verdienste vermehrte er noch durch die Säuberung und Ergänzung des Senats, der Ritterschaft und des Priesterstandes, durch neue Einrichtungen der öffentlichen Einkünfte und Ausgaben, durch die Wiederherstellung und Verbesserung der Gerichte, durch die Erschaffung wichtiger Ehrenstellen, durch die Gründung neuer Colonien, endlich durch eine große Menge von heilsamen Gesetzen, durch welche die Bildung der Jugend, die Heiligkeit der Ehen, die Sitten beyder Geschlechter, die Sicherheit der Bundesgenossen und Unterthanen, und die Anständigkeit der öffentlichen Ergetzungen befördert werden

sollten,

sollten, und so viel, als möglich war, befördert wurden. Kurz, August gab dem römischen Reiche Ruhe und Würde, und den Römern Gesetze, Eigenthum und Sicherheit wieder, da, vor seiner Regierung, durch die Verwirrung der Zeiten, alle Vortheile der bürgerlichen Verfassung verschwunden waren, und die Gesetzlosigkeit wilder und barbarischer Völker sich mit den Lastern und Mißbräuchen großer Gesellschaften vereinigt hatten.« Mich dünkt dieß Gemählde, das eben so richtig, als ehrenvoll für August ist, gebe uns den besten Aufschluß über den Stand der damahligen römischen Sittlichkeit. So wenig wahrer Edelsinn und alte Rechtschaffenheit das Antheil der Römer unter August waren, so konnte es doch nicht fehlen, daß man nicht, im Ganzen genommen, mit den Zeiten und sich selbst um vieles zufriedner seyn mußte, da itzt, durch die Fürsorge eines weisen Fürsten, nicht nur dem Laster Ziel und Gränze gesetzt, sondern auch mehrere ernstliche Vorkehrungen, zur Beförderung der Tugend, von ihm getroffen worden waren. Ueppigkeit und Verschwendung auf der einen, und Habsucht und Geiz auf der andern Seite, Streben nach Rang und Würden, und Geringschätzung wahrer Ehre, Wollust endlich und Ausschweifungen in jeder Art des Genusses dauerten allerdings ununterbrochen fort, weil ihre Quelle, Reichthum und Ueberfluß, nicht verstopft ward, oder, eigentlicher zu reden, nicht verstopft werden konnte, und in

so fern sah freylich die junge, wenn gleich verbesserte Republik der alten und keiner Verbesserung bedürftigen, in den Tagen eines Cato und Fabius, höchst unähnlich. Aber alle diese bestehenden Laster hatten gar viel von ihrer Häßlichkeit und Furchtbarkeit verloren, weil sie itzt keinen Einfluß mehr auf die Sicherheit des Eigenthums und die Ruhe des Staats hatten, und ihre Folgen überdem, bey dem reichen Einkommen der Großen, weniger nachtheilig für sie seyn mußten. Rom war, allem Anscheine nach, unter August, wenn wir es von Seiten der Sittlichkeit betrachten, in der nähmlichen Lage, in der noch heute die angesehensten Städte Europens sind. Es nährte und pflegte in seinem Schooße alle die Ausschweifungen und Unordnungen, welche diese nähren und pflegen, aber sie wurden gerade, wie heute, weniger beachtet, weil die Menschen, die sich ihnen überließen, wegen der Allgemeinheit derselben, in ihren Urtheilen, nachsichtiger gegen einander geworden waren, und nicht das Ganze mehr, sondern der Einzelne allein den Schaden, der aus ihnen hervorging, empfand.

Ich habe meinen Lesern die Standpunkte bezeichnet, die, nach meinem Bedünken, allein zu einer richtigen Ansicht der Satire Horazens führen können, und wende mich itzt zu einer nähern Betrachtung dieser Gedichte selbst.

Wenn die Bemerkungen, die ich über Rom und die Sittlichkeit seiner Bewohner geäußert habe, auf

das Zeugniß der Geschichte gegründet sind, und eben diese uns lehrt, daß der Verfasser unsrer Satiren ein Mann war, der eine sorgfältige Erziehung genossen, frühzeitig unter Menschen gelebt und, als Gesellschafter, in den Häusern der Großen gefallen und an den Tafeln derselben geglänzt hatte, so werden wir uns schon von selbst sagen, daß er die Welt, die ihn umgab, mit ganz andern Augen ansehn mußte, als die gewöhnlichen Sittenrichter. Für ihn konnte sie füglich nichts anders seyn, als ein Schauplatz, auf dem Laster und Thorheit die Hauptrolle, und Verstand und Tugend die Nebenrolle spielten, für den Weisen aber keine bessere, als die eines lachenden Zuschauers, übrig blieb. Was ich hier sage, soll keinesweges eine Beschuldigung unsers Dichters, oder eine Anklage seines Herzens seyn. Er hat uns seine schöne und tiefempfindende Seele, in mehr denn einer Stelle seiner Gedichte, offen genug vor Augen gelegt — und uns überall sehen lassen, daß er ein Freund der Menschheit und, aus Liebe zu ihr, ein Verehrer der Sittlichkeit, als des einzigen Beförderungsmittels ächter Glückseligkeit, war. Woher sonst der wehmüthige verstohlne Blick, den er hie und da auf die bessern Tage der Vorwelt fallen läßt? woher sonst der Eifer über die Erziehung der Jugend in den Künsten der Buhlerey und der Ueppigkeit? woher sonst der lebhafte Widerwille gegen die ausschweifende Baulust seiner Mitbürger, und die daher rührende Vernach-

lässigung der Landwirthschaft und des Feldbaus. Aber eben dieser Freund der ungeschminkten Einfalt und Wahrheit ist ein Mann von munterm Sinne und heiterm Geiste. Er hat einen Schatz von unversiegbarer Laune in sich und entdeckt an allen Dingen die lächerliche Seite zuerst. Noch mehr, der Umgang mit der Welt, mit der er inniger, als viele seines Standes und seines Vermögens, bekannt geworden ist, hat ihn duldsam gegen die Schwächen und Verirrungen seiner Brüder gemacht, und die Philosophie der Schule, zu welcher er sich bekennt, und das Bewußtseyn, daß er selbst Mensch ist und Verzeihung bedarf, diese Duldsamkeit unterstützt. Nehmen wir noch hinzu, daß auch er den Einfluß seines Zeitalters erfahren, daß er einiges, wegen der oben angeführten Ursachen, übersehn, anderes in einem mildern Licht erblicken, und noch anders durch die Verhältnisse, in denen er lebte, zu sagen verhindert werden mußte, und wir werden uns nicht wundern, wenn uns in seinen Satiren mehr der kaltblütige Spötter, als hitzige Tadler, und mehr der gute Gesellschafter und feine Weltmann, als der ernste Sittenrichter und nachdrückliche Strafprediger entgegen kommt, und vielleicht folgende Merkmale, als wesentlich, in ihnen annehmen dürfen.

Zuerst, Horaz schildert überall mehr das Thörichte, Ungereimte und Ausschweifende in den Lastern, als die Häßlichkeit und Abscheulichkeit der Laster selbst.

Es ist vielleicht kein Gebrechen der menschlichen Natur, dessen seine Satiren nicht erwähnen. Der Geizige, der Abergläubische, der Rangsüchtige, der Verläumder, der Wollüstling, der Schwelger, — alle treten in ihnen auf, um ihr bescheidenes Theil zu empfangen: aber alle werden nicht gescholten, sondern verspottet, nicht geschmäht, sondern geneckt. Will er uns den Aufwand der Römer an ihren Tafeln und das Verderbliche in dieser Art der Verschwendung zeigen, — er ereifert sich nicht, er wüthet nicht, er brauset nicht auf; nein, er führt uns an die reichbesetzten Tische der Schlemmer und läßt die gebratenen Pfauen, die zwischen den Tiberbrücken gefangenen Hechte, die dreypfündigen Barben und eine Menge anderer, nicht von der Lüsternheit, sondern von dem Ueberdrusse und der Eitelkeit erfundenen Gerichte vor uns vorübergehen, und stellt, um das Gemählde durch den Schatten gehörig zu heben, den Festtisch des armen Ofells, der seinen Gast mit einem Huhn und Böckchen bewirthet und sich und ihn dadurch glücklich macht, gegen über. Will er uns mit den schädlichen und unerlaubten Wegen bekannt machen, die der Geiz einschlägt, um reich zu werden, er hütet sich wohl, die Sache ernstlich zu nehmen. Er kleidet, was er zu sagen hat, in ein launiges Gespräch zwischen Tiresias und Ulyß und verräth uns so, ohne daß er es darauf anzulegen scheint, aber eben darum nur desto vollständiger und von dem Beyfalle des Lachers begünstigt,

alle Kniffe und Ränke der verkappten römischen Erbschleicher. Will er seine lieben Mitbürger belehren, daß keiner Ursache habe, sich seiner Weisheit zu überheben, sondern Jeder, der eine mehr der andre weniger, zum Einsperren geeignet sey, o er weiß den ernsten Lehrton sehr gut zu vermeiden. Statt seiner, tritt Damasipp auf und führt den Satz der stoischen Schule, daß jeder moralische Narr physisch toll sey, in einer Reihe der treffendsten Beyspiele aus, an deren Spitze — der Dichter selbst steht. Solche und ähnliche Wege schlägt Horaz immer ein; und welche glücklichern hätte der Dichter aus dem Zeitalter Augusts einschlagen können? Laßt ihn auftreten, mit Geißel und Knute bewaffnet, wie Lucil vor ihm auftrat, und was wird er ausrichten? Er wird alle Wirkung verfehlen und anstatt lächerlich zu machen, lächerlich werden. Die alten Eiferer für die Tugend, ein Cato, Cassius, Brutus und die ihnen ähnlich waren, sind nicht mehr. Das neue entnervte Menschengeschlecht, zu dem er redet, vermag nicht, sich für eine Sache zu erwärmen, die es, nur dem Namen nach, kennt und, der Wirklichkeit nach, nicht mehr vor sich sieht, und erscheint überdem in seinen Lastern mehr närrisch als boshaft, und mehr abgeschmackt, als gefährlich. Die Gesetze, die ihnen gegeben sind, und die strenge Aufsicht, die über die Aufrechterhaltung derselben wacht, hindert jede Ausschweifung, die andern zum Verderben gereichen kann, ohne daß sie dieß,

zum Ausschweifen geneigte Völkchen selbst, auf irgend eine Weise, im Genusse seiner bürgerlichen Freyheit beschränkt oder es abhält, sich, so oft und wie es ihm gefällt, in seiner ganzen lächerlichen Blöße zu zeigen, oder auch den Forderungen der Gesetze, durch List und Umwege, auszuweichen. Für Leute der Art ist der Ton, den Horaz angiebt, der einzig passende. Indem er sie gerade bey derjenigen Seite faßt, wo sie allein noch empfindlich sind, und das mit der größten Unbefangenheit aufdeckt, was sie am liebsten der ganzen Welt, und, wenn es möglich wäre, sich selbst verheimlichen möchten, genießt er das Vergnügen, sie zwar nicht zu belehren oder schamroth zu machen, (denn des einen sind sie so wenig fähig, als des andern,) aber doch auf eine gute Manier zu belehren, daß sie die Menschen nicht sind, die einen Mann von Einsicht blenden und über den Zweck und Werth ihrer Handlungen täuschen können, und so sich den Triumph zu bereiten, der allein noch geschickt ist, den Weisen für das unangenehme Gefühl zu entschädigen, einen Zeugen von den Unordnungen und Tollheiten der Welt abzugeben. Ueberdieß mochte Horaz wohl noch eine ganz eigenthümliche Veranlassung haben, die Rolle eines ernsten Kritikers, zu der ihn vielleicht seine gerade und freye Denkungsart aufforderte, mit der Rolle eines muthwilligen Satyrs umzutauschen. Wer selber noch gern an den Freuden der Welt Theil nimmt und von Zeit zu Zeit in die Versuchung geräth, den

Lockungen junger Phrynen unterzuliegen, thut immer wohl, wenn er die Sache der Tugend nicht auf einen allzu ernstlichen Fuß behandelt, und das, was die beßre Seele in ihm denkt und empfindet, aber auszuführen nicht immer Kraft genug in sich hat, mit einem Anstrich von Laune zum besten giebt. Eben dieß bestätigen in den Satiren, von denen hier die Rede ist, eine Menge anderer kleinen Züge und schlauen Wendungen. Die sinnreiche Einkleidung, die er seinen Vorträgen zu geben weiß, die Personen, die er, auf eine geschickte Weise, an seiner Stelle, das Wort nehmen läßt, die Art endlich, wie er sich selbst, oft unerwartet genug, ins Gespräch mischt, und den Pfeilen des Spottes bloß stellt, sind eben so viel feine Kunstgriffe, sein eignes Ich zu schützen und auch von dem neuesten Erklärer des Dichters als solche erkannt und benutzt werden.

Wenn Horaz das Laster nur streift, und die Lasterhaften mit seinem Dolche mehr ritzt, als verwundet, so verweilt er dagegen desto länger und wohlgefälliger bey alle dem, was gegen Lebensart, guten Ton und hergebrachte Sitte verstößt. Unter die nachtheiligen Folgen nehmlich, welche Prachtliebe und zu weit getriebene Verfeinerung nach sich ziehen, gehört unstreitig auch die, daß, wenn diese Uebel in einem Staate einmal einheimisch geworden sind, ein Bürger dem andern ähnlich zu werden sucht, der Geringe dem Vornehmen, der Aermere dem Reichern nacheifert,

und unbemerkt, in Hinsicht auf Wohnung und Hausgeräthe, Schmuck und Kleidung, Bedienung und Tafelaufwand, eine stillschweigende Uebereinkunft getroffen wird, die für das Muster gilt, hinter welchem Jeder, der ein Mann von Welt heißen will, nicht gern zurück bleibt. Die Eigenthümlichkeiten, wodurch sich ein Individuum von dem andern, ehe Reichthum und Ueppigkeit überhand nehmen, im Aeußern unterscheidet, gehen, wenn dieser Zeitpunkt eintritt, je länger, je mehr verloren. Wie der eine gekleidet erscheint, erscheint gewöhnlich der andere auch; was in dem einen Hause für Wohlstand gilt, gilt dafür auch in dem andern; was an der einen Tafel für unentbehrlich zur guten Bewirthung gehalten wird, pflegt man ungefähr auch an der andern so zu finden. Eben dieser Stempel der Einförmigkeit wird allmählig auch den Sitten und dem gesellschaftlichen Betragen der Menschen aufgedrückt. Die Leute von Stande, wie sie genannt seyn wollen, vereinigen sich, gewisse Aufmerksamkeiten und Höflichkeitsbezeugungen als nothwendige Erfordernisse des guten Tons festzusetzen, diese oder jene Gewohnheit als wohlanständig einzuführen, oder als lästig abzuschaffen, dieses Benehmen als schicklich anzuerkennen, und jenes als unschicklich zu verwerfen. Auch zu Rom hatte man, nach mehrern Thatsachen zu urtheilen, und zwar lange vor August schon, über das, was in der Lebensweise und im Umgange für guten Ton erkannt werden sollte, eine

stillschweigende Verabredung getroffen. Wer, um nur einiges anzuführen, wünscht, daß sein Haus für wohlangelegt und sein Hausgeräthe für anständig gelten möchte, mußte jenes mit Säulen umgeben haben, und unter dieses Cederntische zählen. Wer auf eine geschmackvolle Tafel Ansprüche machte, mußte seine Hühner aus Phrygien, seine Thunfische aus Chalcedon, seine Muränen aus Tartessus und seine Hechte aus Pessinus kommen lassen. Einen angesehnen Mann ohne Pfau zu bewirthen, fand selbst Cicero bedenklich, so wie eben derselbe, wiewohl sein Vermögen sehr mäßig und von seinen Einsichten eine größere Gleichgültigkeit gegen die Vorurtheile der Menschen zu erwarten war, doch nicht ohne ein Haus mit Säulengängen und ohne einen Cederntisch bestehn zu können glaubte. Man begreift leicht, daß Mäcen und die Großen unter August die Leute nicht waren, welche die Bedingungen der guten Lebensart verminderten, oder das, was die Gesellschaft einmal als üblich und herkömmlich aufgenommen hatte, abschafften; vielmehr ist es gewiß, daß sie und der Ton, der in ihren Häusern und an ihrer Tafel herrschte, und die Feinheit und Artigkeit, die sie in ihren Sitten auszudrücken sich bemühten, nicht wenig dazu beytrugen, das Gesetzbuch der Mode und des Geschmacks zu erweitern, und die Vorschriften des Umganges noch mehr zu bestimmen und zu berichtigen. Indeß — wie in allen großen Städten, so auch, und ganz vor-

zugleich, in Rom. Bey einem so gemischten Haufen von Menschen, von denen der bey weitem größere Theil, ohne Geburt, Fähigkeiten und Kenntnisse, durch kein andres Verdienst, als durch das zufällige des Glücks und des Reichthums, einen Zirkel zu bilden und in andere Zutritt zu verlangen, berechtigt wurde, mußten, nothwendiger Weise, Abweichungen und Verirrungen von den Gebräuchen und den Sitten der bessern Gesellschaft in Menge vorkommen. Es konnte kaum fehlen, daß nicht hier ein Freygelaßner, den man seit gestern Herr hieß, und dort ein Glücksritter aus der Provinz, hier ein aufgeblasener Grieche, der seinen kleinmeisterlichen Talenten, und dort ein windiger Pflastertreter, der seiner Person Gold und Ansehn verdankte, ihre Ansprüche auf den Umgang mit Vornehmern und Gebildetern geltend zu machen suchten und die zum Theil unverdiente Ehre, von ihnen bewirthet und besucht zu werden, genossen. Leute der Art legten natürlich, mit dem Eintritte in die neue Welt, nicht zugleich ihre alten Vorurtheile, Eitelkeiten und Schwachheiten ab. Ihr Stolz und ihre Unwissenheit folgten ihnen im Gegentheil nach und äußerten sich auf die mannigfaltigste Weise; bey dem, durch den Unsinn, mit dem er verschwendete, bey jenem, durch den kleinlichen Geiz, der aus aller seiner Hoheit und Herrlichkeit hervorleuchtete; hier durch das unglückliche Bestreben, den beredten und unterhaltenden Mann zu machen, dort durch die abge-

schmackte Sucht, den Kunstverständigen und Kenner zu spielen; das eine Mal durch die Verächtlichkeit, mit welcher der Günstling des Glücks von Geld und Gut, als von einer ihm längst alltäglich gewordnen Sache, sprach, und das andre Mal durch die prahlerische Darlegung seiner, in der Wissenschaft des Aufwandes und der Gutschmeckerey erworbenen, Kenntnisse. Meine Leser begreifen von selbst, welche Wirkung eine Thorenzunft, wie die beschriebene, auf einen Mann von Horazens Witz und Laune hervorbringen mußte; und gewiß, wenn irgend etwas aus dem Alterthume mit Scherz und Spott gewürzt heißen kann, so sind es die Stücke und Stellen, in denen der Dichter die Sitten und Lächerlichkeiten solcher Menschen bald ausführlich schildert, bald mit wenigen aber kräftigen Zügen darstellt. Aufidius Luscus mit dem breiten Purpurstreifen und dem Weihrauchfasse *y*), Nomentan, im Begriffe, das so eben in Besitz genommene Erbgut bey den Hühnerstopfern und Kupplern anzulegen *z*), Catius, überfließend von fremder und eigner Küchenweisheit *a*), Nasidien, trunken von der Gnade, einen Mäcen und sein Gefolge an seinem Ahorntische bewirthen zu dürfen *b*), der Zudringliche, Horazen um

y) 1. Sat. V. 34.

z) 2. Sat. III. 224.

a) 2. Sat. IV.

b) 2. Sat. VIII.

dem Namen nach bekannte, aber darum nicht weniger innig und herzlich, und schon gewiß, nächstens mit ihm bey seinem hohen Gönner zu speisen c), — alle diese und ähnliche Gecken, denen unser Dichter Unsterblichkeit gegeben hat, was sind sie anders, als Eitle, die höhere Ansprüche an die Gesellschaft machen, als ihnen ihr Stand, ihre Kenntnisse und ihre äußere Lage erlauben, oder schale Köpfe, die gern für Männer von Ton gelten möchten und alle Augenblicke gegen die Gesetze desselben verstoßen. Welche Auffoderungen für einen feinen Spötter, der von allen diesen Thorheiten frey, aber nicht selten sie zu ertragen verdammt ist? Kann er sich für den erlittnen Verdruß auf eine angemeßnere Art rächen, oder sich um seine und künftige Zeiten verdienter machen, als wenn er die Gestalt dieser Lächerlichen, Beschwerlichen und Ueberlästigen, mit einer Treue und Kraft, aufs Papier wirft, daß sie, noch nach Jahrhunderten, so vollkommen und wohlerhalten vor uns stehn, als wenn sie erst seit gestern aus der Hand des Künstlers gekommen wären?

Außer diesen Gattungen von Thoren giebt es noch eine ganz besondere, gegen welche die Pfeile unsers Dichters gerichtet sind, nähmlich die philosophischen, oder, eigentlicher zu reden, die stoischen. Unter allen Menschenklassen, die in dem bunten Gewühle

c) I. Sat. IX.

des neuern Roms ihr Wesen trieben, war vielleicht keine, die durch ihr Betragen und ihren Aufzug gegen das Uebliche mehr verstieß und, von Seiten ihrer moralischen Grundsätze, mit denen der damahls lebenden Welt in einem geradern Widerspruche stand, als die Sekte der Stoiker. Es ist wahr, die Schule Zeno's und die Sittenlehre, welche sie predigte, verdiente an sich nichts weniger als Spott und Verachtung. Im Gegentheil, wenn irgend eine Philosophie auf Schätzung und Ehrerbietung gegründete Ansprüche machen und, zur Verbesserung des Zeitalters und der Laster, die es schändeten, beyzutragen sich schmeicheln durfte, so war es diese; auch hatte sie, seit der atheniensische Gesandte Diogenes ihr in Rom Zutritt verschaffte, immer eines ausgezeichneten Beyfalls genossen. Scipio Africanus, Lälius, Q. Tubero, Q. Mucius Scävola, Rutilius Fannius, der jüngere Cato und M. Brutus waren insgesammt Freunde der Stoa. August selbst hatte den Stoiker Athenodor zum Lehrer gehabt, und als späterhin, unter den grausamen Cäsarn, alles sich sklavisch beugte und rechtschaffen zu seyn ein Verbrechen ward, waren es die Stoiker allein, die noch zuweilen freymüthig ihre Stimme erhuben, Tyrannen sogar, wie Seneca that, widerstanden und, wenn sie von der Tugend keinen Schutz mehr erwarten durften, dem Tode muthig entgegengingen. Bey einer solchen Herrschaft der Stoa, bey einer so reinen Moral, wie sie lehrte, und bey so vie-

len Beweisen von Selbstüberwindung und ächter Seelengröße, die sie noch in den verderbtesten Zeiten des römischen Staats nicht verläugnete, scheint es allerdings befremdend, wie ein Mann von Horazens Charakter und Denkungsart sie zum Gegenstande des Spottes und der muthwilligsten Laune machen konnte. Allein dieß Befremden verliert sich, sobald man die Sache etwas genauer in Erwägung zieht. So edel und vortreflich die Zwecke waren, welche die Philosophie der Stoa zu erreichen strebte, eben so seltsam und sonderbar waren die Mittel, deren sie sich zur Erreichung derselben bediente. Die Moral, die sie von den Menschen ausgeübt wissen wollte, die Aufopferungen, die sie seiner Natur auflegte, waren schon an sich so beschaffen, daß sie Leuten, die viel in der Welt gelebt und an sich und andern erfahren hatten, was die Schultern der Menschheit zu tragen und nicht zu tragen vermögen, überspannt und abenteuerlich vorkommen mußten. Aber noch weit mehr mußte, nach Wieland's richtiger Bemerkung d), die Stoa, durch ihre Spitzfindigkeit in der Theorie, durch ihre Strenge in der Beurtheilung anderer, durch ihre übertriebenen Lieblingssätze, auf welche einige Anhänger ihrer Schule lächerliche Ansprüche gründeten, und durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem in die tiefste Verachtung gesunkenen Cynismus den größten Theil

d) In den Anmerkungen zu den Satiren Th. I. S. 79.

der Zeitgenossen Horazens, auch ohne daß sie sich, wie er, zum Epikureismus bekannten, gegen sich einnehmen. Ein langer herabhängender Bart, ein dünner zerlumpter Mantel, Schmutz und Dürftigkeit überall, und doch dabey die innige Ueberzeugung, der stoische Weise sey allein frey und groß und ein König, (ein Bild, das freylich nicht auf alle, aber doch auf viele Stoiker passen möchte,) alles das stimmte mit dem Geiste der Zeit und mit dem Tone des feinen Roms so wenig zusammen, daß es selbst einem Ernsthaften schwer fallen mußte, sich des Lächelns zu enthalten. Die Welt war allmählich vorgerückt, die Stoiker selbst aber immer auf derselben Stelle geblieben. Die Rauhigkeit, die einen nicht beleidigenden Zug in dem Charakter des ältern Römers ausmachte, die demokratische Offenheit, mit der man Gesinnungen und Handlungen tadelte, die Ungleichheit im Aeußern, die bisher niemanden aufgefallen war, hatten sich verloren oder waren wenigstens seltner geworden. Dagegen pries man itzt Liebenswürdigkeit im Umgange, Nachsicht gegen die Schwächen der Menschen, Herablassung zu ihren Vorurtheilen, Geselligkeit, Feinheit und Anmuth. Alle diese vormahls fremden, oder doch nicht häufigen Tugenden wurden itzt der Maßstab des Verdienstes und die Kennzeichen, an denen man den Gebildeten von dem Ungebildeten unterschied. Man begreift von selbst, wie das Ansehn der Stoiker unter solchen Umständen sinken, und

warum

warum sich Horaz insbesondere für berufen halten mußte, gegen sie zu Felde zu ziehen. Ihr Benehmen war nicht nur überhaupt so beschaffen, daß es einem Manne von Anstand und Lebensart, einem Freunde, Gesellschafter und Tischgenossen Mäcens unmöglich gefallen konnte, sondern das ganze System ihrer Philosophie stand noch überdieß dem Systeme, das Horaz aus inniger Ueberzeugung für das einzig wahre und das allein beglückende anerkannte und in seiner ganzen Handlungsweise sich auszudrücken bemühte, vollkommen entgegen.

Das System, von welchem ich rede, ist kein andres, als was alle Leser von Geist und Verstand mit Wohlgefallen in den Schriften unsers Dichters entdeckt, aber nur die wenigsten auch durch die Ausführung bewährt haben, — das System wahrer Lebensweisheit und ächten Lebensgenusses. Laßt uns einen Augenblick stehen bleiben und es, um der Folge willen, etwas genauer entwickeln!

Wenn die Nachwelt irgend einen Dichter, wegen seines sittlichen Charakters, in Anspruch genommen hat, so ist es gewiß Horaz. Die angesehensten seiner Ausleger, selbst diejenigen, die am meisten in seine Gedichte verliebt sind, haben sich doch nicht enthalten können, ihn, als Menschen, manchem entehrenden Vorwurfe Preis zu geben, oder doch, seine Vertheidigung zu übernehmen, Bedenken getragen. Es ist hier der Ort nicht, die einzelnen, wider ihn vorgebrachten, Be-

schuldigungen zu beleuchten. Dieß hat Lessing bereits auf eine scharfsinnige Weise gethan e). Aber läßt sich wohl zweifeln, daß man weder jene Anklage würde erhoben, noch einen solchen Retter herbeyzurufen nöthig gehabt haben, wenn man, aus den Satiren und Episteln des Dichters, — dem wahren und unverfälschten Spiegel seiner Empfindungen, — die einzelnen Züge zu seinem Charakter gesammelt und sie in ein Ganzes verbunden hätte? Der Dichter, wie wir ihn aus den genannten Gedichten kennen lernen, ist von niedriger Herkunft, der Sohn eines Freygelassenen: aber er hat in seinem Vater einen Erzieher gefunden, wie es deren zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat und, aller Wahrscheinlichkeit nach, geben wird. Schon die dankbare Empfindung, mit der er überall der Erziehung seines Vaters erwähnt, sagt uns, daß sie keine gewöhnliche oder gemeine war, allein noch weit mehr geht es, aus der ziemlich genauen Schilderung, die er uns von ihr entwirft, hervor. Sie war nicht bloß, in Hinsicht des gelehrten Unterrichts, vollkommen, nein, sie erhielt ihn auch, um mich seiner eignen Worte zu bedienen f), nicht nur von jedem schändlichen Laster, sondern selbst von jedem Scheine des Lasters rein. Ein Mann, bey dem der sittliche Theil seiner Bildung so gut besorgt ward,

e) In seiner bekannten Rettung; Schriften, Th. 9. S. 189.

f) I. Sat. VI. 82.

und der dieser Sorgfalt, noch in seinen reifern Jahren, mit so vieler Selbstzufriedenheit und Wärme gedenkt, hat, dünkt mich, die gegründetste Vermuthung für sich, daß der Saame der Tugend und Rechtschaffenheit tiefe Wurzeln in seiner Seele geschlagen und nicht bloß leicht und oberflächlich gekeimt hatte. Welch ein Meister in der Verstellungskunst müßte Horaz gewesen seyn, wenn es ihm gelungen wäre, ein Gefühl, das er entweder gar nicht, oder doch in keinem vorzüglichen Grade besaß, zu heucheln, und uns durch ein Gemählde zu täuschen, dessen Züge, weit entfernt, wie man zu glauben geneigt ist, in seinem Herzen und in dem Kreise seiner Erfahrung gesammelt zu seyn, einzig und allein einer feurigen Einbildungskraft ihr Daseyn und ihre Ausbildung verdankten? Und würde überdem dieser Zweifel etwa nur die einzige Stelle, wo er von seiner Erziehung und seinem Vater spricht, treffen? Wie viel andre Stellen seiner Gedichte, in denen wir den Abdruck einer reinen und keiner Schuld sich bewußten Seele erkennen, würden nicht ebenfalls alle ihre Wahrheit, Kraft und Rührung verlieren, und zu bloßen poetischen Redensarten herabsinken? Sollen wir glauben, daß jene unbefangene Gleichgültigkeit, die er so oft gegen Stand und Würden, Rang und Geburt äußert, ihm nicht von Herzen gegangen, daß der schöne Unwille, den er gegen das Laster des Neides und der Verläumdung in seiner vierten Satire bezeigt, erkünstelt, daß

die bescheidne Genügsamkeit, deren er sich so laut rühmt, erdichtet sey? Ist es überhaupt nur wahrscheinlich, daß ein Mann, dem, wenn wir ihm auch alles übrige absprechen, doch das Lob eines feinen Weltmannes und Gesellschafters bleibt, dreist genug gewesen seyn sollte, vor Feinden, die ihn zu verunglimpfen stets bereit waren, und vor Freunden, wie er in der letzten Satire des ersten Buches aufführt, mit Tugenden, die ihn nicht schmückten, öffentlich und wiederholt zu prahlen? Nein, es läßt sich im geringsten nicht zweifeln, daß dasjenige, was als die Unterlage aller Weisheit und als die Würze alles Genusses zu betrachten ist, Tugend und Rechtschaffenheit, fest und frühzeitig in ihm gegründet wurden, und daß es diese Eigenschaften, verbunden mit ächter Vaterlandsliebe und altem Römersinne waren, die ihn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre dem M. Brutus zum Tribun einer Cohorte, und in seinem sechs und zwanzigsten einem Mäcen und Pollio, als einen ihres Zutrauens und ihres Umganges würdigen Mann, empfahlen.

Indeß, wenn Tugend und Rechtschaffenheit den braven und zuverlässigen Mann bilden, so bilden sie darum noch nicht den vollendeten und erlesenen: denn Pflicht und Gewissen sind es nicht allein, die Ansprüche auf uns machen; auch die Welt, der Umgang und die geselligen Freuden haben die ihrigen, und diesen genug zu thun, ohne jene zu verletzen, ist der

Vorzug des vollkommnen, des liebenswürdigen Mannes. Wer sich ihn, es sey durch eine glückliche Anlage der Natur, oder durch die Gunst der äußern Umstände, oder, was wohl eigentlich zur Erreichung des besagten Gutes erforderlich seyn möchte, durch die Vereinigung beyder zu eigen gemacht hat, ist im Besitz dessen, was ihm die Liebe der Menschen sichert, ohne daß er in ihrer Hochachtung verliert. So weit wir Horazen aus seinen Schriften kennen, — und wir kennen ihn ziemlich genau, weil kein Dichter öfter und umständlicher von sich und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen gesprochen hat, — so war jener seltne Talismann und alles, was er zu gewähren pflegt, sein Antheil. Er liebte die Tugend, aber er haßte an ihr die rauhe und unfreundliche Seite, die für die Stoiker seiner und für manche Catonen unserer Zeit das Kennzeichen der Tugend ist. Er lebte mit seinem kleinen Glücke zufrieden, aber er war überzeugt, daß man auf mehr denn eine Art glücklich seyn kann, und verdachte es keinem, der einen andern Weg einschlug, sobald er ihn nur standhaft verfolgte, und über der Ausführung seines Plans nicht höhere Forderungen vernachlässigte. Er schätzte die Einsamkeit und die Ruhe, die ihm sein Sabinum gewährte, über alles, aber er wußte, daß ein ewiges Einerley Geist und Empfindung tödte, und das Leben, wie er es nannte, wohl zu mischen, die größte Kunst des Lebens sey. Er floh die Zimmer und die Tafeln der Großen und

Begüterten nicht, aber er hütete sich, ihr Sklave zu werden, und war immer bereit, die Fessel, die sie ihm anzulegen suchten, und wäre es auch mit Aufopferung aller der Vortheile, welche ihm ihr Umgang gewährte, zu zerbrechen und sein eigenes Ich zu retten. Er war kein Feind des Weins und der Fröhlichkeit, und hatte den Versuchungen der räuberischen Cinara untergelegen, aber Scherz und Liebe waren für ihn, was sie für jeden weisen Mann seyn sollten, — ein Spiel, das er als eine Erholung ansah, und, als ihn die Jahre zurückzutreten erinnerten, gleichgültig aufgab. Er hatte nie Anstalt gemacht, oder es für verdienstlich gehalten, Proselyten für seine Meinung anzuwerben, aber er unterließ nie, sich selbst je länger je mehr in solchen Grundsätzen zu befestigen, die, wie er sich ausdrückt, befolgt, den Reichen und Armen nützen, und, vernachlässigt, den Jungen und Alten schaden. Dieß, wie ich glaube, ist, im Allgemeinen, das Bild unsers Dichters, so gut es sich aus den, von ihm selbst gelieferten, Umrissen zusammensetzen läßt. Betrachten wir die einzelnen Züge desselben mit der gehörigen Aufmerksamkeit, und rechnen wir dabey alles ab, was, in Rücksicht der Liebe und ihres Genusses, nothwendig auf die, unter den Römern herrschende, freye Denkungsart und auf den Ton des Zeitalters geschrieben werden muß, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß die Tugenden des Biedermannes mit den Tugenden des Weltmannes selten,

in dem Charakter eines Sterblichen, inniger und schöner vereiniget gewesen sind, als in dem Charakter Horazens. Nie in Gefahr, die Festigkeit erprobter Grundsätze einer höfischen Geschmeidigkeit zum Opfer zu bringen, und die Rechtschaffenheit zu verläugnen, um das Lob eines artigen Gesellschafters zu verdienen, stets geneigt, die Welt mehr lächerlich als boshaft zu finden und sich in seinen Urtheilen über sie mehr nachsichtig als streng zu beweisen, durch Erziehung und Umgang endlich zu einer ruhigen Betrachtung und Ueberwindung seiner selbst gewöhnt, war er unter dem Scepter eines Augusts nicht unglücklicher, als er unter der Fahne des M. Brutus gewesen war, und in dem neuen und verwandelten Rom nicht unzufriedner und mürrischer, als in dem alten republikanischen. Ueberall unterwarf er sich den Umständen, ohne sich von ihnen überwältigen zu lassen, und lebte mit der Welt, ohne seine Eigenthümlichkeit und Selbstheit in ihr zu verlieren.

Und diese Handlungsweise, die er befolgt, ohne mit ihr zu prahlen, und anpreist, ohne sie Jemanden aufzudringen, diese ächte und einzige Lebensphilosophie ist es, die schon in mehrern seiner Satiren hervorgeht, oder vielmehr ihr eigentlicher Gegenstand ist. Leset seine erste Satire, jenen treflichen Sermon gegen die allgemeine Seuche, an der die Römerwelt krank lag, gegen die Bereicherungssucht! Ist ihr Zweck ein andrer, als die Folgewidrigkeit der Menschen, in An-

schung ihrer Gesinnungen, ins Licht zu setzen und uns an mehrern Beyspielen, hauptsächlich aber an dem Beyspiele des Geizigen, zu zeigen, daß, sein Glück außer sich zu suchen, eine vorzügliche Thorheit sey? Leset seine Dritte, in welcher er gegen eine Untugend eifert, die uns Menschen so gemein und doch dem Geiste der Gesellschaft so zuwider ist, gegen die, alle Handlungen unsrer Freunde aufs strengste zu richten, das Zweydeutige in ihnen herauszuheben und das wirklich Tadelnswürdige zu vergrößern. Ist sie nicht auch ein Beytrag zur Lebensweisheit, ein wohlgemeinter Rath an alle, die das Vergnügen der Gesellschaft lieben, sich die erste und vorzüglichste Bedingung des Umgangs, Nachsicht und Verzeihlichkeit, empfohlen seyn zu lassen? Leset seine sechste Satire über den Adel, den nicht Geburt, sondern Denkungsart und Verdienste ertheilen, und über das Streben nach Rang und Würde. Ist der Vorzug einer nicht glänzenden aber ruhigen und sorgenlosen Lage, ist das Glück einer von allem Ehrgeize freyen Seele irgendwo eindringlicher und schöner geschildert worden? Leset die sechste Satire des zweyten Buches, in der sein Herz noch lauter und vernehmlicher redet. Welch ein reizendes und anschauliches Bild der Vergnüglichkeit! Welch eine lebhafte Darstellung des Satzes, daß die Zurückziehung in sich selbst ein Schritt mehr zur Zufriedenheit und zum wahren Genusse des Lebens sey! Wo ihr aufschlaget, — ihr begegnet überall einem

Dichter, der eine goldne Lehre für euch in Bereitschaft hält, der eure Leidenschaften zu beruhigen, eure Zufriedenheit zu vermehren, und euch mit euch selber in Uebereinstimmung zu setzen sucht, der hier euch von einem thörichten Wahne zu heilen, und dort von einem alten und entehrenden Vorurtheile zu befreyen strebt, der alle Dinge, nach dem Einflusse, den sie auf das Glück des Lebens haben, betrachtet, und darum, vor vielen andern, der Sokrates unter den Dichtern zu heißen werth ist.

Und so erscheint er nicht bloß in seinen Satiren, so erscheint er auch in seinen Episteln, — einer Sammlung von Gedichten, die von seinen moralischen Satiren, nur der Aufschrift nach, verschieden und, nach meinem Gefühle, das Edelste und Köstlichste sind, was der Griffel der römischen Muse der Nachwelt übergeben hat. Mag immerhin das Heldengedicht, das einem Maro durch sie gelang, zu einer höhern Bewunderung hinreißen, mögen Catulls Tändeleyen und die Scherze eines Ovid und die Klagen eines Tibull, in den Jahren der Jugend und der Empfindung, einen lebhaftern Eindruck zurücklassen, mögen selbst die Oden Horazens für alle, denen es wohl thut, einem begeisterten Dichter nachzufliegen und ihre Phantasie an seinen Bildern und ihr Ohr durch seinen Wohllaut zu berauschen, das erhabenste Denkmal seines Geistes seyn, ich streite mit Niemanden; das aber weiß ich, daß ich aus keinem Buche des Alterthums mehr

Brauchbares für das Leben gelernt habe, daß ich heute noch keines lieber zum Gefährten meiner einsamen Stunden wähle, und auch künftig keines einer wiederholten Lesung würdiger halten werde, als Horazens Episteln. Ich sage nichts von dem Inhalte derselben. Die in ihnen herrschende Idee ist die nehmliche, die, wie gedacht, in einigen seiner Satiren und auch in manchen seiner lyrischen Stücke vorkommt. Es ist der Geist seiner gesammten Philosophie, es ist die Summe aller in seinem Leben gemachten Erfahrungen und daraus gezogenen Betrachtungen, »es ist, mit Wieland zu reden, das Einzige, was unter allen Umständen und in allen Lagen, mitten unter den Ungewißheiten der menschlichen Dinge, den Zweifeln der Vernunft, und den Unbeständigkeiten des Glücks für ihn wahr und unveränderlich blieb; es ist der goldne Spruch, den er seinem Arist zuruft: Lebe mit deinem Loose vergnügt! es ist die freundliche Ermahnung an den ehrlichen Bullatius, der die Krankheit seines Gemüths durch Luftveränderungen und Reisen zu heilen hoffte:

> Nimm jede frohe Stunde,
> Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere
> Die Gegenwart nicht um der Zukunft willen,
> Damit du, wo du lebest, sagen könnest:
> Ich lebte gern.

es ist, mit einem Worte, der große Grundsatz der

Philosophie des sokratischen Aristipps: Das, was wir suchen, ist immer in unsrer Gewalt; es ist hier oder nirgends," — also keine Wahrheiten, die sich durch ihre Neuheit, aber wohl durch die Kunst empfehlen, die von dem Dichter auf die Darstellung und Einkleidung derselben gewandt worden ist, und daher vorzüglich verdient, daß wir ihr eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Wenn, wie ich erwähnte, der Hauptgedanke, in den Episteln Horazens, ein einziger und die Wahrheiten, die er uns ans Herz legt, immer dieselben sind, so bringt sich uns wohl keine Frage früher und natürlicher auf, als die: Und woher kommt es gleichwohl, daß seine Unterhaltung uns nicht ermüdet, daß wir ihm mit so vielem Vergnügen zuhören, und seine Wiederholungen keine Wiederholungen für uns sind? Ist es der Reichthum seiner Sprache und seiner Wendungen, der uns vergessen macht, daß der Dichter immer dieselbe Idee verfolgt und zu demselben Satze zurückkehrt? Ist es die innre Reichhaltigkeit der Idee selbst, oder ist es ihr Umfang, — ihre Verwandtschaft mit einer Menge von Nebenideen, wodurch sein Vortrag anziehend für uns wird? Ist es die Geschicklichkeit, den Leser durch allerley Abschweifungen und eingestreute Bemerkungen zu vergnügen, und ihn so vor dem Ueberdrusse, der ihn außerdem beschleichen würde, zu sichern? Ist es das Salz, womit er seine

Lehren bestreut, die Feinheit, wodurch er seine Gedanken würzt, die ungezwungene Leichtigkeit, mit der er sich mittheilt, mit einem Worte, was ist es, das die Einförmigkeit, die in dem Inhalte seiner Episteln liegt, verdeckt, oder ihnen vielmehr eine Mannigfaltigkeit giebt, die belohnt und ergetzt?

Unstreitig dienen alle die genannten Eigenschaften dazu, die Episteln unsers Dichters mannigfaltig und unterhaltend zu machen und das Wohlbehagen, das wir aus der Lesung derselben schöpfen, zu mehren. Allein der Hauptgrund, weshalb uns Horaz immer neu und seine Philosophie nie alltäglich erscheint, liegt unstreitig in dem Umstande, daß er nie ohne Beruf zur Feder greift, oder ohne besondere Aufforderung dichtet. Gehet seine Episteln, der Reihe nach, durch und fragt euch, was ihn zum Schreiben bewog. Es ist nicht, wie bey so vielen andern Dichtern, Gewohnheit an den Umgang mit den Musen, noch Drang einer Einbildungskraft, die Beschäftigung sucht, viel weniger eine durch Beyspiele gereizte Nacheiferung. Wenn er schreibt, schreibt er, von seinem Herzen getrieben, und durch äußere Veranlassung geweckt; und eben die Ergreifung dieser äußern Veranlassungen und die stete Rücksicht auf die Lage und Verhältnisse der Personen, an die seine Verse gerichtet sind, und die Art, wie er ihre Angelegenheiten zu den seinigen macht und sich an ihre Stelle zu setzen weiß, ist es, was seiner Philosophie Mannigfaltigkeit giebt und jeder seiner Episteln

einen eignen Stempel aufdrückt. Leset die an den jungen Lollius! Ein treuer, theilnehmender Freund redet zu seinem jungen Freunde, der, unerfahren und rasch, wie er ist, sich dem großen und gefahrvollen Meere des Lebens anvertrauen will, um ihn, wo möglich, auf seinem Laufe zu leiten, und vor den Klippen, die ihm im verborgnen drohn, zu warnen. Wie vortrefflich weiß er sich in den Charakter des zuversichtlichen Jünglings hineinzudenken, wie geschickt die ganze Reihe von Lebensregeln, die er ihm mittheilt, nach dem Bedürfnisse desselben zu wählen! Es sind nicht die Worte eines philosophirenden Dichters, es sind die Worte eines zärtlichen, besorgten Vaters. Leset die Epistel an den Mäcen g)! Jede Zeile sagt uns, daß sie der Berichtigung eines besondern, zwischen dem Dichter und seinem Gönner obwaltenden Mißverständnisses gewidmet, daß sie gedichtet ist, die Freyheit des erstern zu sichern und die Ansprüche des letztern an ihn zu beschränken und zu berichtigen. Nur ein solches Verhältniß, wie zwischen beyden Statt fand, nur Forderungen, wie sie, in einem solchen Verhältnisse, der Angesehene an den Niedrigern zu thun sich berechtiget glaubt, mochten ein Stück von einem so ganz eignen Gepräge erzeugen, und ihm den Charakter einer so freymüthigen und doch so anständigen Lossagung aufdrücken. Leset den kleinen hingeworfenen Brief an

g) Die siebente des ersten Buches.

den Bullatius! Er konnte nur durch einen Mann veranlaßt werden, der, weil es ihm zu wohl war, sich nirgends wohl befand, und von der Veränderung des Aufenthalts erwartete, was er sich, ohne von der Stelle zu kommen, geben konnte, sobald er wollte. Leset die Briefe an den Quinctius und an den Scäva, und den zweyten Brief an den jungen Lollius! Wir kennen die Personen, an die sie gerichtet sind, wenig oder gar nicht, aber das wissen wir mit Sicherheit, daß jeder dieser Briefe seine eigne Veranlassung hatte, oder vielmehr, daß jeder aus dem besondern Verhältnisse, in welchem der Dichter zu seinen Freunden stand, entsprang. Der eine derselben ist ein Mann, der gar zu gern für rechtschaffen und brav gelten möchte, und doch nicht Muth und Selbstüberwindung genug hat, um das, was er scheinen will, wirklich zu seyn. Ihm sagt darum der Dichter, daß Weisheit und Tugend eines jeden eigne Angelegenheit sey, und hierin andre betrügen so viel heiße, als sich selbst betrügen. Der zweyte hat bisher, bey den Großen mehrmahls, doch ohne Erfolg, sein Glück versucht. Mißmuthig über fehlgeschlagne Hoffnungen, ist er entschlossen, sich zurück zu ziehn, und nennt den Umgang mit den Mächtigern eine drückende und entehrende Sklaverey. Der Dichter berichtigt sein Urtheil und sucht ihn zu überzeugen, daß es mehr Kühnheit erfordere und einem Manne mehr Ehre bringe, in der Welt und am Hofe zu leben, ohne seine Freyheit zu verlieren, als in die

Einsamkeit zu fliehen und sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Der dritte, uns schon aus einem frühern Briefe, als ein junger Mann ohne Vorsicht und Erfahrung, bekannt, wandelt, wie Scäva, auf dem schlüpfrigen Eise des Hofes: aber sein Fehler ist nicht Mißmuth über erfahrne Täuschung, sondern Rauhigkeit, Hitze und republikanische Unbiegsamkeit. Konnte ihm Horaz ein angemeßneres Geschenk machen, als mit einem Briefe, der ein vollständiges Lehrbuch der Kunst mit den Großen umzugehn, genannt werden darf? Es wäre unnöthig tiefer ins Einzelne einzugehn und den Beweiß für meine Behauptung durch mehrere Beläge zu führen. Es ist offenbar, so sehr das Verständniß der horazischen Episteln durch die uns größtentheils unbekannten Veranlassungen erschwert wird, so sehr gewinnen, wenn es dem Scharfsinne selbige zu enträthseln glückt b), die Philosophie und Darstellung des Dichters, eben durch die kluge Benutzung des Eigenthümlichen in der Lage und in dem Verhältnisse seiner Freunde, an Neuheit und Anschaulichkeit. Wenn unter zehn Episteln der Franzosen neune ihre Aufschrift verändern können, ohne darum, — weil sie bloß moralische oder

b) Leser, die einen alten Dichter, nicht bloß um der Sprache, sondern um der Gedanken willen, lesen, werden gern gestehen, daß gerade in der Entdeckung dieser verborgenen Veranlassungen ein Hauptverdienst der wielandischen Arbeit über unsern Dichter besteht.

wissenschaftliche Lehrgedichte sind, — an Schönheit und Annehmlichkeit zu verlieren, so bedarf dagegen auch die kleinste Epistel Horazens ihrer Aufschrift und der nähern Kenntniß des Mannes, an den sie gerichtet ist: denn keine ist eine Abhandlung für sich, sondern jede ist Epistel im eigentlichen Sinne des Wortes. Darf man sich wundern, wenn eine und dieselbe Ansicht nie ermüdet, da das Licht, in dem sie erscheint, nie das nehmliche ist?

Doch nicht die Lebensweisheit allein ist es, die man an den Episteln unsers Dichters schätzt; auch die Feinheit, mit der er seine Gegenstände behandelt, auch die Mäßigung, die er bey Ernst und Spott, Lehre und Verweiß nie verläugnet, kurz, der gute Ton, oder das, was die Römer mit dem Worte Urbanität bezeichnen, ist ein anderer Vorzug, den man in seinen Briefen zu finden glaubt; und gewiß, wenn man die Art und Weise, wie er von sich redet, (ein Fall, der gerade nicht selten eintritt,) vor Augen hat, wer wird nicht willig bekennen, daß er die Kunst seine Kräfte zu schonen und sie absichtlich zu verkleinern, jene Kenntniß, deren Mangel er an dem Lucil tadelt i), eben so vollkommen besessen, als angewandt habe? Aber man kann auch fragen, ob er die Gesetze des feinen Tones und der Humanität mit gleicher Gewissenhaftigkeit

i) 1, Sat, X, 13.

haftigkeit und Sorgfalt gegen seine Freunde beobachtet hat, und hier, ich gestehe es frey, wiewohl ich den Ausspruch mehrerer Ausleger gegen mich habe, dünkt es mich, daß er, wenn wir die Sache, nach unsern Sitten und nach unsern Begriffen von Lebensart und gutem gesellschaftlichen Ton betrachten, nicht das nehmliche Lob verdiene. Zwar möchten wir wohl nicht immer im Stande seyn, über diesen Punkt genau und richtig zu urtheilen. Das Verhältniß, in welchem Horaz zu mehreren seiner Freunde und Gönner stand, ist uns nicht überall vollständig und zuverlässig genug bekannt, und doch wird diese Kenntniß vorausgesetzt, um entscheiden zu können, was und wie viel er sich gegen jeden erlauben durfte. Indeß, je aufmerksamer ich seine Briefe in der angegebnen Hinsicht lese, je mehr glaube ich in ihnen, zwar nicht das Gepräge einer sich auszeichnenden Urbanität, aber dafür ein anderes und nicht schlechteres, das Gepräge der Wahrheitsliebe, Offenheit und Freymüthigkeit, zu erkennen. Dieser Charakter ist es z. B., der dem oben angezogenen Briefe an den Mäcen durchaus aufgedrückt ist. Kann man aufrichtiger mit einem Manne reden, der zu viel Werth auf seine Wohlthaten legt und zu wenig Rücksicht auf unsre Ruhe and Wünsche nimmt, als wenn man ihm gerade heraus sagt, daß man ihm viel lieber alles Erhaltne zurückgeben, als sich in seiner Freyheit beschränken lassen wolle? Eben dieß ist der Fall mit der Epistel an den Quinctius. Ich glaube

gerne, daß Quinctius einer von den Leuten war, bey denen sich Horaz, wie man zu reden pflegt, etwas herausnehmen durfte. Aber welches auch ihr freundschaftliches Verhältniß war, schonend ist wenigstens die Art, wie er ihn behandelt, im geringsten nicht. Schon lange sagt er zu dem Manne, der es gewiß fühlte, wie viel ihm noch zum Biedermanne, den er gerne vorstellen wollte, fehle:

Schon lange preist ganz Rom
Dich laut als einen seiner Glücklichen.
Und doch besorg' ich, daß du andern mehr
In diesem Stücke glaubest, als dir selbst.
Es ist bey dir so ausgemacht wohl nicht,
Daß nur der Weis' und Gute glücklich ist;
Und da die Leute dir so viel von deiner
Gesundheit schwatzen und wie herrlich wohl
Dir sey, — wer weiß, ob dir's vielleicht nicht gar
Wie dem ergeht, der ein geheimes Fieber
Zur Tafelzeit verhehlt, bis ihm vor Zittern
Der Bissen aus den glatten Händen fällt.

Nicht viel säuberlicher verfährt er mit seinem Freunde Numicius. Die Unentschlossenheit, die sich in seinen Handlungen offenbarte, die Uneinigkeit, in welcher er mit sich selbst lebte, und die Veränderlichkeit, die ihn nie einen Plan lange und anhaltend genug verfolgen ließ, — alles dieß tadelt er an ihm, nicht auf eine versteckte und schlaue, sondern auf eine so offne und unbefangene Art, daß man wohl einsieht, es war ihm ganz eigentlich darum zu thun, seinem Freunde den

Text zu lesen. Ja Bullatius selbst, — könnte er über die ihm anklebende Thorheit, sein Glück überall, nur nicht in sich selber zu suchen, deutlicher belehrt werden, als es Horaz in den Worten thut: »Was du suchest, ist allenthalben, es ist in dem kleinen Dörfchen Ulubrä, wenn du ein zufriednes Herz in dir trägst.« Diese Beyspiele, (und ich könnte deren beynah aus allen Briefen des Dichters sammeln,) zeigen, wie ich glaube, zur Gnüge, daß wir die Begriffe von Lebensart und feinem Tone, dergleichen wir aus unsern Zirkeln und aus der Lesung der neuern Poesien einsaugen, nicht auf die Briefe des Römers anwenden dürfen. Jene Behutsamkeit, mit der wir die Fehler unserer Freunde zu berühren, jene Feinheit, in die wir unsern Tadel einzukleiden pflegen, — Bedingungen, die eben Ursache sind, daß die meisten poetischen Briefe der Neuern mehr allgemeinen Lehrgedichten, als wirklichen, an bestimmte Personen erlassenen, Briefen ähnlich sehen, — ist offenbar der Charakter seiner Stücke nicht. Der Ton, dessen er sich gegen seine Freunde bedient, ist der Ton eines Mannes, der sich allerdings durch den Umgang mit der Welt und mit der Gesellschaft gebildet, aber darum die alte römische Freymüthigkeit nicht ausgezogen hat. Das Selbstgefühl, das Kenntniß und Seelenadel erzeugen, hebt ihn über die meisten seiner Zeitgenossen empor und giebt seinem Ausdrucke eine zwar anständige, aber nichts destoweniger unbefangene Dreistigkeit. Wenn er seine

ernstlich gemeinte Lehre zuweilen durch einen Anstrich von Laune und Schalkheit mildert, und seinen Tadel hinter einer gefälligen Wendung versteckt, so geschieht beydes, nicht, um sich als einen feinen und zierlichen Schriftsteller geltend zu machen, sondern vielmehr, um die unerläßlichen Gesetze, die Bescheidenheit und Wohlanständigkeit jedem auflegen, zu erfüllen, so ist jene Milderung und diese Zurückhaltung gerade nur so groß, als sie zu seyn braucht, um seinen Erinnerungen ungehinderten Eingang zu verschaffen.

Ich bin meinen Lesern, ehe ich die Satiren und Episteln Horazens verlasse, noch einige Bemerkungen über die Manier, in der sie geschrieben sind, schuldig. Es wäre unstreitig sehr überflüssig, sie hier versichern, oder gar durch Beyspiele beweisen zu wollen, daß der Vortrag, dessen sich der Dichter in beyden beflissen habe, der leichteste, ungezwungenste und für die Sache schicklichste sey. Von einem Dichter, dessen richtiger Geschmack und große Gewandtheit im Ausdrucke allgemein bekannt sind, läßt sich dieß von selbst erwarten; und in der That hat Horaz nicht nur die poetische Sprache, sondern auch den Hexameter dem Inhalte seiner Versuche so glücklich anzupassen, jener die ihr natürliche Würde und Hoheit, und diesem die ihm eigene Feyerlichkeit so geschickt zu benehmen gewußt, daß er, von Seiten der Angemessenheit der Darstellung, mit Recht musterhaft zu heißen verdient. Etwas getheilter sind hingegen die Meinungen, wenn

von der Anlage und der innern Einrichtung seiner Satiren und Episteln die Rede ist. Findet sich, so hat man gefragt, jene leichte Ordnung in ihnen, die er selbst zur Vollkommenheit eines dichterischen Werkes für nothwendig hält, oder hat er seine eignen Vorschriften vernachlässigt? Trifft der Tadel der Undeutlichkeit und Verwirrung seine Entwürfe mit Grund, oder sind sie vielleicht nur zu fein und zu versteckt, um, wie Blackwell sagt *k*), von dem gemeinen Manne in der gelehrten Welt wahrgenommen zu werden? Ist, mit einem Worte, der Verdacht der Planlosigkeit seine, oder ist er die Schuld seiner Ausleger?

Unstreitig, und wie uns schon der Ausspruch Suetons *l*) vermuthen läßt, Schuld der letztern. Für den bey weitem zahlreichern Theil derselben mußten allerdings die Schlangenwege und Abschweifungen, auf denen Horaz sich unaufhörlich von seinem Ziele zu entfernen scheint, aber nur desto sicherer, zur gehörigen Zeit, an den Ort seiner Bestimmung anlangt, labyrinthische Irrgänge seyn, auf denen ihr beschränkter Blick sich verlor, ohne einen Ausweg zu finden. Das Ansehn einer durch den Zufall geleiteten Unterredung, das Horaz seinen Stücken so gern zu geben

k) Memoires de la cour d'Auguste. Voll. II. S. 460.

l) In dem, ihm nicht ohne Wahrscheinlichkeit zugeschriebenen, Leben des Dichters. Venerunt, sagt er, in manus meas et elegi sub ejus titulo et epistola prosa oratione, sed utraque falsa puto. Nam elegi vulgares, epistola obscura, quo vitio minime tenebatur.

sucht, und wodurch sie so sehr an Anmuth und Reiz gewinnen, das zarte und kaum sichtbare Band, vermittelst welchem er einen Gedanken an den andern anreiht und Periode mit Periode verkettet, die Uebergehung mehrerer Mittelideen, die der Leser zu ergänzen gezwungen ist und nicht jeder sogleich in Bereitschaft hat, endlich die öfftere Weglassung der Redepartikeln und Vernachlässigung des sogenannten grammatischen Zusammenhanges, — sehet da eine Reihe von Ursachen, deren jede vermögend ist, ein ungeübtes Auge zu verwirren und das Urtheil unerfahrner Ausleger mißzuleiten. Die Wege eines dichterischen Genies auszuspähn, sind bekanntlich Sprachkenntnisse und Gelehrsamkeit nicht hinreichend. Es gehört dazu ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn, und eine ungemeine Geschmeidigkeit des Geistes, ja, man möchte sagen, um es ganz zu verstehn und zu fassen, ein Genie, das ihm ähnlicht. Kein Wunder, wenn das Vorurtheil von der Verworrenheit Horazens und von den Schwierigkeiten ihn auszulegen sich lange erhalten hat, und nicht sowohl durch die Zeit, als durch ein glückliches Ungefähr — durch Männer, die mit seinem Geiste verwandt und durch Philosophie und Geschmack geleitet, zu seiner Erklärung hinzukamen — zerstreut worden ist. Auch von diesem Verdienste eignet sich, nächst Sanadon, unser Wieland keinen unbeträchtlichen Theil zu, und man erweist ihm gewiß nicht zu viel Ehre, wenn man, was er von seinem Dichter rühmt, auf ihn selbst, als Ausleger, anwendet, —

wenn man sagt, daß er mehrern Gedichten Horazens, durch seine Behandlung, Haltung, natürliche Farbe, Schatten und Licht gegeben und sie in schöne und mit sich übereinstimmende Gemählde verwandelt habe, die den Verstand, das Herz und den Geschmack befriedigen.

Aber dieser dem Dichter zu gut kommenden Betrachtungen ungeachtet, bleibt es doch nichts desto weniger wahr und gewiß, daß er, von Seiten des Plans und der Verbindung, nicht vollkommen gerechtfertigt werden kann. Auch er hat, so viel ich einsehe, gerade, wie andre Dichter, die Schwierigkeit, die bey didaktischen Versuchen am häufigsten eintritt, und nur mit Mühe besiegt wird, — die, von einer Idee zur andern überzugehen, ohne durch die Uebergänge selbst der Lebhaftigkeit und Kürze des Ausdrucks zu schaden, mehr denn einmal gefühlt, und lieber durch einen, wenn auch etwas gewagten und befremdenden, Sprung den Weg zu seinem Ziele beschleunigen, als sich und den Leser durch das Legen von Brücken und Stegen aufhalten wollen. Ob dieser Mangel eines leichten und bequemen Zusammenhanges in der römischen Sprache (vielleicht weniger oder gar nicht bemerkt wurde) können wir nicht entscheiden; das aber wissen wir, daß die geschicktesten Uebersetzer Horazens in den neuern Sprachen sich gezwungen gesehen haben, mehrere jener fehlenden Brücken zu schlagen, oder doch die Stelle, wo sie fehlten, in ihren Anmerkungen zu bezeichnen, — ein deutlicher Beweiß, daß *wir* wenigstens nicht überall hell sehen und zur höchsten Vollkommenheit des

Styles noch etwas an Horazen vermissen. Wenn übrigens dieser Vorwurf die Satiren und freundschaftlichen Briefe seltner trift, als die wissenschaftlichen, ich meyne, den Brief an den August, den an den Julius Florus und den berühmten an die Pisonen, wenn insbesondere der leztere, von Seiten des Plans, den Scharfsinn der Kunstrichter mehr, als die andern alle, beschäftigt und sie weniger für die ihm geschenkte Mühe belohnt hat, so dürfen wir, zur Rechtfertigung unsers Dichters, nicht vergessen, daß wir überhaupt in Allem, was sich auf Wissenschaft und wissenschaftliche Kenntnisse bezieht, methodischer, als die Alten, verfahren und eben darum den Mangel strenger Ordnung leichter in ihnen wahrnehmen und schwerer verzeihen. Glücklicher Weise vereinigen die genannten Briefe Vorzüge in sich, durch welche sie dem Freunde der Geschichte, wie dem Freunde der Muse, heute noch sich empfehlen und sogar, bey einer noch größern Unvollkommenheit des Plans, empfehlen würden. Für jenen sind sie ein treuer Abriß von dem Zustande des Geschmacks und der schönen Litteratur der Römer unter August, und für diesen ein Handbuch, das er Tag und Nacht lesen wird, wenn es ihm ein Ernst ist, sich des poetischen Lorbeers würdig zu machen.

(Der Beschluß künftig.)

Inhalt

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Druckfehler im vorigen Stücke

(4ten B. 1stes St.)

S. 150 Z. 18 lese man meiner für einer.
S. 169 Z. 15 Crescimbeni für [illegible].
S. 192 Z. 22 Meer für Meere.
— — Z. 25 Dem für Den.
S. 195 Z. 13 frühem für frühen.
S. 196 Z. 11 noch für nah.
S. 203 Z. 2 v. unten In Kreisen für Im Kreise.
S. 205 Z. 9 ein für im.
S. 231 Z. 2 v. unten Canzonen für Can[illegible].

